Zeitschrift
für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft.

Nr. 9. September 1906. VIII. Jahrgang.

Die Nation der Bastards.

Mit 16 Bildern nach Original-Photographieen, und einer Skizze.

Bayer,
Hptm. im Gr. Genst., früher im Genst. d. Sch. Tr. f. S. W. A.

Mit meinen Bastardsoldaten fühle ich mich sicher auf Patrouille", sagte mir Hauptmann Böttlin im Lager von Okosondusu, „sie haben vorzügliche Augen, und verstehen es meisterhaft Spuren zu lesen. Gute Schützen sind sie und tüchtige



Hauptmann Böttlin auf der Zebrajagd (Mai 1903).

Kämpfer im Busch. Es sind Leute, auf die ich mich verlassen kann." Er hätte noch hinzufügen müssen: „Ich kann mich auf sie verlassen, weil sie Vertrauen zu mir besitzen, weil sie mich im Gefecht gesehen haben, mit mir in schweren Stunden zusammen waren, und weil es eine Eigentümlichkeit dieser Leute ist, daß man ihr Zutrauen schwer erringt, daß sie aber fest an den glauben, der sich in ihren Augen bewährt hat." Doch wer wirklich etwas geleistet hat, kann der Ruhmredigkeit antreten, und hier schrieb ich nieder, was Böttlin aus Bescheidenheit nicht hinzugesetzt hat.

Es ist ein eigentümliches Volk, diese Bastards. Ein Mischvolk von Buren und Hottentotten. Es handelt sich hier nicht um eine Rasse, ja nicht einmal um einen bestimmten Typ. Je nach Mischung des Blutes der Vorfahren ähnelt der

Bastard mehr dem Arier, oder mehr dem Hottentotten. Alle Farbentöne der Haut sind vertreten, vom weiß des Europäers bis zum tiefdunkelbraun des Bantus. Und doch ist es ein ganz bestimmter Menschenschlag, den wir unter dem Sammelnamen „Bastards“ vor uns haben, Leute ganz bestimmter Prägung des Charakters.

Zunächst etwas über die Vorgeschichte des Volkes. Die Bastards kamen, geführt von Missionar Heidmann, in den 70er Jahren über den Oranje.*) Sie flüchteten vor Koranna-Hottentotten und Buschleuten, denen sie bei ihrer geringen Zahl nicht Widerstand zu leisten vermochten. Nordwärts zogen sie, bis in die Gegend von Rehoboth. Es war zunächst ein wüster unwirtlicher Platz, wo sie sich niederließen, aber sie mußten damit zufrieden sein ein Stück Land gefunden zu haben, wo sie unbehelligt sich wieder ein neues Heim schaffen konnten. Der Platz war gut gewählt. Wasser war in Fülle vorhanden, die Weide für die Herden erwies sich als sehr gut und reichlich. Das war die Hauptsache, denn die Rinder und „Bockis,“ die Schafe und Ziegen sind das einzige wertvolle Besitztum dieser Leute. Alle ihre Gedanken drehen sich um diesen Punkt, der Viehzucht verdankt die Bastard-Nation ihren Aufschwung, ihren jetzigen Reichtum. Nie wäre es freilich möglich einen solchen Erfolg einzig und allein durch Viehzucht zu erzielen, wenn nicht jedem Bastard die Passion dafür, und eine grenzenlose Liebe zu seinen Tieren im Blute steckte. Jedes Einzelne seiner Rinder und Schafe kennt er ganz genau, nennt es mit Namen, beobachtet seine Eigentümlichkeiten, weiß von seinen Eigenschaften in fast überschwenglicher Form zu erzählen, und kennt keine größere Freude, als wenn es ihm gelingt, seine Herde durch ein schönes Stück zu bereichern.

Ebenso geht ihm aber auch jeder Verlust nahe. Diesen zu hindern war oft recht schwer. Das Bastardland lag zwischen den Gebieten der Hottentotten und der Hereros. Diese beiden Volksstämme waren bedeutend stärker, und waren nun mit der allen eingeborenen Stämmen eigenen Rücksichtslosigkeit bestrebt, ihre Überlegenheit nach Kräften auszunutzen.

Eine natürliche Folge davon war, daß die Bastards an uns Anschluß suchten, um nicht vereinzelt den Angriffen ihrer unruhigen Nachbarn ausgesetzt und preisgegeben zu sein. Glücklicherweise besteht eine alte Feindschaft zwischen Hottentotten und Hereros. Wie die Geschichte der Völker zeigt, verdankt manch kleiner Staat seine Existenz nur dem Umstand, daß die mächtigen Grenznachbarn sich gegenseitig in grimmer Feindschaft nichts gönnen, und bestrebt sind ihn in Güte auf ihre Seite zu ziehen. Mit anerkennenswertem diplomatischen Geschick verstand es der „Rat“ der Bastards bei Händeln neutral zu bleiben, oder sich auf die Seite des Stärkeren zu werfen.

Aber auch der Rasse-Angehörigkeit halber haben sich die Bastards uns angeschlossen. Das weiße Blut, das in ihren Adern rollt, ist ihr Stolz. Sie fühlen sich den andern Eingeborenen überlegen, und lieben es mehr zu den Weißen gezählt zu werden.

Schon 1894 im Naukluftkriege leisteten sie uns vortreffliche Dienste. Ohne ihre Hülfe hätte der Feldzug nie den verhältnismäßig schnellen und günstigen Verlauf nehmen können. Wie tatkräftig die Bastards uns damals beistanden, beweisen ihre Verluste im Gefecht. Unter den Gefallenen befand sich auch der gewandte und kühne Unterkapitän Hans Diergard.

---

*) Vergleiche: Schwabe, „Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika.“



Bastard-Abteilung in deutscher Schutztruppen-Ausrüstung.

Es war ein glücklicher Gedanke aus den Bastards ein Hülfskorps zu bilden. Ihre Bewaffnung, Ausrüstung und Gefechtsart war 1894 noch so verschieden von der unserer Schutztruppe, daß sich der Mangel an Einheitlichkeit öfters störend bemerkbar machte. Der Plan wurde aufgestellt die jungen Bastardsoldaten völlig nach unserer Weise militärisch zu erziehen. 1895 machte Schwabe hiermit die ersten praktischen Versuche, die sich so gut bewährten, daß man von da ab alljährlich in Form von Einziehungen zu Reserve- und Landwehrübungen den Bastard-Rekruten die Grundzüge deutscher Ausbildung zu eigen machte. Anfänglich war es freilich recht schwierig. Es ist ergötzlich, im Buche von Schwabe zu lesen, wie schwer es zuerst fiel den Leuten, die in größter Freiheit und Ungebundenheit dahin leben, Verständnis für das Wesen der Disziplin beizubringen. Auch sonst stellten sich Schwierigkeiten ein, vor allem wegen der Sprache; die Bastards sprechen das sogenannt „Kapholländisch", ein recht schwieriges Idiom, dessen Hauptbestandteil aus holländisch besteht, das mit einer Anzahl englischer und deutscher Worte vermengt wurde. Für Begriffe wie „senkrecht" und „wagrecht", die bei der Ausbildung mit dem Gewehr gebraucht werden, fehlte es an entsprechenden Ausdrücken, so daß erst eine eingehende Erklärung hierfür notwendig war. Ferner konnten auch nur die Wenigsten lesen und schreiben, so daß neben der militärischen Ausbildung ein Unterricht hierin angesetzt werden mußte.

Einschaltend möchte ich hierbei bemerken, daß leider heute noch für die geistige Fortbildung der Bastards viel zu wenig geschieht. Die Bastardnation mag jetzt ungefähr 2000 Köpfe stark sein, für die Rehobother Schule waren aber vor dem Aufstand nur — 150 Mark im Jahre angewiesen. Es wäre dringend zu wünschen, und es ist in unserem Interesse, daß in Zukunft mehr geschieht, um die Bastards, was Bildung und Auffassung betrifft, uns möglichst nahe zu bringen. Je mehr wir dies fördern, um so mehr werden sich auch die Bastards als Deutsche fühlen, ihr Bewußtsein wird gestärkt, die Macht des deutschen Reiches wird ihnen klarer und verständlicher und wir haben dann weiter so treue, aber noch wertvollere Bundesgenossen in ihnen.

Daß trotz der geringen bisherigen Unterstützung heute immerhin noch etwa der dritte Teil der Leute holländisch schreiben und lesen, so wie fast jeder Erwachsene seinen Namen schreiben kann, muß fast Wunder nehmen und erklärt sich nur durch die ungeheure Mühe, die sich Lehrer und Lernende geben. Herrn Heidmann, dem trefflichen, getreuen Missionar, fällt hierfür der Hauptverdienst zu.

1896 leitete Oberleutnant Frhr. v. Schönau-Wehr unter Schwabes Aufsicht die Ausbildung der Bastards, übernahm sie dann von 1897 bis 1899 selbstständig, und übergab sie dann dem Hauptmann Böttlin, dem neuen Distriktschef. Letzterer blieb bis 1905, also bis zum Hottentottenfeldzug. Er hat somit einen erheblichen Anteil an den Erfolgen, welche die Bastards noch zu verzeichnen hatten. Doch davon später.

Im Jahre 1896 beteiligten sich die Bastards, wiederum Schulter an Schulter mit uns kämpfend, an der Niederwerfung der Hereros. Etwa 30 Mann schickte uns der Rat, eine erhebliche Kriegsmacht zu damaliger Zeit. Solche Truppenmassen wie jetzt während der letzten Aufstände hat das Land früher nie gesehen. Von den 30 Mann wurden 3 verwundet und 2 fielen, ein Zeichen, daß die Hülfstruppe sich recht gut benommen hat. Vier Leute wurden dekoriert, wobei eingeflochten

werden muß, daß die Medaillen für Bastards und Eingeborene etwas kleiner sind, als die, welche unseren Leuten verliehen werden.

Schon eingangs war darauf hingewiesen, daß die Bastards vortreffliche militärische Eigenschaften besitzen. Durch ihre fortgesetzte Gewöhnung an das Leben im Freien, ihre Jagdpassion und ihre Kenntnis des Landes besitzen sie sehr schätzenswerte Vorbedingungen als brauchbare Feldsoldaten. Dabei reiten sie vorzüglich, sind mit den Schlichen und Kniffen der Eingeborenen vertraut, und sind geradezu Meister in der schwierigen und bei afrikanischer Kriegführung so wichtigen Kunst Pferde abzutreiben und Rinderherden zu erbeuten. Ihr Talent im Spurenlesen ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß sie zur Erhaltung ihrer Viehherden



Oberleutnant Freiherr von Schönau-Wehr,
früherer Distrikts-Chef von Rehoboth, mit Bastardmädchen vor dem Distriktsamt.

oftmals gezwungen sind abgekommene oder weggelaufene Tiere wieder einzufangen und zurückzuholen. Gewöhnung tut hierin das Meiste, und es ist geradezu erstaunlich, was hierin manchmal geleistet wird. Ein Bastard sagte mir einmal auf Tag und Stunde genau, wann ein Hererotrupp die Pad gekreuzt hatte. Er beschrieb mir die Bande, als ob er sie gesehen hätte, wieviel Männer, Weiber, Kinder, wieviel Krieger dabei seien und wieviel Köpfe ihre Rinder- und ihre Schafherde ungefähr habe. Zufällig konnte ich seine Angaben, die ich zunächst ernsthaft aber mit innerlichen starken Zweifeln angehört hatte, auf ihre Richtigkeit prüfen, denn die Bande wurde bald darauf gestellt und gefangen genommen. Alle Angaben erwiesen sich als zutreffend.

Es fehlt den Bastards auch sicher nicht an Mut. „Es war eine Freude", schrieb mir Hauptmann Böttlin nach einem Gefecht, „unsere Bastards beim Vor-

stürmen zu sehen, wie sie über Steingeröll und Klippen in die Hereros mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit hineinritten, die ihnen in solchem Gelände keine weiße Truppe nachmacht.“ Der Erfolg war damals ein vollständiger. Den Hereros, die Pferde und Rinder gestohlen hatten, wurde der Raub wieder abgenommen, und ihr eigenes Vieh noch dazu. Allerdings ist im Allgemeinen die Fechtweise der Bastards eine viel vorsichtigere als die unserer Truppen. Kühne Entschlüsse und Erfolge wie der eben geschilderte sind daher seltener. Der Grund liegt zum Teil in der noch geringen Anzahl Krieger, welche die noch schwache Nation aufstellen kann. Großen Verlusten darf sich die kleine Truppe daher nicht aussetzen.

Wir haben auf diesen Umstand Rücksicht genommen. Das war um so besser, als die Bastards dadurch für einen Dienstzweig mehr verfügbar wurden, in dem sie Hervorragendes leisten: für die Aufklärung. Jeder Patrouille und Spitze wurden möglichst einige Bastards beigegeben, deren scharfes Auge und trefflicher Spürsinn so manches Unheil abwenden konnte. Ebenso wurden die Bastards geschlossen zu großen Aufklärungsritten verwendet, allerdings immer unter Führung eines weißen Offiziers. Im Gefecht haben wir sie dagegen möglichst geschont, sie oft in der Reserve gehalten und nur im äußersten Notfall verwendet. Ein Mißtrauen lag nicht darin, das geht aus folgendem Befehl hervor, den General von Trotha vor dem Gefecht am Waterberg gab:

„Ich verbiete die Verwendung aller eingeborenen Soldaten mit Ausnahme der Witbois und Bastards für den Tag des Angriffs in vorderster Front, dieselben sind bei der II. Staffel der Verpflegungsfahrzeuge unter strenger Beobachtung zu halten“.

Das damals noch treue Hilfskorps der Witbois und die stets treu gebliebenen Bastards sind damit als fechtende Truppe vorderster Linie anerkannt, und haben auch das in sie gesetzte Vertrauen durch ihr Verhalten im schweren Kampf am Waterberg gerechtfertigt.

Und damit sind wir bei den Leistungen der Bastards als unsere Bundesgenossen während des Krieges gegen Hereros und Hottentotten angelangt.

Als im Oktober 1903 im äußersten Süden der Kolonie der Bondelzwart-Aufstand losbrach, tat eine schleunige Unterstützung der geringen bei Warmbad und Keetmannshoop stehenden Truppen dringend not. Die Bastardnation, welche damals über ungefähr 130 nach unseren Begriffen ausgebildete Soldaten verfügte, stellte sich sofort auf unsere Seite. Hauptmann Böttlin nahm alles, was er zunächst in Eile zusammenbringen konnte, etwa 60 Mann, mit sich nach dem Süden. Am 1. 11. 03. rückte er von Rehoboth ab, und marschierte über Gibeon, Keetmanshoop, Warmbad nach Ramansdrift am Oranje, wo er am 30. 11. 1903 anlangte. Es war die einzige Truppe des mittleren Schutzgebiets, die damals zu den entscheidenden Kämpfen noch zurechtkam. Die 1. Feld-Kompagnie und die 1. Batterie unserer Schutztruppe, die von Windhuk in Marsch nach dem Süden gesetzt waren und den Bastards folgten, gelangten nur bis Kalkfontein südwestlich der großen Karasberge, und mußten, als im Norden der Hererofeldzug am 12. Januar 1904 losbrach, schleunigst wieder Kehrt machen, um nach diesem neuen Kriegsschauplatz zu rücken.

Nach mehreren scharfen Patrouillenritten gelang es Hauptmann Böttlin mit einer Abteilung von 23 Mann bei Hartebeestriviermund eine Hottotten-Werft zu überfallen. Beim ersten Tagesgrauen gab die Abteilung Schnellfeuer auf die



Bastard-Abteilung auf dem Marsche nach dem Süden.

Werft ab und stürmte sie dann mit aufgepflanzten Bajonett. Wieder ein Beweis, daß es möglich ist die Bastards zu tapferen Taten zu begeistern, wenn der Führer sie richtig zu nehmen weiß und ihnen mit gutem Beispiel vorangeht. Daß aber gerade bei diesen Leuten sehr viel, ja sogar alles, von der Person des Führers abhängt, zeigte sich am Nachmittag desselben Tages, als die Abteilung von der Expedition zurückkehrte. Sie bekam plötzlich Feuer vom überlegenem Feind und ein unglücklicher Zufall wollte es, daß Hauptmann Böttlin gleich zu Beginn des sich entspinnenden Kampfes schwer verwundet wurde. Die Gefechtskraft des kleinen Trupps erlahmte, und die Leute gingen, ihren verwundeten Führer mit sich schleppend, über den Oranje, wo sie von der englischen Polizei entwaffnet wurden.

Verhältnismäßig rasch erholte sich Hauptmann Böttlin von seinen Verwundungen, und konnte schon am 27. Januar wieder mit seinen Bastards nordwärts ziehen, um unseren Truppen zu helfen den Aufstand der Hereros niederzuschlagen.



Bastard-Abteilung sucht auf ihrem Marsche vom Bondelzwart-Kriege nach dem Hererolande eine Furth durch das Kamrivier (Anfang März 1904).

Um auch in den abgelegeneren Teilen des Südens eine schlagfertige Truppe zu zeigen, machten die Bastards einen Umweg über Keetmanshoop, Bethanien, Grootfontein (Süd), Nomtses, Gurumanas und trafen am 18. März in Windhuk ein. Zunächst machten sie dann einen Vorstoß nach Groß-Barmen mit, bei dem von Hereronachzüglern reichlich Großvieh erbeutet wurde.

Als im März 1904 die sogenannte „Hauptabteilung“ in Okahandya gebildet wurde, konnte man ihr die inzwischen um 30 Mann verstärkte Bastard-Abteilung angliedern. Beim Vormarsch gegen Otjosasu am 7. April 1904 sehen wir die Bastards wieder in der Avantgarde. Sie melden, daß der Ort vom Feinde frei sei, und daß der Gegner sich weiter östlich in der Gegend von Onganjira zurückgezogen habe.

Bei dem am 9. April stattfindenden Gefecht von Onganjira standen die Bastards auf dem linken Flügel. Ihre Anwesenheit gerade hier erwies sich als sehr segens-



Die Bastard=Abteilung, welche mit uns gegen die Hereros ins Feld zog.
(Aufgenommen am 3. 4. 04 in Okahandja.) × Der Führer: Hauptmann Böttlin.

reich. Der Feind machte fortgesetzte Versuche, unseren linken Flügel zu umgehen, und nur mit äußerster Anstrengung konnte dies verhindert werden. Gegen Abend meldete sogar eine Bastardpatrouille, daß der Feind aus der Gegend von Okatumba Verstärkung von 400 Mann erhalte, die gleichfalls gegen unseren linken Flügel im Anmarsch sei. Diese drohende Umklammerung des an sich schon sehr stark überlegenen Gegners wurde dann durch einen kräftigen Vorstoß unserer Truppen verhindert, und damit das Schicksal des Tages zu unseren Gunsten entschieden.

Vier Tage darauf, beim Vormarsch auf Ovumbio: Wiederum die Bastards in der Avantgarde. Es kommt zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen ihnen und den vorgeschobenen Hererobanden, bei dem der Feind mehrere Tote auf dem Platze läßt. Einen Herero, der Hauptmann Böttlin in die Zügel fallen wollte, schoß dieser mit dem Revolver nieder. Auch der tüchtige Kapitän Kampbell von den Bastards schoß einen Herero aus nächster Entfernung über den Haufen. Bei dem sich nun entspinnenden langwierigen Gefecht füllten die Bastards einen Teil der südöstlichen Front des Karrees aus.

Zufällig lag ich damals mit ihnen in der Schützenlinie und hatte Gelegenheit, sie zu beobachten. Vor uns, hinter dem wasserlosen Flußbett lagen, sorgfältig gedeckt, die Hereroschützen und feuerten auf uns, sobald sich irgend nur ein Ziel bot. Von links schlugen Schüsse ein, die gegen unsere nordöstliche Front gerichtet waren. Auch von rückwärts erhielten wir Feuer, es war die Seite des Karrees, gegen die von den Hereros wiederholt mit großer Bravour angestürmt wurde. Es ist jedenfalls keine angenehme Lage, von 3 Seiten stundenlang beschossen zu werden, und das Verhalten in diesem Moment gibt wohl einen gewissen Maßstab für die kriegerischen und seelischen Eigenschaften der Bastards. Es war eine Freude die Leute zu beobachten. Von Ängstlichkeit keine Spur. Mir wurde wiederholt versichert, die Hereros sollten nur kommen, über das Revier würde keiner lebend gelangen, dafür wollten sie schon sorgen. Um den Feind zu reizen und ihn zu unvorsichtigem Anstürmen zu veranlassen, riefen sie Schimpfworte in Hererosprache in die Büsche. Es ist das Eingeborenenart, Überlieferung aus früheren Zeiten, Angewohnheiten, die verständlich sind, wenn man bedenkt, daß sich Kämpfe im afrikanischen Dornbusch meist auf ganz geringe Entfernung und auf Rufweite abspielen.

Einschalten möchte ich dabei, daß auch die Hereros diesen selben Gebrauch pflegten, teils aus List, teils um uns zu reizen. Bei Oviumbo rief ein Herero unserem Karree zu: „Wart nur, Deutsche, der erste Tag heute zum begrüßen, der zweite Tag zum schießen und der dritte wieder zum begrüßen.“ Er meinte damit, der Kampf werde 3 Tage dauern, und am dritten Tage würden wir erledigt sein. In demselben Gefecht hörte man auch fortgesetzt die feindlichen Führer ihre Leute durch lauten Zuruf zu erneutem Vorgehen ermuntern. Das war für uns recht angenehm, denn wir wußten dann stets, wenn der Feind anstürmen würde. — Bei Otjosongombe haben die Hereros der Abteilung Estorff zugerufen: „Hier an das Wasser kommt ihr nicht!“ Es war nicht richtig, am Abend war die Abteilung am Wasser, das ihr die Hereros nicht gönnten. — Am schlimmsten trieben es die Hereros am 11. August 1904 im Kampfe gegen die Abteilung Heyde. Es waren Assa's Leute, von denen ein Teil recht gut deutsch sprach, und die im Übermut wegen ihrer numerischen Überlegenheit ihrer Zunge freien Lauf ließen. Den Oberleutnant Steinhausen erkannten sie und riefen ihn mit Namen. Vor allem versuchten sie aber an die im Karree liegende Abteilung dadurch näher heranzukommen, daß sie durch

Zurufe glaubhaft machen wollten, daß es nicht Feind, sondern eine deutsche Abteilung sei, die herranrückte. „Artillerie kommt, Herr Major“ — „Puder“ riefen sie nach, als sie den Namen bei einem Befehl zufällig hörten. Ebenso eigneten sie sich sehr schnell das Losungswort „Viktoria“ an und machten dessen Wert dadurch zu nichte. Am Abend rückten sie nochmals in Massen an und riefen: „Nicht schießen,



2 Bastardsoldaten (Albertus Koopmann und Wilhelm Mortl), die den Nordfeldzug gegen die Hereros im Hülfskorps unter Hauptmann Böttlin mitgemacht haben.

nicht schießen, wir sind es“. — Bekannt ist auch, wie Hottentotten bei Groß-Nabas die Deutschen von Durstqualen gefolterten Soldaten mit dem Zuruf höhnten: „Dütschmann sehr durstig — gutes Wasser hier“. Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren.

Jedenfalls habe ich in einer schweren Gefechts-Periode Gelegenheit gehabt, die Bastards im Kriegsberuf kennen zu lernen und muß sagen, ihr Verhalten machte

einen ausgezeichneten Eindruck. Die Unterkapitäne, welche der Bastard-Rat der Hülfstruppe beigegeben hatte, schienen sehr tüchtig zu sein und bei ihren Stammesgenossen großes Vertrauen zu besitzen. Auch die Disziplin ließ nichts zu wünschen übrig und versagte selbst hier nicht in Kampf und Todesgefahr.

Nach den Kämpfen bei Onganjira und Oviumbo wurde die Bastard-Abteilung zunächst wiederum zur Aufklärung verwendet und stellte, im Verein mit den Witbois unter Leutnant Müller von Berneck, fest, daß der Gegner abgezogen sei, — mit Teilen ostwärts nach der englischen Grenze, mit der größeren Zahl der Streitkräfte auf Waterberg zu. Die Abteilung Estorff erhielt den Auftrag, dem Feinde vorsichtig zu folgen, sich nicht in entscheidende Kämpfe einzulassen, bis weitere Truppen und Verstärkungen aus der Heimat herangerückt seien, den Gegner aber zu verhindern nach Osten über die englische Grenze zu entweichen. Witbois und Bastards wurden der Abteilung angegliedert. Erstere machten aber bald wieder Kehrt, da sie zu der neu formierten Hauptabteilung treten sollten.

Abteilung Estorff rückte nun vor. Es war ein sehr schwieriger Marsch. Das Gelände war nahezu unbekannt, die Karten erwiesen sich als unzureichend und bei der ganzen Abteilung waren nur 2 Leute, welche die Gegend als Kaufleute durchzogen hatten. Hier leisteten die Bastards wieder treffliche Dienste. Sie erkundeten das Gelände, ritten vorsichtig in den dichten Dornbusch ein, stellten durch Spuren die Marschrichtung des Feindes fest und nahmen einzelne Herero-Spione gefangen, von denen wir wertvolle Aussagen erlangten. Am 22. 5. 04 stießen die Bastards, wiederum an der Spitze, auf eine kleine Werft. Im Galopp ritten sie hinein und nahmen eine Anzahl Hereros gefangen. Sie stellten dann das Vorhandensein von größeren Trupps mit Vieh bei Otjomaso fest. In dem sich anschließenden Gefecht erbeuteten sie Schlachtvieh, dessen die Abteilung so sehr bedurfte.

Es war überhaupt Mangel an Verpflegung bei der Abteilung Estorff eingetreten, als sie nach einem Gewaltmarsch den Omuramba erreicht hatte. Es wurden Anstrengungen gemacht, aus Grootfontein (Nord) Lebensmittel zu erlangen. Die Bastard-Abteilung wurde mit Abholung der Vorräte betraut, und es gelang auch vor allem ziemlich erhebliche Mengen Mais der Abteilung Estorff zuzuführen.

Mit dieser Truppe machten dann die Bastards das Gefecht beim Waterberg mit (Gefecht bei Otjosongombe) und beteiligten sich dann an der Verfolgung in das Sandfeld. Der Hererokrieg war damit abgeschlossen, und die Bastards wurden nach der Heimat geschickt, denn inzwischen war der Witboi-Aufstand losgebrochen. Es schien vor allem nötig, die reichen Bestände an Bastardvieh zu retten, um diesen wertvollen Besitz und damit auch die reichliche Verpflegung an Fleisch dem Feinde zu entziehen.

Die Witboi-Abteilung, die damals im Norden mit uns gegen die Hereros kämpfte, hatte von dem Aufstand im Süden nicht rechtzeitig Nachricht erhalten. Es ist dies ein Beweis, daß das Nachrichtenwesen der Eingeborenen schließlich doch nicht so wunderbar und übermenschlich fein organisiert ist, wie man manchmal glauben machen will. Unser Telegraph arbeitete denn doch schneller und so geschah es, daß man die Witbois in Otjosondu entwaffnen konnte, ohne daß ein Schuß fiel. Rittmeister Helm, der damals Etappen-Kommandant von Otjosondu war, hatte einen klugen Plan ausgedacht und ihn sehr geschickt durchgeführt. Seine Etappen-Besatzung war nicht stärker als die Witboi-Abteilung; ein Kampf wäre schwer gewesen, und es ließ sich dabei kaum vermeiden, daß einige Witbois ent-



Vom Nordfeldzuge: Bastards tränken ihre Pferde am Otjatjingenge=Vley, bei ihrem Marsch nach Grootfontein.
(Gleichzeitig wieder ein Beweis dafür, daß das Hereroland an guten Wasserstellen reich ist.)

wischen konnten. Deshalb nahm er seine Zuflucht zur List: die Witbois kamen im Lager an, sattelten ab und richteten sich ein. Dann brachten sie ihre Pferde zum Wasser, um sie zu tränken. Die Wasserstelle ist etwa 1000 Meter vom Lager entfernt. Rasch wurde nun das Lager alarmiert, die noch beim Gepäck und den Gewehren zurückgebliebenen Witbois, vor allem auch die Anführer, wurden schnell festgenommen, und als die Übrigen von der Tränke zurückkamen, fanden sie vor sich eine kampfbereite Truppe, die sich in Besitz ihrer Gewehre gesetzt hatten. Ein Kampf war ausgeschlossen und so ergaben sich denn alle. Man führte sie unter Bedeckung über Okahandya nach Swakopmund, wo sie dann auf einen Dampfer gesetzt und nach Togo transportiert wurden.

In einer Zeit, zu der alle eingeborenen Stämme sich gegen uns zu erheben schienen, konnte auch die Frage auftauchen, wie sich wohl die Bastards verhalten würden. Generalleutnant von Trotha befahl, die Bastardabteilung sollte nicht entwaffnet werden, man möge sie ruhig, ohne Begleitung nach der Heimat ziehen lassen. Es war dies ein Zeichen großen Vertrauens, der Erfolg hat dann gezeigt, daß sie des Vertrauens würdig waren.

Die Stellung der Bastard-Nation bei unserem Kampfe gegen die Witbois war eine sehr schwierige. Sie wollten unsere Bundesgenossen sein, treu zu uns halten, aber auf der anderen Seite nicht den Hottentotten den Krieg erklären. Dabei hätten sie zu viel verloren, denn es liegt bekanntlich in der Fecht- und Kampfart der Hottentotten den Gegner möglichst zu überraschen, zu überfallen, ihm Vieh wegzunehmen, sein Haus zu zerstören. Das Bastardland wäre dann bald eine Stätte des Mordes und der Verwüstung, das Bastardvieh eine Nahrungsquelle für den Feind geworden. Überdies konnten dann unter Umständen die Witbois den Krieg in Gegenden tragen, wo wir schon längst an der Schaffung ruhiger friedlicher Zustände zu arbeiten begonnen hatten, ich meine die Bahnlinie und die Umgebung von Windhuk, Okahandya, Karibib. Sie konnten eine unserer Hauptverkehrsadern, die Bahn, stören und uns dadurch unendliche Schwierigkeiten bei der Durchführung der Operationen bereiten. Deshalb war es für uns von größtem Wert, daß die Bastards neutral blieben, und ihr Land, sowie die Gegend nördlich davon, nicht zum Kriegsschauplatz wurde.

Am 22. Oktober 1904 kam die Bastard-Abteilung wieder in Rehoboth an. Sie hatte 356mal hintereinander bivakiert, 12 Gefechte mitgemacht, 42 Patrouillen — fast immer unter Hauptmann Böttlin — gegen den Feind geritten! Sicher eine hervorragende Leistung. 6 Bastards waren im Gefecht gefallen, 5 an Krankheiten gestorben, 7 wurden verwundet. Ein immerhin erheblicher Prozentsatz und ein Zeichen, wie tatkräftig sich die Nation auf unsere Seite gestellt hatte. Ein Drittel der Abteilung war wegen Tapferkeit vor dem Feinde dekoriert worden. Die heimkehrenden Krieger wurden nun wieder entlassen, und zerstreuten sich über das ganze Land, um ihre Herden zu schützen. Ein Teil trat als Frachtfahrer wieder in unsere Dienste.

Die Geschicklichkeit in diesem Dienstzweig reicht sicher an die der Buren heran. Es ist ein eigentümliches und schweres Geschäft auf afrikanischer Pad mit schweren Ochsenwagen zu „trekken“. Vor einer zweirädrigen Karre laufen 10, vor einem vierrädrigen Wagen 20—28 Ochsen, in Paaren zu zwei an langer Kette angespannt. Vor dem vordersten Paar läuft der „Tauleiter“, er führt es an einem Strick und lenkt dadurch das Gespann. Nebenher läuft der Wächter, fortgesetzt mit

einer langen Peitsche knallend, brüllend und aufmunternd, damit die lange Reihe gleichmäßig im Zug bleibt. Vorn auf dem Wagen sitzt der Treiber, ebenfalls mit langer Peitsche ausgerüstet, treibt die hintersten Paare an und achtet auf die Ladung. Ein solcher Troß, ein solches Gespann verlangt peinlichste Aufmerksamkeit, großes Verständnis und auf langjährige Erfahrung begründete richtige Behandlung. Bei den großen Entfernungen, der tiefen sandigen Pad, den oft recht weit auseinander liegenden Wasserstellen, ist es von allergrößter Bedeutung, daß richtig getrekkt wird. Aufbruchszeit, Dauer der einzelnen Trekks, Ruhe, Auswahl der Weide und tausend andere Dinge müssen berücksichtigt werden. Die Treiber müssen ihre Tiere kennen und ihnen anmerken, wann sie ermüden, ob sie der Ruhe, des Wassers, der Weide dringend bedürfen. Sie müssen die Eigenart jedes Tieres genau kennen, — das eine läuft nur rechts im Zuge, das andere nur links, ein drittes läßt sich schwer anspannen, eines will die Peitsche, ein anderes nur Zuruf u. s. f. Der



Bastardfamilie Hill aus Groendorn,
einer Wasserstelle zwischen Keetmannshoop und Warmbad. (Süden der Kolonie.)

geringste Fehler rächt sich schwer. Wird ein einziges Mal zu lang getrekkt, übergroße Anstrengung von den Tieren verlangt, so sind sie für Tage, ja Wochen und Monate nicht mehr zu gebrauchen. Von der Verpflegung hing aber in diesem Kriege ganz besonders das Wohl der Truppe ab. Es fand sich wenig im Lande vor, man war also auf Nachschub angewiesen, und deshalb war es für den Erfolg der Operation von allergrößter Bedeutung, daß die Wagen nachkamen, und daß die Proviantzufuhr nicht stockte.

Deshalb war es für uns von großem Wert in einer Zeit, wo Hottentotten und Hereros gegen uns im Felde standen, wo wir angewiesen waren auf Bergdamaras und einzelne kleinere treu gebliebene Stämme, auf die Dienste der Bastards beim Troß rechnen zu können.

Naturgemäß geschah das nicht umsonst. Den Treibern, Tauleitern, Wächtern wurde recht reichlicher Lohn gezahlt, Kleidung und Nahrung wurde ihnen

gestellt; Dienste für geringen Lohn waren aber in solchen Zeiten, besonders in Anbetracht der fortgesetzten Lebensgefahr, in der die Führer und Begleiter von Transporten schwebten, nicht zu verlangen.

Die Löhnung der Bastardsoldaten war hingegen eine sehr geringe. Dazu kam, daß kein Gesetz ihnen eine Pension gewährte, wenn sie in unserem Dienst sich Krankheit oder zerschossene Glieder holten. Der Gouverneur Oberst Leutwein versprach daher den Bastards die Hälfte des erbeuteten Viehs, soweit es nicht als deutschen Händlern gestohlen nachgewiesen wurde. Diese Anordnung ist in der Kolonie auf Widerspruch gestoßen. Gewiß hat es etwas für sich, wenn ein Farmer sagt: Ich verliere mein Vieh, bekomme vorläufig keinen Schadenersatz, und muß nun zusehen, wie sich die Bastards mit Hereroviehbereichern, statt daß es mir gegeben wird. Indessen, mir will scheinen, bei der Reflexion ist eine Kleinigkeit vergessen,



Haus des Distrikts-Chef in Rehoboth.

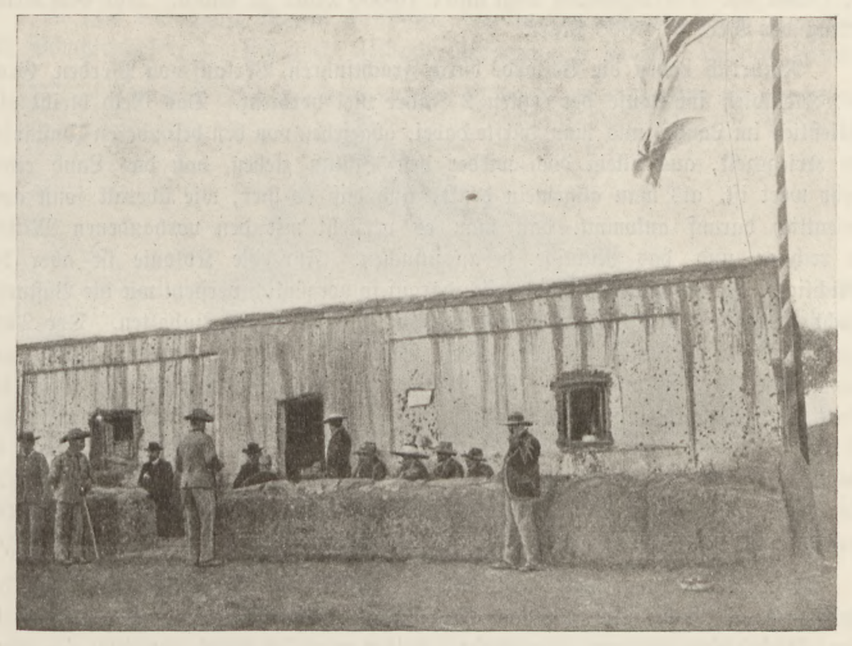
nämlich, daß wenn die Bastards sich nicht bemüht hätten unter Anstrengung und mit Kampf das Vieh zu erbeuten, letzteres einfach in Händen des Feindes blieb und so überhaupt verloren ging. Da war es immer noch besser, man gab den Bastards die Hälfte und erfreute sich des Besitzes der anderen Hälfte. Halb ist besser als gar nichts.

Auch in der zweiten Hälfte des Krieges sind die Bastards öfters für uns tätig gewesen, wenn es sich um Hereros handelte, oder wenn der Feind Bastardland betreten hatte. Einmal zogen die Bastards auch gegen die Hottentotten, weil diese eine Anzahl von Bastardfamilien und einige Buren gefangen genommen hatten und mit sich herumschleppten. Es kam indessen nicht zum Gefecht, da die Hottentotten ihre Gefangenen freiwillig herausgaben, um sich keinen neuen Feind auf den Hals zu laden.

Besondere Erwähnung verdienen noch die Expeditionen in die Gegend von Nomtsas, das Tsubrivier und das Komashochland, bei denen sich die Bastards

wiederum beteiligten. Bei Aseb gelang es dem Leutnant Stuebel mit einer Handvoll Bastards dem Herero-Häuptling Andreas gestohlenes Vieh wieder abzunehmen, und diesen selbst späterhin bei Atis zu stellen. Die Bande von Andreas wurde damals fast völlig aufgerieben.

Die Hauptstadt des Bastardlandes ist Rehoboth. Es liegt an einer trefflichen Wasserstelle, einer warmen Quelle (annähernd 52,5 ° C)*) Eine Anzahl recht hübscher Häuser ist dort erbaut, es haben sich mehrere Farmer und Kaufleute dort niedergelassen, und ihre Waren finden guten Absatz. Die Häuser der Bastards sind fast alle im selben Stil erbaut, einstöckig, aus Stein und Lehm, vorn ein paar Stuben, hinten die Küche und anschließend Stallungen und Remisen. Die



Der „Rat" der Rehobother Bastards vor dem Hause des Kapitäns Hermanus van Wyk erwartet das Eintreffen des Generals von Trotha in Rehoboth.

Wände, sowie das Dach werden massiv erbaut, die Fenster sind klein, damit das Innere immer kühl bleibt. Die Einrichtung der Stuben ist nach unsern Begriffen etwas primitiv, entspricht aber der Bedürfnislosigkeit der Bewohner. Ein Bett, ein paar Stühle, ein Tisch, evtl. noch ein einfaches Bild an der Wand, eine Nähmaschine und manchmal ein — Phonograph, das ist so ziemlich alles. Die fortschreitende Kultur wird mit der Zeit das Bedürfnis nach äußerer Behaglichkeit vergrößern und dadurch die Behausungen des Bastards schöner gestalten. Der Bastard ist sehr fromm, fast in keinem Hause fehlt die Bibel in holländischer Übersetzung.

Die Bastardregierung bestand früher aus einem Kapitän, einem Magistrat, einem Unterkapitän und 6 Ratsleuten. Als der tüchtige alte Kapitän Hermanus van Wyk im Vorjahre starb, wurde auf Vorschlag der deutschen Regierung kein

*) Vergl. Buch von Schwabe.

neuer Kapitän vorläufig gewählt, sondern nur Ratsleute, die dem Distriktschef helfen Ordnung zu halten und die Interessen der Nation vertreten.

Ich hatte schon angedeutet, daß die Bastards in gewisser Beziehung als reich gelten können. Fast alle Soldaten, die zu unserem Hülfskorps zählten, waren auf eigenen Pferden beritten, und das kann nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, daß mehrere Bastards über 20 Pferde besitzen. Dirk van Wyk nannte sogar 80 Pferde vor dem Kriege sein eigen. Als immer wieder Tiere für unsere Truppe nötig wurden, hat er einen Teil seines Besitzes entäußert. Es stehen Rinder und Fettschwanzschafe im Bastardland, deren Wert Millionen beträgt. 80 bespannte Ochsenwagen können die Bastards stellen, und das will etwas sagen, denn ein solcher ist, zumal jetzt in Kriegszeiten nicht unter 10000 Mark zu haben. Vor dem Kriege betrug der Wert 6—7000 Mark.

Natürlich haben die Bastards durch Frachtfuhren, Verkauf von Pferden, Groß- und Kleinvieh im Laufe der letzten 2 Jahre viel verdient. Das Geld bleibt aber schließlich im Lande, und man dürfte dabei, abgesehen von den besonderen Umständen der Kriegszeit, aus allem doch wieder den Schluß ziehen, daß das Land etwas mehr wert ist, als man allgemein denkt, und daß es hier, wie überall sonst auch, wesentlich darauf ankommt, daß man es versteht mit den vorhandenen Mitteln zu rechnen und das Richtige herauszusuchen. Für die Kolonie ist aber das „Richtige" die Viehzucht, und wer sich darauf so vorzüglich versteht wie die Bastards, macht eben Geschäfte, und es wäre ungerecht sich darüber aufzuhalten. Der Tüchtigere siegt eben über den Ungeschickteren, wenn unsere Farmer ebenso zu Wohlstand kommen wollen, so müssen sie den Bastards ihre Tricks, ihre Sorgfalt für das Vieh, ihre Geduld mit den Tieren nachmachen. Daß es geht, hat mancher tüchtige Farmer in Südwest schon bewiesen. — Im allgemeinen legen die Bastards auf Geld weniger Wert, — „das Vieh auf der Weide ist ihnen lieber als die Pfundstücke in der Vorkiste" schreibt Hauptmann Böttlin. Unter Vorkiste versteht man das verschließbare Behältnis unter dem Kutschersitz der Buren-Wagen.

Ein beträchtlicher Teil des Geldes der Bastards fließt in den Store, das afrikanische Kaufhaus, in dem nach Art unserer Warenhäuser alles zu haben ist, vom Stiefelabsatz bis zur Zahnbürste. Leider muß ich dabei, nachdem ich öfters Licht aufgetragen, wo es hin gehört, auch Schatten setzen. Viele Bastards neigen zum Schnapstrinken. Sie ist eine Eigentümlichkeit aller Eingeborenen, diese Vorliebe für konzentrierten Alkohol. Ich wüßte auch kein Mittel, um dem zu steuern. Mit einem Verbot ist gar nichts gemacht. Erstens können wir doch gar nicht den Leuten verbieten sich für ihr Geld zu kaufen, was ihnen beliebt, und dann zweitens glaube ich, daß ein solches Verbot keinen praktischen Nutzen brächte, da ein schwunghafter geheimer und nicht zu unterdrückender Handel dafür einsetzen würde. Auch eine Beschränkung des Alkohol-Verbrauchs ist durch Gesetze und Verordnungen nicht durchzuführen. Den Kaufleuten ist kein Vorwurf daraus zu machen, daß sie in ihren Läden das halten und verkaufen, was verlangt wird. Will man wirklich etwas bessern in dieser Beziehung, dann kann es nur geschehen durch Belehrung in Schule und von der Kanzel, gutes Beispiel der Weißen — woran es mitunter fehlt — und schließlich durch Ablenkung, indem man Dinge und Genußmittel einführt, die den Leuten gefallen und sie veranlassen hierfür ihr Geld auszugeben, statt für einen Schnapsrausch in der Kantine. Ein gründlicher Irrtum wäre es zu glauben,

daß die Bastards überhaupt allgemein zum Trunke von Haus aus neigen. Es gibt eine ganze Anzahl unter ihnen, die völlig enthaltsam lebt.

Die Passion für den Alkohol hängt zum Teil mit dem schweren Geschäft des Frachtfahrens zusammen. Einförmig gehen die Tage dahin, keine Freude, keine Abwechselung bringt das Dasein. Die Ochsen werden eingespannt, 2 Stunden geht es durch das Land, dann wird gehalten, ausgespannt, 2 Stunden geruht, dann geht es wieder weiter, und so fort wochen-, ja monatelang. Da greift eben mancher einmal gern zur Flasche, um wenigstens für einige Stunden in Gedanken die Trostlosigkeit von sich abzuschütteln und den Geist in frohere Stimmung zu bringen. Vielleicht nicht richtig und schön, aber menschlich und begreiflich.

Es gibt eine ganze Anzahl Deutscher, die im Bastardlande leben, vor allem auch Schutztruppler, die sich dort bleibend niedergelassen haben. Deutsche Frauen



Bastards verlassen am Sonntag die Kirche von Rehoboth.

sind im Lande selten. So ergab es sich von selbst, daß es hin und wieder zu Ehen zwischen Weißen und Bastardmädchen kam. Man mag über solche Mischehen denken wie man will, sie für Erhaltung der Rasse schädlich halten, darauf hinweisen, daß bei den Ehen zwischen Weißen und Eingeborenen, letzterer meist nicht emporgezogen wird, sondern ersterer herabsinkt, so verlangt es doch die Gerechtigkeit zu erwähnen, daß die Ehen fast immer glücklich sind, und das ist auch schon was. 8 Schutztruppler sind bis jetzt mit Bastardmädchen verheiratet, 6 dieser Ehen sind nur kirchlich, 2 auch standesamtlich abgeschlossen. Die der Verbindung entsprossenen Kinder werden zumeist nach Deutschland zur Erziehung geschickt.

Denen, die mit Recht gegen Ehen Deutscher mit Bastards sind, muß man aber entgegenhalten, daß die Bastards ebensowenig früher damit einverstanden waren. Während die alten Schutztruppler sich höchstens etwa 2000 Mk. erspart hatten, brachten die Bastardmädchen eine Farm und 50 oder noch mehr Kühe als Heirats-

gut mit. Jetzt haben die Bastards allerdings ihre Ansicht in dieser Beziehung etwas geändert, da sie gesehen haben, daß ein arbeitsamer Weißer doch mehr leistet als sie selbst.

Eine naturgemäße Folge der durchschnittlich größeren Arbeitskraft der Weißen war es, daß allmählich, im Laufe der letzten 10 Jahre annähernd der sechste Teil des guten Bastardlandes durch Kauf oder durch Schulden in den Besitz von Weißen überging. Die Bastards haben dies wohl bemerkt und schwebten daher in der Furcht durch den Leichtsinn einiger ihrer Stammesgenossen allmählich ihr Besitztum zu verlieren. Bereits vor dem Kriege hatte daher die Bastardregierung beschlossen, den Verkauf von Land an Weiße zu verbieten. Von ihrem Standpunkt haben



Bastard-Brautpaar.

sie natürlich recht, besonders da der Bastardstamm stark in der Zunahme begriffen ist. 1902 standen z. B. 60 Geburten nur etwa 10 Todesfälle gegenüber.

Das Bastardland kann in seiner Art als eines der schönsten Teile der Kolonie gelten. Wer Verständnis und Freude an großartiger, einfacher, urwüchsiger Natur hat, den werden die mächtigen Höhenzüge, die wilden Täler, die weiten Steppen entzücken. Es ist nicht jedermanns Sache sich mit solcher Landschaft zu befreunden. Sie ist nur geschaffen für Leute, die sich auch in der Einsamkeit wohl fühlen, und durch die Mächtigkeit und das eindringliche Schweigen der menschenarmen, weiten Gebietsstrecken sich nicht bedrücken lassen. Selbständigkeitsgefühl, Selbstvertrauen, eine gewisse Abgeschlossenheit der Gedanken gehört dazu, um einsam tagelang durch die Täler und über Berge zu reiten ohne Trostlosigkeit und Öde zu empfinden.

Es gibt indessen genug Menschen, bei denen eine solche Landschaft gerade die besten und schönsten Gedanken auslöst, die glücklich sind, wenn sie auf sich allein angewiesen in ungebundenster Freiheit, losgelöst von Zwang, Alltäglichkeit, fern von allem, was Menschen bringen — Klatsch, Neid, Mißgunst, kleinlicher Daseinskampf — ihr Leben verbringen können. Solche Leute sind nötig für Südwest-Afrika, werden sich nicht so leicht unglücklich und verlassen fühlen, sie bringen Eigenschaften mit, durch die sie den Kampf mit der unwirtlichen spröden Natur der Kolonie mit Erfolg aufnehmen können.

Wenn man die Eingeborenen richtig beurteilen will, darf man nie vergessen, unter welchen Lebensbedingungen sie aufgewachsen sind, muß immer dessen eingedenk bleiben, daß ein solches Land einen nachhaltigen Einfluß auf Charakter und Gemüt seiner Bewohner ausüben muß. Auf allen Eingeborenen der Kolonie scheint etwas



Zwischen Windhuk und Rehoboth.
Typisches Landschaftsbild aus dem Bastard-Gebiet.

wie Schwermut zu lasten. Selbst ihre Fröhlichkeit macht einen gedrückten Eindruck. Stumpfes Schweigen, geradezu Apathie ist häufig, überlebhaftes Wesen, wie man es bei den Eingeborenen der Tropen findet, ist sehr selten. Es sind im Grunde der Seele auch große Kinder, die sich über jede Kleinigkeit freuen und schnell trübe Stunden wieder vergessen. Aber an ihrer Wiege hat die Traurigkeit gestanden. Die vielen einsamen Stunden im Felde draußen beim Hüten und Beaufsichtigen der Rinder wirken abstumpfend auf die Lebensäußerungen. Mir sind Eingeborene in Südwestafrika bekannt, die wochenlang keinen Ton reden, und tagelang an einer Stelle liegen können, ohne sich zu rühren. Solche Leute auf höhere Kulturstufe zu bringen, ihnen den Segen der Arbeit erklärlich zu machen, ihnen mehr Daseinsfreude zu bescheren mag eine sehr schöne Aufgabe sein, aber sie ist auch sehr schwer, fast unmöglich. Nach Generationen gelingt es vielleicht.

Bei den Bastards freilich ist die Aufgabe schon dadurch sehr erleichtert, daß ihnen durch die Beimischung an weißem Blut auch etwas mehr Lebensfreude und eine uns verständlichere Denkart mitgegeben wurde. Es ist auch schon viel geschehen in dieser Richtung, gute Erfolge sind zu verzeichnen, aber es bleibt auch noch manches zu tun übrig.

Sehr segensreich ist der Einfluß der Frauen bei diesen Leuten, deren Stellung im Haushalt ihnen eine entscheidende Rolle im Familienleben anweist. Dazu kommt, daß die Bastardmädchen mit Recht den Ruf der Lieblichkeit genießen. Es sind



Typ eines hübschen Bastardmädchens. (Katharina Carew.)

vielleicht nicht Schönheiten nach europäischen Begriffen und Anschauungen, aber es liegt doch auch für uns ein bestrickender Reiz in den rassigen Gesichtszügen, dem durch die dunkle Haut hervorgehobenen blendenden Weiß der Zähne und der Augen, wodurch die Pupillen leuchten und der ganze Ausdruck etwas lebhaftes und ansprechendes erhält.

Oft hört man äußern, die Bastards seien falsch und hinterlistig, wie die Eingeborenen überhaupt. Ein solch vorschnelles Urteil schießt weit über die Wahrheit hinaus. Die Grundzüge des Bastard-Charakters sind Gutmütigkeit, Gefälligkeit,

Zähigkeit und Ausdauer. Dazu haben sie von ihren Vätern, den Buren, ein gut Teil Eigensinn geerbt. Die geschichtliche Entwickelung bedingte aber, daß sich noch andere Charakter-Eigenschaften ausbildeten, die weniger angeboren als durch Not anerzogen sind. Fast immer waren die Bastards Feinden gegenüber in der Minderzahl, mußten lavieren, sich ducken und Unrecht hinnehmen, weil es ihnen an der Möglichkeit fehlte, sich zu wehren. Die Folge war, daß Mißtrauen und eine gewisse Verschlagenheit in den Charakter kam. Die Händler haben so manchen unerfahrenen Bastard Lehrgeld zahlen lassen, und da ist es nur natürlich, wenn sich dieser freut, wenn sich ihm Gelegenheit bietet, auch den Händler einmal gehörig zu „vermucken", d. h. übers Ohr zu hauen.

Zu Offizieren und Beamten zeigen die Bastards großes Vertrauen, willig fügen sie sich den Anordnungen der Distrikts-Chef, und ordnen sich ohne Murren den Entscheidungen und richterlichen Sprüchen unter.

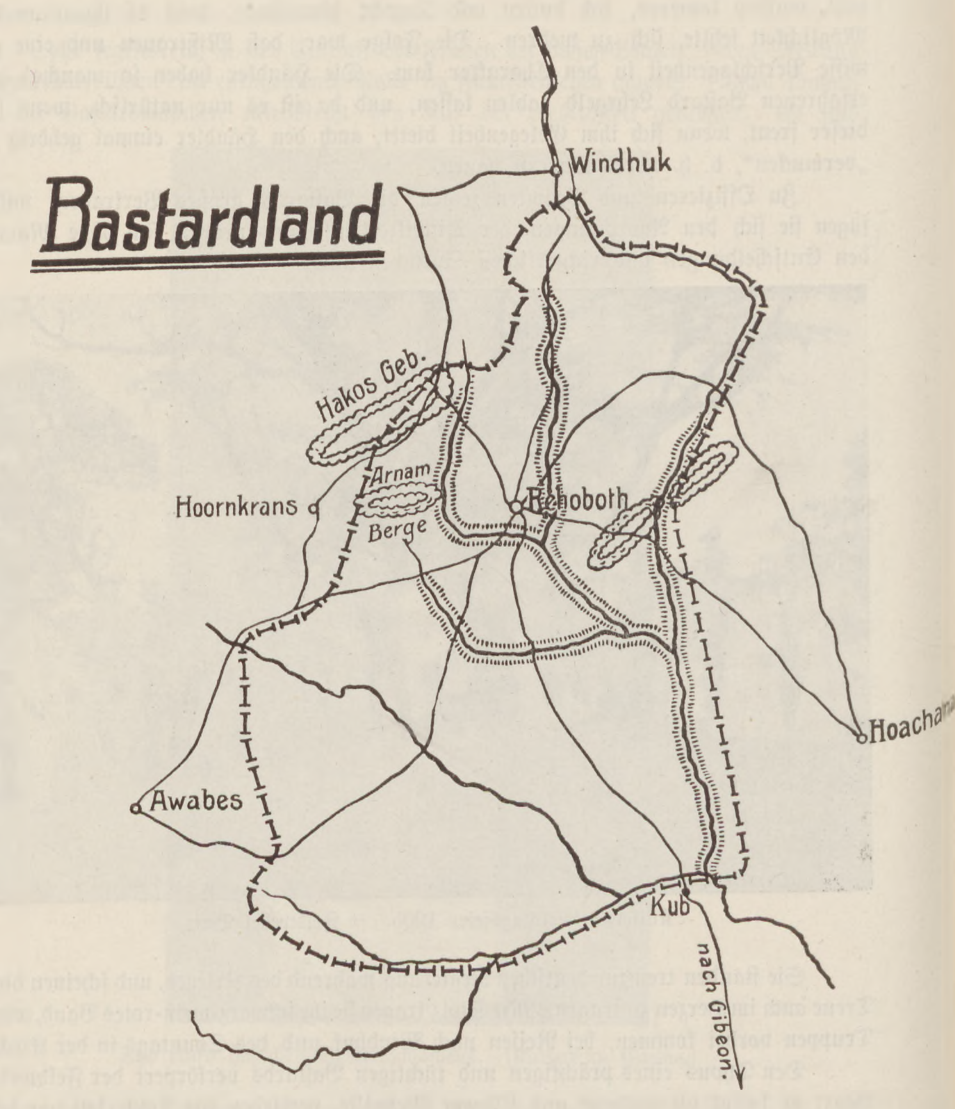


Kaiser-Geburtstagsfeier 1905. + Feldwebel Benz.

Sie standen treu zur deutschen Regierung während des Krieges, und scheinen diese Treue auch im Herzen zu tragen. Mit Stolz tragen sie ihr schwarz-weiß-rotes Band, wenn Truppen vorbei kommen, bei Reisen nach Windhuk und des Sonntags in der Kirche.

Den Typus eines prächtigen und tüchtigen Bastards verkörpert der Feldwebel Benz; er besitzt die goldene und silberne Medaille, verliehen für Tapferkeit vor dem Feinde in unserem Dienst. Ich kann auch meinen Artikel nicht schließen ohne des braven Feldkornetts Hendrik Kampbell zu gedenken, dem die große silberne Medaille für Bravour im Gefecht verliehen wurde. Er hat sie reichlich verdient, in allen Gefechten, auf allen Ritten wich er seinem Distriktschef nicht von der Seite, und er brachte ihn, wie er es seinen Leuten versprochen hatte, glücklich wieder nach Rehoboth zurück.

Mir schien es eine Ehrenpflicht hier dieser Leute und der kleinen aber tüchtigen Nation zu gedenken, die uns so treffliche Dienste während des Krieges geleistet hat.


Bastardland
Windhuk
Hakos Geb.
Arnam
Berge
Hoornkrans
Rehoboth
Hoachanas
Awabes
Kub
nach Gibeon

Grenze des Bastard-Gebiets.
Maaßstab 1:2000000
10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Km.

Argentinien, das Land der Zukunft.

Die Produktion der Agrikultur.

Untersuchen wir nun, welche Ausdehnung die mit verschiedenen Produkten bebauten Flächen heute erreichen, indem wir sie mit der Gesamtoberfläche jeder Provinz und dem in einer früheren Periode erreichten Ausmaß in Beziehung stellen.

Eine sehr schätzenswerte Grundlage für diese Untersuchung bietet uns der Censo agro-pecuario, der im Oktober 1888 veranstaltet wurde, das erste ernst zu nehmende Unternehmen dieser Art auf argentinischem Boden.*)

In der Vorrede zu den Listen dieses Censo agro-pecuario heißt es: „Erst seit elf Jahren (der Verfasser bezieht sich auf das Jahr 1878) übersteigt die landwirtschaftliche Produktion Argentiniens sein Bedürfnis. Was man vor 1878 z. B. an Getreide exportierte, war so minimal, daß man es kaum in Betracht ziehen kann. Nach 11 Jahren ist man jetzt dabei angelangt, 237 865 925 Kilo Weizen (1887), 6 392 442 Kilo Mehl (1888), 361 844 305 Kilo Mais (1887) und 81 208 176 Kilo Lein (1887) zu exportieren. Prüft man diese Zahlen, so wird man wohl finden, daß das ein rascher Fortschritt ist.“

Die gesamte Anbaufläche für die verschiedenen Kulturarten betrug nach der Schätzung von 1888 in der ganzen Republik 2 422 995 Hektar, wovon 815 438 oder ungefähr 33 Prozent auf Getreide, 801 583 oder auch 33 Prozent auf Mais, 390 000 oder 16 Prozent auf Luzerne, 121 073 oder 5 Prozent auf Leinsaat, 28 672 oder 1.2 Prozent auf Gerste, 22 345 oder 0.9 Prozent auf Weinanbau und 21 062 oder 0.8 Prozent auf Zuckerrohr entfallen, während der Rest weniger bedeutenden Kulturarten zukommt.

Übergehen wir nun die törichten Ausschweifungen der zügellosen Spekulation in den Jahren 1888 und 1889 und ebenso die finanziellen Erschütterungen von 1890, um im Jahre 1895 stehen zu bleiben, wo das Land, das noch unter dem Eindrucke der furchtbaren Katastrophe gestanden hatte, wieder aufatmete und sich mit neuem Eifer auf die Arbeit warf, was das einzige Mittel war, um die empfangenen Wunden zu heilen und von neuem auf die Bahn des Fortschritts einzulenken. Sich den Stand der Dinge nach sieben Jahren harter Prüfung zu vergegenwärtigen ist umso interessanter, als gerade zu dieser Zeit zum zweitenmal eine nationale Gesamtstatistik aufgenommen wurde, die ein genaues Bild der wirtschaftlichen und politischen Lage des Landes gibt.

Wenn wir uns auf die vier wichtigsten Kulturarten beschränken, ergibt sich für 1895 folgende Tabelle:

---

*) Vgl. L'agriculture et l'élevage dans la République Argentine, par F. Latzina. Paris 1889.

Kulturart	Anbaufläche im Jahre 1888 in Hektar	Anbaufläche im Jahre 1895 in Hektar	Vergrößerung der Anbaufläche in 7 Jahren absolut (ha)	relativ (in %)
Weizen	815438	2049683	1234245	151
Lein	121073	387324	266251	219
Mais	801583	1244182	442599	55
Luzerne	390000	700000	310000	79
Summe	2128094	4381189	2253095	105

Wenn wir ferner den Stand von 1895 mit dem von 1902 vergleichen, drängt sich uns die Tatsache auf, daß die nationale landwirtschaftliche Arbeit auch in diesen sieben Jahren auf ihrer aufsteigenden Bahn nicht Halt gemacht hat. Übrigens ist auch während dieser Periode ein Ereignis eingetreten, das die Produktion ermutigen mußte, weil es dem Geldumlauf eine feste Basis gab; es ist das Gesetz über die Geldkonversion, das dem Papiergeld einen fixen Wert sicherte und das Agio beseitigte, durch welches alle privaten Handels-Transaktionen auf schwankenden Boden gestellt waren. Den Fortschritt von 1895 bis 1902 zeigt folgende Tabelle:

Kulturart	Anbaufläche im Jahre 1895 in Hektar	Anbaufläche im Jahre 1902 in Hektar	Vergrößerung der Anbaufläche in 7 Jahren absolut (ha)	relativ (in %)
Weizen	2049683	3695343	1645660	80
Leinsaat	387324	1307196	919872	238
Mais	1244182	1801644	557462	44
Luzerne	700000	1730163	1030163	147
Summe	4381189	8534346	4153157	94

Für die letzte Periode endlich, d. h. für den Zeitraum von 1902 bis 1904/05, ergeben sich folgende Ziffern:

Kulturart	Anbaufläche im Jahre 1902 in Hektar	Anbaufläche im Jahre 1904/05 in Hektar	Vergrößerung der Anbaufläche in 2 Jahren absolut (ha)	relativ (in %)
Weizen	3695343	4903124	1207781	33
Leinsaat	1307196	1082890	—224306	—18
Mais	1801644	2287040	485396	27
Luzerne	1730163	2000000	269837	15
Summe	8534346	10273054	1738681	21

Man ersieht daraus, daß mit Ausnahme von Lein die argentinische Agrikultur auch in diesem letzten Zeitraum nicht zurückblieb und die wirtschaftliche Zukunft des Landes die besten Aussichten bietet.

Der Getreideanbau hat um 1207781 Hektar zugenommen, der Maisanbau um 485396 Hektar und der Luzerneanbau um 269837 Hektar; dagegen ist die Anbaufläche von Lein um 224306 Hektar zurückgegangen, was vor allem auf ein Sinken der Preise zurückzuführen ist.

Mais hat man 1904/05 auf einer Fläche von 2287040 Hektar angebaut und diese Ziffer bedeutet mit Bezug auf 1902 eine Zunahme der Anbaufläche um 485396 Hektar oder um 27 Prozent. Allerdings betrug 1904/05 das Erträgnis nur 3574153 Tonnen gegen 4449134 im Jahre 1903/04; diese erhebliche Ver-

minderung fällt besonders der Provinz Buenos Aires zur Last, wo sich ein Sinken der Produktion um 858218 Tonnen ergab, während die Provinz Santa Fé in dieser Beziehung so ziemlich stationär blieb.

Das Durchschnittserträgnis von 1904/05 für das ganze Land und die gesamte Anbaufläche kann auf 1563 Kilo pro Hektar veranschlagt werden, dagegen das von 1903/04 auf 2112 Kilo. Die Ernte von 1904/05 hätte ein großes Defizit ergeben, wenn nicht die Zunahme der Anbaufläche diese Abnahme des Erträgnisses pro Hektar aufgewogen hätte. Es ist dies ein Beweis für die so wichtige Konstatierung, daß Argentinien nicht mehr wie sonst eine ungünstige Ernte zu fürchten hat, da sich die Ausdehnung der Anbaufläche in ungeheurem Maße steigert.

Unter den wichtigen Kulturarten Argentiniens müssen wir eine ganz besonders hervorheben, die zwar nicht alle Jahre betrieben werden kann, die aber doch schon einen ganz beträchtlichen Umfang angenommen hat und heute bereits zwei Millionen Hektar Anbaufläche einnimmt. Wir meinen die Luzerne, die 1890 nur auf 600000 Hektar, 1895 auf 700000 Hektar gebaut wurde.

Die Luzerne dient zu zwei verschiedenen Zwecken: zum Export in der Gestalt von Luzerneheu oder zur Fütterung und Mästung des einheimischen Viehbestandes.*) Deshalb gibt es auch zwei Arten der Ausbeutung von Luzernefeldern, nämlich das Abmähen und das Abweiden.

Luzernefelder, die zum Abmähen bestimmt sind, legt man gewöhnlich in der Nähe der Stationen von Eisenbahnlinien an, die nach Ausfuhrhäfen führen, und sie bestehen aus Flächen von 60 bis 100 Hektar, die von kleineren Grundbesitzern, meistens aber von Pächtern bebaut werden. Das Abmähen der Luzerne, das Trocknen, das Aufstellen in Heuschobern besorgt man von Oktober bis März; das Verpacken in kleine, festgepreßte Ballen, die man mittels einer von Pferden bewegten Presse herstellt, nimmt den Rest des Jahres in Anspruch. Eine etwas primitive Abart dieser Ausbeutungsmethode besteht darin, daß man die Luzerne abmäht und sie sofort als Grünfutter verkauft; das geschieht namentlich auf Farmen, die in der Nähe von Städten gelegen sind.**)

Doch die große Zone der Luzerne, die eine ungeheure Anbaufläche einnimmt, besteht aus „Estancias“ mit ausgedehnten Luzernefeldern, die für die Fütterung des Hornviehs bestimmt sind. Es gibt „Estancias“ in allen Größen, von der „l'estanzuela“ (einer kleinen Estancia) angefangen, bis zu den größten Niederlassungen. Die mit Luzerne bebauten Latifundien sind namentlich im Süden der Provinz Cordoba häufig und man kann dort Luzernenfelder von 15—20000 Hektar im Besitze eines einzigen Grundbesitzers finden. In dieser Gegend gibt es auch Kolonien wie die von Maria Soledad, die am Carnerillo und Chucul gelegen ist, die 16900 Hektar Luzernefelder besitzt, und Duggan mit 15000 Hektar Luzerne. Zahlreich sind auch die Besitzungen mit Luzernefeldern von 6000 Hektar.

Nach den letzten Angaben der Statistik verteilt sich die Luzernekultur folgendermaßen auf die Provinzen: 500000 Hektar kommen auf Buenos Aires, 500000 auf Cordoba, 300000 auf Santa Fé, 120000 auf Pampa Centrale, 100000 auf Mendoza, 80000 auf San Juan, 100000 auf die übrigen Provinzen, was eine

*) Der Export geht besonders nach Brasilien und Südafrika.

**) „Anales de la Sociedad rural Argentina“ vom Januar und Febr. 1895, Art. El Pais de la Alfalfa.

Gesamtfläche von 1700000 Hektar ergibt, die sich aber heute sicherlich schon auf 2 Millionen Hektar beläuft.

Trotz dieses deutlich wahrnehmbaren gewaltigen Aufschwungs — er beträgt für 1903/04 in der Provinz Cordoba nicht weniger als 25 Prozent — befindet sich doch der Anbau dieser Futterpflanze in Argentinien erst in seinen Anfängen; er wird sich voraussichtlich noch erheblich ausdehnen, da seine Resultate sowohl inbezug auf die Fütterung als auch mit Rücksicht darauf sehr günstig sind, daß unkultivierte Flächen, auf denen nur wenig nahrhafte Kräuter wuchsen, durch ihn in äußerst nutzbares Terrain umgestaltet werden.

Eine der ersten wirtschaftlichen Wirkungen, die der Anbau der Luzerne auf einem Grundstück hervorbringt, besteht darin, daß er den Wert des mit ihm bebauten Bodens erhöht. Man kann in dieser Beziehung auf Fälle verweisen, die unglaublich erscheinen würden, wenn man nicht genaue Daten dafür hätte. Felder, die vor 2 bis 3 Jahren um 2 Piaster Papier verkauft wurden, haben heute einen Wert von 30 Piaster und solche, die man mit 25 bis 30 Piaster pro Hektar bezahlte, verkauft man heute um 80 bis 100 Piaster.

Die Luzernefelder erhöhen aber auch den Wert des Terrains in ihrer Umgebung. Es genügt die Bezeichnung: „Geeignet für Luzerneanbau", um jedem Terrain sogleich einen hohen Handelswert zu sichern.

Das Erträgnis von Luzernefeldern, die in rationeller und moderner Weise bewirtschaftet werden, läßt sich leicht auf Grund einer Tatsache beurteilen, die der „Standard", eine der angesehensten Zeitungen in Buenos Aires, meldet; eine Quadratmeile Landes, die mit Luzerne bebaut war, ergab in La Penca, im Süden der Provinz Córdoba, im letzten Jahre einen Reinertrag von 150000 Piastern in Gold, im vorangegangenen einen solchen von 214000 Piastern. Das Journal fügt hinzu, daß eine Quadratmeile ähnlichen Terrains in Neu-Seeland nicht weniger als 1800000 Goldpiaster wert sein würde.*)

Die beständige Zunahme der bebauten Bodenfläche ist sicherlich die bezeichnendste Erscheinung für die ganze Lage der argentinischen Agrikultur. Es ist gewiß auch erwähnenswert, daß während der letzten Jahre dieser Fortschritt nur den einheimischen Kräften zu verdanken war, da nach der politisch-finanziellen Krise von 1890 der Strom der Einwanderung, die doch die Agrikultur der vorausgehenden Periode wesentlich gefördert hatte, fast vollständig versiegte. Sobald aber die Einwanderung wieder zunehmen wird, was eigentlich schon jetzt der Fall ist, dank der Anziehungskraft, die gute Ernten gewiß in viel höherem Maße ausüben als jede andere politische oder administrative Maßregel, wird die landwirtschaftliche Produktion der Republik einen jetzt noch gar nicht abzuschätzenden Aufschwung nehmen.

Die 9 Millionen Hektar bebauten Landes von 1904/05 repräsentieren etwas mehr als 3 Prozent der Gesamtoberfläche des Landes, während es 1888 nur 0.008 Prozent gewesen sind. Allerdings darf man auch nicht übersehen, daß ungefähr 60 Millionen Hektar, also ungefähr 20 Prozent der Gesamtoberfläche, für die Schafzucht, d. h. für 120 Millionen Tiere, für die Hornviehzucht, d. h. für 30 Millionen Tiere und für die Pferdezucht, für ungefähr 5 Millionen Tiere in Anspruch genommen werden.

---

*) Vgl. Anales de la Sociedad rural Argentina, Januar und Februar 1895, Artikel: El Pais de la Alfalfa.

Wenn man schließlich annimmt, es sei möglich, mittels eines Systems intensiver Bewirtschaftung das Erträgnis der Agrikultur um ein vielfaches zu steigern, wird man auch auf ähnliche Weise die Zahl der Tiere für die gleiche Terrainfläche erhöhen können, so daß gewiß die Republik der Kolonisation mehr als 100 Millionen Hektar guten Landes überweisen könnte, ohne die bestehende Viehzucht auch nur im geringsten zu beeinträchtigen oder zu gefährden.

Haben wir nun den bemerkenswerten Fortschritt der argentinischen Agrikultur in den letzten siebzehn Jahren im allgemeinen und die Entwicklung gewisser Kulturarten im besonderen gekennzeichnet, so wollen wir jetzt untersuchen, in welchen Gegenden des Landes sich dieser Aufschwung besonders wahrnehmbar macht.

Zu diesem Zwecke werden wir die Republik in entsprechende geographische Zonen einteilen, die Gesamtoberfläche einer jeden Zone angeben und das Ausmaß der bebauten Fläche in jeder Zone damit in Vergleich ziehen. Danach ergibt sich für das Agrikulturjahr 1902/03 folgende Tabelle:

Zone. Provinzen.	Gesamtoberfläche der Zone (in ha)	Anbaufläche der Zone (in ha)	Anbaufläche der Zone (in %)
Osten oder Küstenland. Bundeshauptstadt und Provinz Buenos Aires, Santa Fé, Entre Rios und Corrientès	59618300	6671421	11.1
Zentrum. Provinz Córdoba, San Luis und Santiago de l'Estero	23797500	1643070	6.9
Westen oder Andenzone. Provinz Mendoza, San Juan, La Rioja und Catamarca	44635900	412750	0.9
Norden. Provinz Tucuman, Salta und Jujuy.	23338500	191401	0.8
Territorien.			
Norden. Missionès, Formosa, Chaco.	27312200	66070	0.2
Zentrum. Pampa	14590700	125034	0.9
Westen. Neuquen	10970300	1905	0.01
Süden. Rio Negro, Chubut, Santa Cruz, Feuerland . . .	74298300	6359	0.0009
Andenterritorium	6490000	6	0
Gesamtsumme	285051700	9118016	3.2

Aus dieser Tabelle ergibt sich, daß die große Agrikulturzone Argentiniens durch die Provinzen Buenos Aires, Santa Fé, Entre Rios und Corrientes mit 6671421 Hektar Anbaufläche, d. h. 11.1 Prozent ihrer Gesamtoberfläche, gebildet wird; an zweiter Stelle kommt die Zone, die die Provinzen Córdoba, San Luis und Santiago de l'Estero umfaßt, mit 1643070 Hektar Anbaufläche, d. h. 7 Prozent der Gesamtoberfläche der Zone. Die übrigen Zonen kommen für die Agrikultur kaum in Betracht; sie werden erst später ausgebeutet werden können, wenn die beiden

erstgenannten vollständig bevölkert sind, oder wenn andere große Bodenschätze, wie das eben jetzt in Chaco mit dem Quebracho-Holz der Fall ist, die Arbeit und das Kapital anziehen werden.

Es ist die Provinz Buenos Aires, die bei der letzten Ernte mit der größten Anbaufläche von Getreide, d. h. mit 2006910 Hektar, sich einstellte. Das bedeutet, mit dem Erntejahr 1901/02 verglichen, eine Zunahme von 691,479, mit dem von 1895 verglichen eine solche von 1630464 Hektar. Geht man endlich auf 1888 zurück, so beträgt die Zunahme 1760122 Hektar.

Von den 2 Millionen Hektar Anbaufläche der Provinz Buenos Aires im Erntejahre 1904/05 gehören 870506 oder 43 Prozent zu dem Gebiete, das man „Zentrum und Süden“ nennt; es sind die Departements Veinto cinco de Mayo, Saladillo, Général Alvear, Tapalqué, Bolivar, Azul, Olavaria, Juarez, Général Laprida, Général Lamadrid, Guamini, Coronel, Adolf Alsina, Puan und Saavedra, von denen manche, obwohl sie erst spät dem wirtschaftlichen Aufschwung folgten, indem sie sich aus unbebautem Boden in grüne Prairien verwandelten, heute wichtige Produktionszentren bilden, die für die ökonomische Bilanz des Landes von Bedeutung sind.

Der eigentliche Aufschwung der Agrikultur in der Provinz Buenos Aires geht auf 1895 zurück. Bis dahin galt sie als nur für die Viehzucht geeignetes Gebiet, und diese falsche Meinung hatte derart feste Wurzeln gefaßt, daß man meinte, Agrikultur sei nur in der Provinz Santa Fé möglich. Diese letztere Provinz zeigte für 1888 und 1895 je 401652 und 1 Million Hektar Anbaufläche für Getreide, während die Provinz Buenos Aires in den genannten Jahren nur 247000 und 367000 Hektar Anbaufläche für Getreide besaß.

Eine analoge Tatsache macht sich bei Lein geltend; die entsprechenden Ziffern für Santa Fé sind 73000 und 266000 Hektar, während Buenos Aires in den erwähnten Epochen nur 44000 und 65000 Hektar auswies. Anders ist es mit der Maiskultur; denn die Provinz Buenos Aires figuriert hier 1888 und 1895 mit viel größeren Ziffern als ihre Rivalin: Santa Fé mit 61000 und 186000 Hektar, Buenos Aires aber mit 510000 und 669000 Hektar.

Erst im Erntejahr 1901/02 sehen wir Buenos Aires in der Anbaufläche für Getreide den Vorrang vor Santa Fé gewinnen und in dieser Beziehung eine Ziffer erreichen, die jede Konkurrenz ausschließt. Doch in Lein, dem Santa Fé eine besondere Vorliebe entgegenbringt, ist diese Provinz seit 1888 niemals von Buenos Aires erreicht worden. Im Maisbau allerdings hat sich die letztere Provinz ihre Überlegenheit zu wahren gewußt, obwohl man billiger Weise sagen muß, daß Santa Fé auch in dieser Beziehung im Erntejahre 1901/02 einen respektablen Fortschritt aufwies.

Bevor wir die Provinz Buenos Aires verlassen, wollen wir noch darauf hinweisen, daß der zweite Rang im Weizenbau nach dem Gebiete „Zentrum und Süden“ jenem zufällt, das als „Westen“ bezeichnet wird. Es zeigt 595695 Hektar oder 29 Prozent der Gesamtoberfläche mit Getreide bebaut und ist wie das entsprechende Gebiet Nordamerikas die eine der großen Kornkammern Argentiniens. Dieses Gebiet umfaßt die Departements Nueve de Julio, Lincoln, Pehuajo, Général Villegas, Trenque Leuquen und andere, die, weil man sie lange Zeit für ungeeignet zum Anbau hielt, alle Welt überrascht haben, als sie sich als Emporien des Reichtums enthüllten. Allerdings ist dieses Gebiet von dem Zauberstab der Fee Eisen-

bahn berührt worden, die in diesen jungen Ländern mit ihren noch unausgebeuteten Reichtümern ein ausgedehntes Band eisengeschienter Straßen entrollte, dessen Wirkung geradezu märchenhaft ist.

Als logische Folge des Erwachens der Agrikultur sah man in diesem Gebiet ein überraschendes Steigen der Preise für Grund und Boden, die sprungweise emporschnellten und von 20 auf 40, von 40 auf 80, von 80 auf 100 und noch mehr Piaster pro Hektar emporkletterten, ohne daß man dieser Hausse eine reelle Grundlage absprechen könnte, da sie auf der Reichtum spendenden Kraft der Erde beruht.

In der Provinz Santa Fé, der Wiege der Agrikultur-Kolonisation Argentiniens, gibt es derzeit 852 Kolonieen, deren Anbaufläche 3095559 Hektar umfaßt; es entfallen davon auf Getreide 1349253, auf Lein 540189, auf Mais 683020, auf Arachide 21122, auf Luzerne 474956 und auf andere Kulturarten 27019 Hektar.

Die Provinz Córdoba ist eine andere der Agrikultur-Entdeckungen Argentiniens. Vor Kurzem noch gänzlich unbeachtet von dem Strom der Kolonisten, der sich mit Vorliebe nach den Provinzen Santa Fé und Buenos Aires richtete, begann Córdoba die Aufmerksamkeit von Kolonisten auf sich zu ziehen, als diese, entmutigt durch einige ungünstige Jahre in Santa Fé, durch die Fruchtbarkeit des Bodens, die Wasserläufe, die zahlreichen Niederschläge, die Billigkeit des Bodens, die Nähe der Konsumcentren und der Ausfuhrhäfen und besonders durch die günstigen Transportgelegenheiten, die ihnen ein ausgedehntes Eisenbahnnetz bot, in die noch wenig bekannte Provinz gelockt wurden. Die Kolonisten schlugen hier ihre Zelte auf und ließen sich hier in täglich größerer Zahl nieder, um in harter Arbeit den Boden urbar zu machen, der seinerseits mit herrlichen Ernten lohnte.

Die Resultate der Kolonisation haben derart alle Erwartungen übertroffen, daß die Provinz Córdoba heute eines der bedeutendsten Kolonisationscentren der Republik ist und eines von denen, die in Argentinien der Viehzucht und jeder Art von Agrikultur die glänzendste Zukunft bieten. Gegenwärtig vollzieht sich dort eine so rasche Entwicklung, daß sie Einheimischen und Kolonisten Überraschung auf Überraschung bereitet. Um sich von der ganz großartigen Entwicklung der Agrikultur in dieser Provinz Rechenschaft zu geben, genügt es, darauf zu verweisen, daß man hier 1898/99 176 Kolonien und 71 bebaute Felder, 1902/03 268 und 138, 1903/04 aber 295 Kolonien und 155 bebaute Felder zählte. Natürlich hat auch die Ausdehnung der Kolonien im gleichen Maßstab zugenommen, da diese von 1594535 Hektar im Jahre 1898/99 auf 2968649 Hektar im Jahre 1902/03 und für 1903/04 auf 3155691 Hektar gestiegen ist. Von diesem ungeheuren urbar gemachten und kultivierten Gebiete waren zur Zeit der letzten Ernte 978919 Hektar mit Getreide bebaut, 178072 mit Lein, 101555 mit Mais, 306932 mit Luzerne und 2096 Hektar mit Küchenkräutern.

Was aber in der Provinz Córdoba am meisten überrascht, ist nicht so sehr die ungeheure Ausdehnung der Anbaufläche im Allgemeinen als vielmehr die wunderbare Zunahme in allen Kulturarten. So stieg die Anbaufläche für Getreide von 638332 Hektar im Jahre 1898/99 auf 978919 im Jahre 1903/04 und auf 1092155 Hektar im Jahre 1904/05. Etwas Ähnliches finden wir bei der Anbaufläche für Leinsaat, die von 74696 Hektar im Jahre 1898/99 auf 178072 Hektar im Jahre 1903/04 gestiegen ist. Das ist wohl Beweis genug für die günstigen Aussichten, die sich der Agrikultur in dieser gesegneten Provinz eröffnen.

Noch eine andere der großen Agrikultur-Entdeckungen in Argentinien bietet uns das Territorium Pampa Centrale, welches 1888 nur 5964 Hektar unter Anbau hatte, von denen 4530 auf Mais, 880 auf Luzerne und 163 auf Getreide kamen. Im Jahre 1895 gab es hier 10334 Hektar kultivierten Landes, im Jahre 1903 betrug die Ziffer 125000 Hektar, von denen 29000 auf Getreide und 17000 auf Mais entfielen.

Im Laufe von 20 Jahren hat sich Pampa, das man sonst für ein unfruchtbares, für Anbau und Kolonisation fast ganz ungeeignetes Gebiet hielt, in bemerkenswertem Grade entwickelt. Es hat heute mehr als 60000 Einwohner, 20 Bevölkerungscentren, ungefähr 300000 Hektar unter Anbau, Herden in großer Zahl und einen Export von Rohprodukten, den man auf 10 Millionen Piaster oder 22 Millionen Frank jährlich schätzt.

Der Boden hat hier sehr an Wert gewonnen. Die Quadratmeile von 2500 Hektar wird ungefähr mit 100000 Piastern oder 220000 Frank und darüber bezahlt, und selbst in den entlegensten Departements sinkt ihr Preis nicht unter 40 bis 50000 Piaster oder 88—110000 Frank. Dieser Fortschritt macht sich erst seit ganz kurzer Zeit fühlbar; er datiert kaum drei Jahre zurück und die Landpreise steigen täglich.

Nachdem wir nun auf Grundlage der offiziellen Statistik ein Bild von der Agrikultur-Produktion Argentiniens entworfen haben, müssen wir daran erinnern, daß diese Produktion sprungweise sich steigert und daß man ihre Ziffern nur als provisorisch betrachten kann, da wegen der großen Werterhöhungen und Gewinne, die vorauszusehen sind, sich neue Kolonisationscentren bilden werden. So ist Pampa Centrale, von dem wir eben gesprochen haben, eine wahre Schatzkammer für Agrikultur und Viehzucht und in der Zukunft leicht imstande, ganz allein genug Fleisch und Cerealien zu produzieren, um damit einen großen Teil der Bevölkerung des Erdballes zu ernähren.

In Argentinien verwendet man für die wichtigsten Kulturarten, wie Getreide, Mais, Lein, Luzerne usw. die vollkommensten Maschinen und Ackergeräte zur Bearbeitung des Bodens, zur Aussaat und Ernte. Wir können sie hier nicht alle aufzählen, aber es genügt wohl, darauf hinzuweisen, daß in den großen Agrikulturgebieten sich eine Bewegung dafür geltend macht, welche die Grundbesitzer und selbst die einfachen Kolonisten dazu veranlaßt, sich mit dem besten Material zu versehen, für welches sie bedeutende Summen auslegen. Wenn, wie wir gesehen haben, die einheimische Agrikultur, da ja doch für die letzten Jahre die Einwanderung von Europäern weniger in Betracht kommt, einen solchen gewaltigen Aufschwung genommen hat, so verdankt man das besonders der Verwendung von vervollkommneten Maschinen und Geräten.

Die besten Systeme von Pflügen, Eggen, Säemaschinen, Mähmaschinen aller Art, Heuwagen, Dreschmaschinen usw. sind den argentinischen Landwirten bekannt, die sie ständig in Verwendung nehmen.

Die Bedeutung, die die Verwendung von landwirschaftlichen Maschinen und Ackerbaugeräten im Lande gewonnen hat, illustriert am besten der Umstand, daß man von 1890 bis 1904 aus dem Ausland, und besonders aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 459606 Pflüge im offiziellen Verzollungswerte von 6675045 Goldpiastern, 98470 Mähmaschinen im Werte von 10209910 Goldpiastern, 37824

Säemaschinen im Werte von 881340 Goldpiastern und Dreschmaschinen im Werte von 6250923 Goldpiastern eingeführt hat.

So haben denn auch die Fabriken von landwirtschaftlichen Maschinen und Ackerbaugeräten sich in Argentinien kräftig entwickelt; manche sind mit großen Kapitalien errichtet worden und besitzen eine ebenso vollkommene Einrichtung wie die besten derartigen Etablissements in Europa.

Das Erträgnis der Agrikultur. — Nachdem wir den Aufschwung der Agrikultur in Argentinien, die Größe der Anbaufläche zu verschiedenen Zeitpunkten, die wichtigsten der gepflegten Kulturarten und Argrikulturgebiete besprochen haben, so bleibt uns nur noch übrig die Agrikulturarbeit in ihrem Erfolge zu behandeln, d. h. ihr Erträgnis.

Wie schon erwähnt wurde, gibt es in Argentinien noch keine vollständige Agrikultur-Statistik, wie sie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas oder in anderen Kulturstaaten besteht, die das Anlagekapital für die Agrikultur detailliert angibt und ebenso auch den Gewinn, den man aus ihren Produkten zieht, was das einzig mögliche Verfahren ist, um einschätzen zu können, was jeder Hektar bebauten Landes an Reingewinn einträgt. Doch trotz dieser Lücken glauben wir die Angaben finden zu können, deren wir bedürfen, wenn wir uns auf die Äußerungen kompetenter Persönlichkeiten verlassen, die entweder sich praktisch mit der Agrikultur befassen oder wenigsteus dieselben Probleme wie wir behandelt haben.

In dem günstigen Terrain der Provinzen Córdoba und Buenos Aires und in Pampa Centrale kann der Hektar dem Kolonisten 50 Piaster d. i. 110 Frank eintragen, wenn ihn nicht Hagelschlag oder eine der anderen Plagen der Landwirtschaft trifft. Manches Terrain trägt jährlich bis 2000 Kilo Weizen, was mit 6 Piastern pro 100 Kilo 120 Piaster ergeben würde. Veranschlagt man die Anlagekosten auf 30 bis 40 Piaster, so würde ein Reinertrag von 85 Piastern bleiben, von dem man noch 15 Piaster für den Arbeitslohn abziehen muß, so daß schließlich für den Landwirt ein Reinertrag von 70 Piaster Papier oder 154 Frank pro Hektar bleibt.

In einer Privatniederlassung, die nicht weit von der Station Laboulaye auf der Linie von Buenos Aires nach dem pazifischen Ozean liegt, wo eine Pächtersfamilie 50 bis 60 Hektar bebaut und ein Viertel der Ernte an den Eigentümer abführt, außerdem aber an den Tagen, wo die Bebauung des Bodens nicht ihre Arbeitskraft in Anspruch nimmt, auf dem Viehhof beschäftigt ist, ergibt sich für den Pächter ein jährlicher Überschuß von 1000 Piastern oder 2200 Franks. Das wäre ein Reinertrag von 16 bis 20 Piastern pro Hektar, wenn man den Landbau nach Art der Pächter betreibt und 75 Prozent der Ernte für sich hat; es ist das aber der absolute Reinertrag, da der erwähnte Überschuß sich nach Abzug der Kosten für Lebensunterhalt, Kleider und andere laufende Ausgaben ergab.

Aber eine beredtere Sprache als alle arithmetischen Demonstrationen oder einzelne Fälle, die wir noch anführen könnten, führt die notorische Tatsache, daß eine große Zahl von Landwirten alljährlich zu Grundbesitzern wird oder neuen Besitz in dem benachbarten Terrain dazu erwirbt. Ja es ist nicht selten, daß die, welche ein Stück Erde bebauen, in einem einzigen Jahre damit soviel Geld verdienen, daß sie es als Besitz erwerben können, wobei sie noch genug behalten, um die Kosten der Aussaat und des Lebensunterhaltes bis zur nächsten Ernte zu bestreiten.

Wir wollen noch genauere Details anführen betreffs des Kapitals, das erforderlich ist, um den Boden nutzbar zu machen, und betreffs des Erträgnisses.

Nach der Berechnung eines Vertreters der Banco Comercial y Agricola del Rio de la Plata, kann man das Kapital, das für eine Familie von 4—5 Personen zum Getreidebau auf 100 Hektar nötig wäre, wenn man die Installationskosten des ersten Jahres mit einbegreift, in folgender Weise detaillieren:

2 Pflüge	330	Frank
Eggen	99	„
1 Ackerwalze	99	„
1 Dreschmaschine	880	„
8 Paar Ochsen	1408	„
4 Pferde	264	„
1 Holzwagen	550	„
Geschirre	187	„
Haus, Schuppen und Brunnen	2200	„
	6017	Frank.

Eine Familie oder ein Kolonist, die dieses Kapital nicht besitzen, finden im Lande reiche Grundbesitzer oder Kolonisatoren, die ihnen alle Geräte, die erforderlichen Tiere, das Korn für die Aussaat, ebenso wie den notwendigen Lebensunterhalt liefern. Von der Ernte legt man das Korn für eine neue Aussaat zurück; dann zieht man die Anlagekosten ab und teilt den noch übrigen Reingewinn in zwei Teile; der eine ist für den Landbesitzer, der andere für den Kolonisten bestimmt: auf diese Weise haben die meisten Einwanderer begonnen, sich das Geld zu erwerben, das erforderlich ist, um Grundbesitzer zu werden.

Für die Einwanderer ohne Familien gibt es eine andere Methode, die auch zu Erfolgen führt; sie verdingen sich bei kapitalskräftigen Kolonisten und bieten ihnen ihre Arbeitskraft vom Augenblick der ersten Bearbeitung des Bodens (gewöhnlich im März) bis zum Abmähen des Getreides und des Leins. Sie erhalten für ihre Dienste Verpflegung und Wohnung, außerdem aber 6 oder 7 Prozent vom Bruttoertrag von 100 Hektar. Das erhaltene Geld legen sie drei oder vier Jahre auf Zinsen an und haben dann das Notwendige, um Ackergeräte zu kaufen und Pächter zu werden. Drei oder vier Jahre später kaufen sie Terrain auf Raten und werden Großgrundbesitzer; nach hunderten lassen sich die zählen, die auf diesem Wege zu großem Landbesitz und damit zu bedeutendem Vermögen gelangt sind.

Ist er einmal Grundbesitzer, so hat der argentinische Kolonist schon eine gesicherte Zukunft vor sich, weil die Reinerträge, die er jährlich erhält, sich in geometrischer Progression steigern, wenn ihn nicht gerade ein böses Schicksal verfolgt, was doch nur selten der Fall ist. Um die möglichen Reinerträge abzuschätzen, wollen wir einer Berechnung folgen, die auch der von uns schon erwähnte Vertreter der Banco Comercial y Agricola aufgestellt hat:

Berechnung der Anlagekosten und des Ertrages von 100 Hektar, die mit Getreide bebaut werden.

Bearbeitung des Bodens für die Aussaat und Bezahlung für einen Knecht	440	Frank
6000 Kilo Saatgut à 100 Kilo 5 Piaster	660	„
Zahlung der Schnitter und Erntearbeiter	660	„
	1760	Frank

	Übertrag:	1760 Frank
Dreschkosten für einen Ertrag von 1000 Kilo pro Hektar, à 100 Kilo 0,80 Piaster	1760	„
1700 Säcke à 0,20 Piaster	748	„
Zahlung von Schmied, Tischler und Reparaturen an den Geräten während der Ernte	550	„
Lebensunterhalt während des Jahres	1760	„
Pachtzins für den Boden, 12 Prozent vom Bruttoertrag	1320	„
Gesamtunkosten	7898	Frank.
Verkauf von 100000 Kilo Getreide, des Ertrages von 100 Hektar, 100 Kilo à 5 Piaster	11000	Frank
Abzug der Gesamtunkosten	7898	„
Reinertrag für den Kolonisten	3102	Frank.

Wenn der Boden gut bearbeitet wurde, rechnet man in normalen Jahren auf ein Durchschnittserträgnis von 1000 Kilo pro Hektar bei Getreide, auf eines von 2500 Kilo bei Mais und von 900 Kilo bei Leinsaat. Auf jungfräulichem Boden sind die Resultate manchmal noch günstiger; da ist es nicht selten, daß ein Hektar 1400 Kilo Getreide ergibt. So erreicht dann der Reinertrag für 100 Hektar die Höhe von 3—4000 Piastern.

Die oben aufgestellte Rechnung gilt auch für Lein, wenn man 9 Piaster à 100 Kilo Saatgut ansetzt, was gegenwärtig der Preis ist, und die Dresch- beziehungsweise Preßkosten auf 1,20 Piaster pro 100 Kilo veranschlagt. Allerdings bringt die Leinkultur in Gegenden, wo Niederschläge selten sind oder Spätfröste auftreten, ein gewisses Risiko mit sich, manchmal beträgt das Erträgnis 7, 8 und 10 Meterzentner pro Hektar, im allgemeinen jedoch nur 3—4 Meterzentner.

Um aber die Ziffern zu vervollständigen, die den Ertrag der Agrikulturarbeit veranschaulichen sollen, muß man bedenken, daß der Landwirt außer der Getreideernte auf einem anderen Stück Land eine ebenso reiche Maisernte einheimsen und außerdem seine Einnahmen durch Schweinezucht, Geflügelzucht und ähnliches steigern kann, Produkte, die in den benachbarten Verkehrszentren stets und leicht Absatz finden.

Die angeführten Beispiele darf man freilich nicht als unbedingt geltende allgemeine Regel betrachten; der Reinertrag hängt natürlich von den Produktionskosten und von dem Erträgnis einer jeden Ernte ab, und diese beiden Faktoren sind, wenn es sich um so ausgedehntes Kulturterrain wie in Argentinien handelt, unendlich variabel. Indessen muß man zugeben, daß es neben Gebieten, wo man die Felder öfters brach liegen lassen muß, hunderttausende von Hektaren billigen, jungfräulichen Bodens gibt, wo nach ganz oberflächlicher Bearbeitung es genügt, den Samen auszuwerfen, um eine glänzende Ernte zu erhalten. Wenn man sich unter so günstigen Verhältnissen landwirtschaftlicher Maschinen bedient, die es gestatten, mit wenig Handarbeit große Flächen unter Kultur zu nehmen, gibt es für den Landwirt stets eine hohe Wahrscheinlichkeit, den günstigsten Erfolg zu haben. Dieser Umstand erklärt auch die so beträchtliche Zunahme der Anbaufläche während der letzten Jahre, sei es daß man jungfräulichen Boden parzellierte und an kleinere Grundbesitzer verkaufte, sei es daß der Boden um einen Pachtzins in Barem oder gegen Abführung eines bestimmten Prozentsatzes der Ernte gemietet wurde.

Prof. Nestler.

Südamerikanische Staatswesen und deutsche Auswanderung.

Die Auswanderung von Deutschen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat seit 15 Jahren fast ständig abgenommen. Der früher so starke Auswandererstrom dorthin ist besonders in den letzten Jahren ins Stocken geraten. Die Gründe dieser Erscheinung sollen hier nicht näher erörtert werden; die Tatsache braucht aber vom deutschnationalen Standpunkt kaum bedauert zu werden. Denn die Erfahrung hat trotz mancher gegenteiliger Behauptungen gezeigt, daß die hinausgezogenen Söhne Deutschlands selbst oder jedenfalls ihre Nachkommen über kurz oder lang in der nordamerikanischen Umgebung dem Deutschtum verloren gehen. Wenn man nun die Abgabe eines gewissen Teiles der jährlich beinahe um eine Million wachsenden deutschen Bevölkerung als unvermeidlich ansehen muß, so entsteht die Frage, wohin der Zug deutscher Auswanderer unter gleichzeitiger Wahrung des Interesses der Auswandernden und des Mutterlandes zweckmäßig gelenkt werden kann.

Von vielen Seiten, von Volkswirten, Weltreisenden u. A. ist besonders in jüngster Zeit nun empfohlen worden, als Ansiedelungsgebiete für Deutsche die südamerikanischen Staaten mehr als bisher ins Auge zu fassen.

Das südliche Brasilien, Argentinien und auch Südchile bieten ackerbauenden Siedlern zweifellos viele günstige Aussichten. Der reiche jungfräuliche Boden verheißt bei einigermaßen sachgemäßer Bearbeitung reichen Ertrag. Das Klima ist für den Deutschen in den in Frage kommenden Gebieten durchgehends zuträglich und, wenn man von einzelnen Strichen Südbrasiliens absieht, meist angenehmer als das deutsche Klima. Schließlich findet der Einwanderer in diesen Gebieten schon einen Stamm von Landsleuten vor, an die er sich angliedern kann und die es ihm erleichtern, sein deutsches Volkstum zu wahren und liebgewordene Gewohnheiten der alten Heimat zu pflegen. Diesen Lichtseiten stehen natürlich auch erhebliche Schattenseiten gegenüber. Sie treten dem aus Europa Einwandernden in allen südamerikanischen Staaten früher oder später vor Augen. Der Neuankömmling in diesen von ihm oft so ersehnten Ländern der Freiheit empfindet sie zumeist in Gestalt des recht lockeren Gefüges und geringer Beständigkeit der staatlichen Einrichtungen. Dies äußert sich für den unter der Staatshoheit dieser Länder Lebenden in oft unzureichendem Schutz von Leben und Eigentum, vielfacher Willkür in den staatlichen Verwaltungsmaßregeln, laxer Rechtspflege und häufiger Unsicherheit der allgemeinen Geschäftslage. Manch' auswandernder Freiheitsstürmer wurde unter dem Eindruck solcher Verhältnisse schon zum begeisterten Anhänger des früher geschmähten, heimatlichen „Polizeistaats."

Der in seinen Erwartungen getäuschte Einwanderer sendet dann oft bittere Klagen nach der alten Heimat. Er schreibt das Unbehagen und die Schwierig-

keiten, die ihm die neuen Lebensverhältnisse verursachen, besonderen Verfehlungen der augenblicklichen Machthaber seiner neuen Heimat ihm gegenüber zu und erwartet oft alles Heil von einem energischen Machtwort der deutschen Regierung zu seinen Gunsten. So wurden unlängst in der deutschen Presse*) Stimmen aus Chile von neu eingewanderten deutschen Siedlern laut, die die chilenische Regierung bezichtigten, ihre Erwartungen vollständig getäuscht zu haben und die ein Eingreifen der deutschen Regierung in ihrer Angelegenheit forderten. Grade Chile wird nun häufig zum Lobe seiner verhältnismäßig geordneten staatlichen Entwickelung und einer leidlich rechtlichen Verwaltung gern als das südamerikanische Preußen bezeichnet. Aber auch hier wie in den andern südamerikanischen Staaten werden dem Einwanderer Unzuträglichkeiten nicht erspart bleiben, wie sie eben das lockere Gefüge südamerikanischer Staatswesen mit sich bringt. Wenn daher aus diesem Lande Klagen laut werden, daß neue deutsche Ankömmlinge ihre Erwartungen gröblich getäuscht sehen, so kann dies nicht ohne weiteres auf ein besonderes Verfehlen der zeitweiligen Regierung zurückgeführt werden. Es ist allerdings richtig, daß die Besiedelung des chilenischen Südens mit deutschen Einwanderern, deren Arbeitskraft und Erfolge für das Land man schätzen gelernt hat, von der chilenischen Regierung gesucht und durch ihre Agenten in Europa gefördert wird. Es muß aber unterschieden werden, ob es sich bei der Täuschung der Erwartungen und Nichterfüllung von Versprechungen um Nichtinnehaltung eines bestimmt abgegrenzten kontraktlichen Abkommens handelt, das zwischen der chilenischen Regierung und den eingewanderten Ansiedlern getroffen war, oder ob ein solcher Vertrag auf gesetzlicher Grundlage garnicht geschlossen wurde. War das erstere der Fall, so ist allerdings ein recht energisches Eingreifen der deutschen Regierung geboten. Dem hat die chilenische Regierung bisher aber wohl stets Rechnung getragen, so weit es in ihrer Machtvollkommenheit lag. Nur zu häufig liegt aber der Grund der Unzufriedenheit der Eingewanderten mit ihrer neuen Lage und der Schwierigkeiten, die es ihnen verursacht, ihre Lage zu bessern, darin, daß sie vor der Auswanderung ungenügend orientiert waren über das, was sie in der neuen Heimat erwartete. So treten sie mit übertriebenen Illusionen und dazu oft mit unzureichenden Mitteln in ihr neues Leben ein.

Wenn auch durch Auskunftsstellen in der Heimat wie z. B. diejenige der Deutschen Kolonialgesellschaft, den Auswanderungslustigen jeder denkbare Aufschluß über in Frage kommende Siedelungsgebiete erteilt wird, so scheint doch diese Einrichtung entweder in weiteren Kreisen zu wenig bekannt zu sein oder jedenfalls nicht genügend ausgenutzt zu werden. Vielleicht würde auf Grund eingehenderer Information über die Aussichten in überseeischen Siedlungsgebieten sich mancher deutsche Auswanderer statt nach Südamerika oder Australien nach einer der deutschen Kolonien wenden. Wenn es in diesen auch noch recht viel zu bessern gibt, so wird der Einwanderer dort doch manches finden, dessen er in Südamerika z. B. kaum je teilhaftig wird. Dahin ist an erster Stelle die Zuverlässigkeit der staatlichen Verwaltungsorgane und ein gesundes Rechtswesen zu rechnen.

Jeder, der aber entschlossen ist, sich in einem der südamerikanischen Staaten eine neue Heimat zu gründen, sollte zuvor genau wissen, welche Verhältnisse er

*) Tägliche Rundschau 1906 Nr. 284. „Warnung vor Chile“.

dort vorfindet. Der Halt und die Unterstützung, die er an den heimatlichen Staateinrichtungen findet und die er vielleicht oft als Druck empfunden hat, fällt dort zum größten Teil fort. Der Auswandernde ist in seiner neuen Heimat in ganz anderem Maße auf sich selbst gestellt und auf seine eigenen Kräfte und Hülfsmittel angewiesen als er es zu Hause gewöhnt war. Er wird erkennen, daß das, was man gemeinhin „Rechtsstaat“ nennt, ein recht dehnbarer Begriff ist und daß seine Form in Südamerika häufig erheblich von dem abweicht, was er daheim von ihm zu erwarten gewohnt war. Trotzdem wird er an vielen Beispielen älterer Einwanderer sehen, daß man auch unter solchen Verhältnissen fortkommen und recht Gedeihliches erzielen kann. Bedingung des Erfolges dabei ist richtige Beurteilung der südamerikanischen Zustände und bis zu einem gewissen Grade Einpassung in diese. Dies braucht nicht so weit zu gehen, daß man seine deutschen Anschauungen und Grundsätze über Bord wirft. Man soll aber nicht mit dem Kopf durch die Wand wollen und glauben, südamerikanische Staaten und ihre Machthaber im Handumdrehen zu der eigenen Rechtsauffassung und Ideen von den Pflichten des Staates bekehren zu können, auch wenn dieselben theoretisch unanfechtbar sind. Vor einiger Zeit behandelte ein Artikel der Deutschen Kolonialzeitung das Thema des „weltwirtschaftlichen Taktes“; die darüber gemachten Ausführungen waren aus der Praxis geschrieben und für uns Deutsche sehr beherzigenswert. Eine gute Dosis dieses weltwirtschaftlichen Taktes erscheint für jeden, der sich im Auslande wirtschaftlich betätigt, äußerst wünschenswert, grade in Südamerika für den Deutschen aber unentbehrlich. Wenn wir mit Recht glauben, uns an Tüchtigkeit, Umsicht und Ausdauer in überseeischen Unternehmungen dem Briten gleichwertig an die Seite stellen zu können und ihn nicht selten darin zu übertreffen, so ist der Engländer dem Deutschen, was den „weltwirtschaftlichen Takt“ anlangt, häufig „über“. Diese Eigenschaft hat er sich vielleicht in seiner langen Praxis bei Behandlung überseeischer Dinge angeeignet; sie mag nicht zum mindesten zu seinen Erfolgen auf diesem Gebiet beigetragen haben. Wir Deutsche fallen in der Beziehung zuweilen von einem Extrem in das andere: entweder wir beugen uns bewundernd vor dem Fremden oder wir brüskieren den Ausländer, indem wir in Beurteilung des Ausländischen uns zu sehr aufs hohe Pferd setzen und das Kind mit dem Bade ausschütten.

Grade für den Ansiedler, der mit den Interessen des Landes, wo er eine Heimat findet, noch mehr verwächst als z. B. der im Ausland tätige Kaufmann ist eine taktvolle Anpassung an die Landesverhältnisse ein wesentliches Erfordernis für sein Fortkommen. Daneben erscheint gleich wichtig, daß er seine neue Tätigkeit mit ausreichenden Mitteln antritt. Ist das nicht der Fall und der Siedler genötigt, sein junges Unternehmen mit Hypotheken und Darlehen zu belasten, so wird er schwer auf den grünen Zweig kommen können. Denn der in Südamerika auf Ländereien übliche Zinsfuß beträgt in der Regel 8—10 %, zuweilen auch 12 % und mehr. Ein solcher Zins erscheint uns ungeheuerlich, gilt dort aber nicht als unreell. Trifft den Ansiedler dann noch eine Mißernte, wie sie in Südchile durch zu geringe Regenmenge, in Argentinien durch Heuschrecken oft unerwartet verursacht wird, so ist die Lage des jungen Ansiedlers recht prekär.

Um eine Wandlung der staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der südamerikanischen Länder zum Besseren zu bewirken, erscheinen einzelne Eingriffe

von außen her, von europäischen Mächten zu Gunsten ihrer ausgewanderten Staatsangehörigen wenig erfolgverheißend. Es ist zwar sehr erwünscht, daß besonders Deutschland den stolzen criollos, die in Südamerika das Heft in Händen haben, von Zeit zu Zeit durch Zeigen seiner Kriegsflagge in möglichst respektabler Form in Erinnerung bringt, daß seine nach Brasilien, Argentinien, Chile hinausgezogenen Söhne ein mächtiges Reich jenseits des Atlantico ihre Heimat nennen. Die Entwickelung der südamerikanischen Staaten zu vollgültigen, modernen Staatsgebilden kann aber nur durch einen Impuls von innen heraus geschehen. Dies wird wesentlich dadurch gefördert werden, daß sich die tüchtigen einwandernden Elemente, im besonderen die Deutschen — für die überall noch weiter Raum vorhanden ist — zur Wahrung ihrer Interessen fest zusammenschließen. Nach dem leider grade von den Deutschen zu wenig beherzigten Grundsatz „Einigkeit macht stark“ wird es so auch allmählich gelingen, berechtigte Einwirkung auf Gesetzgebung und Verwaltung des Adoptivvaterlandes zu gewinnen.

In Südbrasilien und Chile sind davon schon Ansätze zu spüren. Es ist den Deutschen dort gelungen, aus ihrer Mitte gewählte Abgeordnete zum Parlament zu entsenden. Daneben scheint eine ausgedehntere Betätigung deutschen Kapitals in Südamerika der einzig gangbare Weg, die Interessen des Deutschtums dort wirksamer zur Geltung zu bringen als bisher.

Will man am Schluß dieser Erörterungen die Frage aufwerfen, welchem der südamerikanischen Länder als Auswanderungsziel für Deutsche und als Arbeitsfeld für deutsches Kapital der Vorzug zu geben ist, so muß nach der Entwickelung der Dinge in dem letzten Jahrzehnt die Wahl auf Argentinien fallen. Der chilenische Staatskörper ist zwar nicht so häufig durch verheerende Revolutionen gerüttelt worden als der argentinische. Infolgedessen galt Chile mit Recht politisch für gesunder, auch wirtschaftlich kam Chile durch die schon vor Jahren erfolgte Regelung seiner Währung früher in stabilere Verhältnisse als der argentinische Nachbar. Diesen Vorsprung der Chilenen vor allen anderen südamerikanischen Staaten hat indes der La Plata-Staat unter der Präsidentschaft Roca's und seines Nachfolgers zum gutem Teil eingeholt.

Nun bietet aber Argentinien dank seiner geographischen Lage, seiner Bodengestaltung und seiner natürlichen Reichtümer derartige Vorzüge, daß es als Siedlungsland für deutsche Landwirte, wie auch für Betätigung deutschen Kapitals in industriellen u. a. Unternehmungen vor allen anderen südamerikanischen Ländern genannt zu werden verdient. Während das gebirgige Südchile und Südbrasilien für den Kleinsiedler immer noch befriedigende Aussichten bieten, eröffnen die weitgedehnten, fruchtbaren Pampagebiete Argentiniens für eine unabsehbare Zahl landwirtschaftlicher Betriebe kleinen und größten Stils ein reiches Feld der Tätigkeit. Die Produktion von Weizen, Mais, Wolle, Rindvieh zum Lebendexport, zur Verwertung in den großen Schlachthäusern und zur Gewinnung der Häute hat in Argentinien zweifellos noch eine große Zukunft. Dabei bietet sich die Möglichkeit, diese landwirtschaftlichen Erzeugnisse Dank des schon jetzt in großartigem Stil ausgebauten Eisenbahnnetzes und der auf dem La Plata-Strom bis tief in das Innere des Landes vordringenden Seeschiffahrt auf bequeme Weise nach Europa abzusetzen. Aber auch das Land selbst wird von Jahr zu Jahr mehr im Stande sein, beträchtliche Mengen von landwirtschaftlichen Produkten zum eigenen Verbrauch aufzunehmen. Das die Größe des Deutschen

Reiches um das fünffache übertreffende argentinische Gebiet zählt zur Zeit zwar nur 5000000 Einwohner; es ist aber befähigt, das zehn- und zwanzigfache an Bevölkerung aufzunehmen. Hält mit der agrikulturellen Entwickelung die industrielle und der Minenbau nur einigermaßen Schritt, so wird die Landwirtschaft dadurch in absehbarer Zeit eine gute Kundschaft im Lande selbst erlangen.

Schon wegen seiner geographischen Lage kann Chile — selbst nach Eröffnung des Panamakanals — in der Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte nach den europäischen Märkten nicht als Nebenbuhler Argentiniens auftreten. Dabei ist es wegen seines vorwiegend gebirgigen Charakters und der Wasserarmut des ganzen Nordens nicht in der Lage, derartige Mengen landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu liefern wie der argentinische Nachbar. Das Land selbst in Chile vermag allerdings noch größere Mengen von Agrikulturprodukten aufzunehmen, wenn es gelingt, den Kupferminenbau und die Salpeterindustrie im Norden erheblich zu erweitern. Ob grade letzteres möglich sein wird, erscheint bei der Gefahr, die der Gewinnung des Salpeters auf natürlichem Wege durch die stets fortschreitende chemische Erfindungstätigkeit in Europa erwächst, recht zweifelhaft. Zunächst wird Chile allerdings grade für Deutschland seine Hauptbedeutung als Heimat des Salpeters zu behaupten suchen müssen. Von dem Riesenland Brasilien mit seinen unermeßlichen Schätzen muß der ackerbauende Süden im Vergleich zu Argentinien auch in den Hintergrund treten. Ein Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse nach den nördlicheren Teilen des Landes ist oft umständlicher als eine Beschickung des europäischen Marktes. Der Weg dorthin ist von Argentinien aus aber fast durchweg kürzer und billiger, da Südbrasilien nicht über schiffbare Flüsse und nur über wenige Eisenbahnen verfügt Der Ausbau dieser findet aber bei der Bodengestaltung des Landes viel größere Schwierigkeiten als in Argentinien.

Daß man bei uns bestrebt ist, die Bedeutung Argentiniens für unsere Volkswirtschaft überhaupt, im besonderen auch als Siedelungsland für die deutschen Auswanderer, richtig zu würdigen, zeigen Maßnahmen der verschiedensten interessierten deutschen Körperschaften wie des Vereins für Handelsgeographie und last not least der Deutschen Kolonialgesellschaft. Der Vizepräsident dieser letzteren hat vor kurzem Argentinien persönlich bereist; seinen Bemühungen ist es gelungen, einen wirtschaftlichen Ausschuß zur Wahrnehmung und Erweiterung der deutschen Interessen in Argentinien ins Leben zu rufen. Wenn es diesem gelingt, deutsche Ansiedler und deutsches Kapital am richtigen Punkt in Argentinien anzusetzen, so sollte nach menschlichem Ermessen ein schöner Erfolg zu erwarten sein. —

C. v. Alvensleben.

Die wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas 1885—1905.

Am 25. Februar 1885 wurden die Erwerbungen, die Karl Peters mit Graf Joachim Pfeil und Karl Ludwig Jühlke in Ostafrika gemacht hatte, unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Je größer die Begeisterung war, mit der diese Besitzergreifung begrüßt wurde, je hochfliegender die Hoffnungen, die sie erweckte, um so schmerzlicher war auch die Enttäuschung, um so tiefer die Verdrossenheit, als Fehlschlag auf Fehlschlag das junge Unternehmen traf, als keine der Versprechungen, die man sich gemacht hatte, in Erfüllung gehen wollte. Man hatte geglaubt, ein zweites Indien gewonnen zu haben, ein Land, das mühelos reiche Schätze hervorbringen und einen Strom von Gold der Heimat zufließen lassen würde. Statt dessen verlangte seine Verwaltung Zuschuß auf Zuschuß, eine Anzahl der ins Leben gerufenen Unternehmungen mißglückte gänzlich, keine einzige der zahlreichen Pflanzungsgesellschaften sah sich trotz jahrelanger Tätigkeit in der Lage einen, wenn auch nur bescheidenen Gewinn zur Verteilung zu bringen. Aus dem Lieblingskind unserer Kolonialpolitik wurde ihr Schmerzenskind. Nicht vereinzelt blieben die Stimmen, welche verlangten, man solle dieses Schutzgebiet sobald als möglich wieder aufgeben. Heute, da wir auf eine zwanzigjährige Entwicklung Deutsch-Ostafrikas zurückblicken, erkennen wir, daß diese mißgünstige Stimmung ebenso unberechtigt war wie die anfänglich herrschende, allzu günstige. Betrachten wir den wirtschaftlichen Zustand des Landes beim Beginn unserer Herrschaft und verfolgen die wirtschaftliche Entwicklung desselben seit jener Zeit, indem wir uns zugleich die eigenartigen und vielseitigen Schwierigkeiten vor Augen halten, mit denen dieselbe zu kämpfen hat, so werden wir manche Fortschritte erblicken und zugeben müssen, daß wir für die Zukunft noch viel zahlreichere und größere zu erwarten haben.

Ein Zeichen für den Tiefstand der Urproduktion unseres Schutzgebietes beim Beginn der deutschen Herrschaft ist schon der Umstand, daß den größten Teil der Ausfuhr die Erzeugnisse der Jagd, Elfenbein, Flußpferdzähne, Gehörne und Felle, ausmachten. Vom 18. August 1888 bis zum 18. Februar 1889 wurde für 2,050,552 Rupien (ca. 2,9 Millionen Mk.) ausgeführt. Von dieser Gesamtausfuhr entfielen 48 %, d. h. 988,122 Rupien oder ca. 1,4 Millionen Mk., auf Elfenbein. Dabei wurde die Jagd auf Elefanten durchaus unwaidmännisch betrieben. Von einer Schonzeit war natürlich keine Rede. Auch die kleinsten Tiere wurden um ihrer Stoßzähne willen unbarmherzig getötet, sodaß schon damals der Elefant, der am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Küste Ostafrikas bis zum Meere bewohnte, sich gänzlich von derselben zurückgezogen hatte.

Die deutsche Verwaltung hat sich bemüht hier bessernd einzugreifen. Trotz der einschlägigen Verordnungen, wie z. B. der Einführung von Jagdscheinen,

der Erhebung von Schußgeld für jeden einzelnen getöteten Elefanten, des Verbotes, Stoßzähne unter 5 kg Gewicht in den Handel zu bringen, ist es jedoch nicht gelungen dem Rückgange der Elefanten Einhalt zu tun. Vergleicht man die älteren und die neueren Reisewerke, so ist eine rasche Abnahme dieser Tiere auch im Innern unverkennbar. Das gänzliche Verschwinden derselben aus unserem Schutzgebiete ist daher nur als eine Frage der Zeit anzusehen. Diese Verhältnisse kommen auch in der Ausfuhrstatistik zum deutlichen Ausdruck. An Elfenbein wurde ausgeführt:*)

	in 1000 Mk.	% des Gesamthandels
1893	2.162	44,6
1894	2.149	49,9
1895	1.423	43,7
1896	1.682	40,8
1897	1.495	29,6
1898	1.292	29,9
1899	994	25,3
1900	997	23,2
1901	882	19,1
1902	627	11,9
1903	407**)	6,4
1904	414**)	5,6

Diese Übersicht zeigt, daß sowohl der absolute Wert der Elfenbeinausfuhr, als auch ihre relative Bedeutung für den Gesamthandel im unaufhaltsamen Rückgang begriffen ist. Nahm 1893 das Elfenbein unter den verschiedenen Ausfuhrartikeln die erste Stelle ein, so ist es bis 1904 auf den sechsten Platz gesunken. Die vorübergehende Zunahme der Ausfuhr 1894 und 1896/97 wird erklärt durch die siegreichen Kämpfe der Schutztruppe gegen die Wahehe und gegen den Häuptling Siki, deren Elfenbeinvorräte als Kriegsbeute auf den Markt kamen, ändert also nichts an der oben festgestellten Tatsache des Rückgangs der Elfenbeinausfuhr. Zum Teil ist diese darauf zurückzuführen, daß die im Anfang der neunziger Jahre stattfindende Durchfuhr von Elfenbein aus dem Kongogebiet und aus Uganda weggefallen ist, ja daß jetzt im deutschen Seengebiet gewonnenes Elfenbein (1904: 668 kg im Werte von 10.479 Mk.) mit Hilfe der Ugandabahn über Mombas ausgeführt wird, der Hauptgrund bleibt doch die rasche Abnahme der Eigenproduktion des Schutzgebietes. Demgegenüber hat sich die Ausbeute an Flußpferdzähnen, die als Ersatz für das eigentliche Elfenbein in den Handel kommen, auf der alten Höhe behauptet. Wegen ihres geringen Wertes — 1904 wurden für 29,000 Mk. ausgeführt — kommen sie jedoch für die Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse wenig in Betracht. Dasselbe gilt für die Felle und Gehörne wilder Tiere. Dagegen hat sich die Kilima-Ndjaro-Handels- und Landwirtschaftsgesellschaft den Fang lebenden Großwildes behuf Verkaufs an zoologische Gärten zu einer ihrer Aufgaben gemacht. 1902 kam der erste Tier-

*) Die Statistik für 1893 ist die erste, die ein volles Kalenderjahr umfaßt. Der Wert der Elfenbeinausfuhr für 1905 ist bisher noch nicht veröffentlicht worden.

**) Ohne die Ausfuhr über die Binnengrenze, da auch die früheren Zahlen nur für die Küstengrenze gelten.

transport dieser Art in Hamburg an und ergab einen Reingewinn von 10,000 Mk. 1904 wurde für über 75,000 Mk. lebendes Wild ausgeführt, dessen größter Teil — 93 % — aus dem Kilima-Ndjarogebiet stammte. Leider ist die genannte Gesellschaft 1905 in Liquidation getreten, doch ist wohl zu erwarten, daß ihre Unternehmungen in der einen oder anderen Form fortgeführt werden.

Wenn sich der Handel mit lebendem Wild vielleicht auch zukünftig noch weiter steigern wird, so ist es doch in Anbetracht des unvermeidlichen Rückganges der Elfenbeingewinnung ausgeschlossen, daß die Erzeugnisse der Jagd wieder eine solche wirtschaftliche Bedeutung erlangen wie einst. Andere Gebiete der Urproduktion, in erster Linie der Ackerbau, sind berufen dem Schutzgebiete die nötigen Ausfuhrwerte zu liefern.

Die ackerbauliche Tätigkeit der Eingeborenen stand bei der Besitzergreifung auf sehr tiefer Stufe. Der Pflug war unbekannt, nur die Hackwirtschaft wurde ausgeübt. Größere Betriebe fehlten abgesehen von den Schamben (kleinere Pflanzungen) einiger Araber und Inder, welche dieselben durch ihre Sklaven bewirtschaften ließen. Der einzelne Neger baute gerade so viel Getreide, als er für sich und seine Familie gebrauchte. Ungünstige Ernten hatten infolgedessen regelmäßig Hungersnöte zur Folge, die um so größer waren, als das Land auch in gewöhnlichen Zeiten seine Bewohner nicht zu ernähren vermochte, sondern Getreide, vor allem aber indischen Reis einführen mußte. Trotz dieser mißlichen Verhältnisse hätte sich wahrscheinlich die Hebung des Ackerbaus rascher vollzogen, wenn man der Landwirtschaft der Eingeborenen von Anfang an größere Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Da man in Deutsch-Ostafrika ein ausgezeichnetes Plantagengebiet gewonnen zu haben glaubte, so war es selbstverständlich, daß man die Eigenwirtschaft der Eingeborenen zunächst wenig beachtete. Erst als die ersten Pflanzungsunternehmungen gänzlich zu mißlingen drohten, erkannte man, daß dem Ackerbau der Eingeborenen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukomme. Das Klima und der Boden Deutsch-Ostafrikas lassen die feineren Kulturen fast nur in den höheren, bewaldeten Bergländern aussichtsvoll erscheinen. Der größte Teil des Niederungslandes ist nur zur Erzeugung von weniger wertvollen Massenartikeln geeignet, wie sie jetzt schon die Neger in ihrem primitiven Wirtschaftsbetrieb hervorbringen. Sind die Plantagen schon durch die Natur des Landes von einem Teil desselben ausgeschlossen, so bietet die kleinbäuerliche Wirtschaft der Eingeborenen auch sonst noch manche Vorteile. Sie entspricht zunächst viel mehr den Anlagen und den Wünschen des ostafrikanischen Negers. Dieser arbeitet gerne — seinem geringen Bedürfnis an Arbeit entsprechend — von der Aussaat bis zur Ernte täglich einige Stunden, wobei ihm dann alle Hausgenossen helfen. Dagegen sagt ihm das tagtägliche Antreten in den Plantagen zu einer von vielleicht 6 Uhr morgens bis 5 Uhr abends währenden Arbeit durchaus nicht zu. Ferner bietet ihm sein kleinbänerlicher Betrieb alles zum sonstigen Bedarf des Lebens Notwendige, was er sich als Lohnarbeiter erst für Geld kaufen muß. Aus diesen durchaus gesunden Verhältnissen soll man ohne Not den Neger umsoweniger reißen, als sie dem Großbetrieb gegenüber noch den weiteren wesentlichen Vorteil bieten, daß sie Preisschwankungen viel leichter ertragen können. Ein plötzliches oder auch langsames Heruntergehen der Preise ist für die Plantagen eine große Gefahr, die in den meisten Fällen ihre Existenzfähigkeit in Frage stellt. Bei den kleinbäuerlichen Wirtschaften dagegen verteilt

sich der Verlust auf Hunderttausende, die ihn so unschwer ertragen, ja in einfachster Weise sich den billigeren Preisen anzupassen vermögen, indem sie durch vermehrten Anbau den Ausfall im Preise ausgleichen. Aus allen diesen Gründen scheint die Zukunft unseres Schutzgebietes zum guten Teile auf den Volkskulturen zu beruhen. Sie müssen wir vor allen Dingen zu fördern suchen, um Werte hervorzubringen, die auf dem Weltmarkte eine Rolle spielen. Leider ist zur Zeit infolge der schlechten Verkehrsverhältnisse eine Ausfuhr aus dem größten Teil des Innern ausgeschlossen. Weite und fruchtbare Gebiete bleiben dort unbebaut, weil die Ernte nicht verwendet werden könnte. 1898 mußte das in Tabora von den Eingeborenen eingelieferte Getreide denselben gratis zurückgegeben werden, weil es an Ort und Stelle keinen Marktwert hatte und eine Beförderung zur Küste unmöglich war. Auf anderen Binnenstationen verfaulten große Vorräte an Steuergetreide, während an der Küste die Hungersnot wütete und aus dem Auslande eingeführtes Getreide vom Gouvernement zur Verteilung als Saatgut und zur Überführung nach den von der Mißernte betroffenen Bezirken zu hohen Preisen angekauft werden mußte. Eine Ausdehnung und Hebung der Eingeborenenkulturen im Innern ist infolgedessen wenig nutzbringend, so lange nicht eine Absatzmöglichkeit geschaffen ist. Umso wichtiger ist dagegen eine Hebung des Ackerbaues an der Küste.

Hier gilt es die Arbeitsleistung der Eingeborenen zu steigern, sie zu veranlassen Getreide über ihren eigenen Bedarf anzubauen. Die vorhandenen Kulturen müssen verbessert werden. Gegebenen Falles sind neue einzuführen. Schließlich ist aber auch zu versuchen die durch fortgesetzte Kriege, durch Hungersnot und anderes Mißgeschick arg verminderte Bevölkerung des Küstengebietes wieder zu vermehren. Einerseits gelingt dies durch gesundheitliche Maßregeln, vor allem durch Fernhaltung von Seuchen, andererseits aber auch durch die Beförderung der Einwanderung. Die im Innern vorhandene zahlreiche und arbeitskräftige Bevölkerung stellt ein totes Kapital dar, solange man nicht ihre Erzeugnisse verwerten kann. Deshalb bemüht sich das Gouvernement aus den dichter bevölkerten Binnenlandschaften Eingeborene nach der Küste zu ziehen. Einen größeren Versuch dieser Art stellt die Ansiedlung von 4—5000 Wanyamwesi und Wasukuma längs der Eisenbahn Tanga—Korogwe dar. Sie erfolgte vorwiegend in den Jahren 1901 und 1902. Fast alle Einwanderer haben sich dauernd seßhaft gemacht und befinden sich in vollkommen befriedigenden Verhältnissen. Einige von ihnen haben sogar angefangen Kokospalmen zu pflanzen, ein deutliches Zeichen, daß sie an keine Rückwanderung denken. Wird auch ein nicht unbedeutender Teil dieser Ansiedler teils von den Plantagen, teils von der Usambarabahn als Arbeiter aufgesogen, so ist doch damit der erste Schritt zu einer Vermehrung und Verbesserung der ackerbautreibenden Bevölkerung der Küstengebiete getan. Mit aller Zähigkeit werden diese Ansiedelungsbestrebungen fortgesetzt.

Daneben handelt es sich darum, die schon ansässigen Eingeborenen zu regerer Arbeit zu veranlassen. Ein gelinder Druck, wie er durch die 1897 eingeführte Hüttensteuer in der jährlichen Höhe von 3—12 Rupien (einheimische Silbermünze im Werte von etwa 1,40 Mk.) für die Hütte oder das Haus der Eingeborenen ausgeübt wird, darf hier nicht fehlen. Um diese, wenn auch nur geringe Steuer entrichten zu können, ist der Eingeborene gezwungen über Be-

darf anzubauen. Hat er aber erst den Wert seiner Arbeit einmal erkannt, so ist zu hoffen, daß er dann seinen Anbau freiwillig noch weiter steigern wird. Das ist die nicht zu unterschätzende erziehliche Bedeutung dieser vielfach heftig angegriffenen Steuer. Dank ihrem Einflusse und den fortgesetzten Belehrungen seitens der Verwaltung hat sich der Neger fast überall im Machtbereich der Verwaltung daran gewöhnt mehr anzubauen, als er selbst bedarf. Im Bezirk Dar-es-Salam, dessen Einwohner sich durch besondere Faulheit auszeichnen, hat man 1902 noch eine andere Einrichtung getroffen, die in demselben Sinne wirken soll. Jedes Eingeborenendorf hat ein gemeinsames Feld anzulegen, auf dem jeder nicht bei einem Europäer im Dienst stehende Mann unter Aufsicht der Jumben (Dorfältesten) 24 Tage im Jahre zu arbeiten hat. Die Ernte ist in erster Linie für die Ausfuhr bestimmt. Unter Vermittlung des Bezirksamtes wird sie nach Dar-es-Salam geschafft und, wenn irgend möglich, an europäische Firmen verkauft. Von dem Gewinn erhalten die Jumben $^1/_4$, die Gemeinde, welche das Saatgut und die Geräte liefert, ebenfalls $^1/_4$. Der Rest wird unter die Eingesessenen des Dorfes verteilt. Der Erfolg war so günstig, daß er die Eingeborenen zur Erweiterung der Pflanzungen veranlaßte. So stieg die Anbaufläche von anfänglich 830 ha auf 1200 gegen Ende 1903. Dabei ist Dar-es-Salam einer der kleinsten Bezirke. Die ihn bildende Landschaft Usaramo gilt als besonders unfruchtbar. 1905 sind diese Dorfschamben wieder aufgehoben worden, ohne daß Gründe für diese zunächst befremdlich erscheinende Maßnahme bekannt geworden wären. Ob sich die Dorfjumben vielleicht eines Mißbrauchs der ihnen zugewiesenen Befugnis schuldig gemacht und dadurch zum Ausbruche des letzten Aufstandes beigetragen haben, muß deshalb dahin gestellt bleiben.

Hand in Hand mit den Bestrebungen, die Anbaufläche zu erweitern, gehen die Bemühungen den Ackerbau gewinnbringender zu gestalten. In der Nähe von Tanga sind indische Bauern angesiedelt worden, deren Wirtschaften den Negern ebenso als Vorbild dienen sollen wie die Dorfschamben Dar-es-Salams. Auch die Komunalverbände, welche in den Bezirken mit zahlreicherer europäischer Bevölkerung gebildet worden sind, haben zu demselben Zwecke Versuchs- und Musterpflanzungen angelegt. An Stelle der Hacke sucht man den Pflug einzuführen. Dies ist bei dem Mangel an Zugvieh eine recht schwierige Aufgabe. Das Gouvernement bemüht sich ebenso wie die Kommunalverbände durch Verteilung von ausgesuchtem Saatgut, insbesondere von Kokospflänzlingen, Erdnüssen, Sesam, Baumwolle, besseren Mais- und Maniokforten die Güte der Erzeugnisse zu heben. Auch die Kultur der Obstbäume, die im Schutzgebiete trefflich gedeihen, sucht man auszubreiten. So wurden 1904 die Jumben des Bezirks Dar-es-Salam angewiesen, vor jeder Hütte Obstbäume pflanzen zu lassen. Die sachgemäße Einrichtung der Felder wird durch sogenannte Wirtschaftsinspektoren beaufsichtigt, die von den Kommunalverbänden angestellt werden, um während des ganzen Jahres im Bezirk herumzureisen und die Neger anzueifern und anzulernen. Natürlich ist für diese Wirtschaftsinspektoren, die meist der Kolonialschule Witzenhausen a. Werra entstammen, neben einer gründlichen Kenntnis der Tropenwirtschaft auch ein genaues Verständnis der Sprache, Sitte und Charakteranlage der Eingeborenen unbedingt nötig. Die von den Bezirksämtern regelmäßig veranstalteten Jumbentage dienen dazu, die Jumben über Rechtsfragen, aber auch über landwirtschaftliche Angelegenheiten zu belehren.

Die in Dar-es-Salam bestehende Landwirtschaftsschule, in der Jumbensöhne neben dem allgemeinen Unterricht auch Unterweisungen in der rationellen Kultur der einheimischen Nutzpflanzen erhielten, ist 1904 aus unbekannten Gründen, vielleicht zu gunsten der neugegründeten Baumwollschule Rufiyi, aufgelöst worden.

An der Hand der Ein- und Ausfuhrstatistik läßt sich ein ziffernmäßiger Nachweis für den Erfolg aller dieser Bestrebungen nicht erbringen. Der Bevölkerungszuwachs, vor allem der der Städte, hat einen vermehrten inländischen Verbrauch herbeigeführt. Anscheinend wird auch die gesamte Lebenshaltung der Eingeborenen an der Küste allmählich eine bessere. Andererseits wird ein großer Teil der Bevölkerung in den Plantagen, bei Eisenbahnbauten und dergleichen beschäftigt und so der bäuerlichen Tätigkeit entzogen. Schließlich ist der Ernteertrag an der Küste zu sehr von den jeweiligen Witterungsverhältnissen abhängig, als daß man aus ihm ohne weiteres auf Art und Umfang des Landbaus schließen könnte. Immerhin gelang es im Jahre 1903, das nach den allgemeinen Berichten durchaus nicht als ein besonders günstiges anzusehen ist, den Überschuß der Einfuhr von Getreide und Reis über die Ausfuhr auf 214041 Mk. herabzudrücken, eine Ziffer, hinter der nur die des Jahres 1893 zurückbleibt, während sie für 1899 beispielweise 2 Millionen Mark betrug. 1904 ist der Betrag leider wieder auf 888779 Mc. gestiegen. Der Grund hierfür liegt in einer teilweisen Mißernte in den Mittelbezirken. Auch im Norden war die Ernte infolge klimatischer Verhältnisse nicht durchweg befriedigend. Für 1905 ist infolge des Aufstandes das Verhältnis natürlich noch ungünstiger. Während gegenüber dem Vorjahre für 110000 Mk. Korn- und Hülsenfrüchte weniger zur Ausfuhr gelangten, mußten für 573000 Mk. mehr eingeführt werden, so daß der Fehlbetrag um weitere 683000 Mk. dem Vorjahre gegenüber gestiegen ist, den des Jahres 1889 aber noch nicht erreicht. Ein erfreulicher Erfolg ist es jedenfalls, daß der Anbau von Reis, der infolge der Heuschreckenplage 1894 fast ganz aufgegeben worden war, eine immer weitere Verbreitung gewinnt und ein ausgezeichnetes Ergebnis liefert. Bereits sind Proben von ostafrikanischem Reis, ebenso wie von Mais, nach Hamburg gebracht worden. Durch erhebliche Mehrproduktion und Ausfuhr nach den anderen Gebieten zeichnen sich vor allem die Bezirke Rufiyi, Morogoro und Lindi aus. In dem Bezirk Wilhelmstal haben die Eingeborenen mit dem Anbau der europäischen Kartoffel begonnen. In anderen Gegenden, namentlich in Bismarckburg und Iringa bringen sie sogar schon vereinzelt europäischen Weizen auf den Markt. Nach allen diesen Zeichen steht es schon heute fest, daß Deutsch-Ostafrika nicht dauernd auf die Einfuhr fremden Getreides angewiesen bleiben wird, sondern sich später voraussichtlich auch in schlechten Jahren von derselben unabhängig erhalten kann. Wird erst das fruchtbare Innere durch Eisenbahnen erschlossen, so ist sogar zu erwarten, daß Deutsch-Ostafrika Sansibar mit dem nötigen Getreide versorgen, vielleicht auch Reis nach Europa ausführen wird.

Wichtiger jedoch als die Korn- und Hülsenfrüchte sind für den Welthandel andere Erzeugnisse der Eingeborenenkulturen. An erster Stelle steht die Kopra, deren Produktion sich infolge des Einflusses der Behörden, der Austeilung von Saatnüssen und Setzlingen seitens der Kommunen, sowie der durch Steuermaßregeln erreichten Einschränkung des Palmweinzapfens sehr gehoben hat. Außer bei den Arabern und Indern, die sich dieser Kultur von jeher widmen, findet

sie auch bei den Negern immer mehr Anklang. In den Dorfschamben Dar-es-Salams sind 1903 50000 Kokospalmen gepflanzt worden. Die Ausfuhr von Kopra und Kokosnüssen hatte 1904 einen Wert von 859000 Mk. gegenüber 253000 Mk. im Jahre 1893. Erfreulich ist auch, daß der Anteil der rohen Kokosnüsse an diesen Zahlen von $^2/_5$ im Jahre 1893 auf $^1/_{300}$ gesunken ist. Die hervorragendsten Kopraausfuhrgebiete sind Tanga und Tschole auf der Insel Mafia, doch hat sich die Produktion in Bagamoyo in den letzten Jahren so gesteigert, daß sie die von Tanga beinahe erreicht hat. Auch im Süden beginnt die Kopraerzeugung sich einzubürgern. Lindi beteiligte sich 1904 zum ersten Male an der Ausfuhr. Hinter der Kopragewinnung tritt der Anbau der anderen Ölpflanzen, des Sesams und der Erdnüsse, beträchtlich zurück. Namentlich gewinnt die Kultur der Erdnüsse vorläufig wenig an Ausdehnung, da der Großhandel diese Früchte nur geschält aufnimmt. Über das Schälen mußten die Eingeborenen erst belehrt werden. Sie zeigten sich aber dieser Arbeit wenig geneigt. Die Ausfuhr des Sesams hat sich dagegen von 123000 Mk. im Jahre 1893 auf 374000 Mk. (1904) gehoben. Mehr als zwei Drittel kommt aus dem Süden.

Die größten Aussichten für die Zukunft scheint jedoch unter allen Volkskulturen eine neu eingeführte, nämlich die der Baumwolle zu haben. Schon 1886/88 wurden auf der der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gehörigen, in Usaramo gelegenen Plantage Kikogwe Versuche mit dem Anbau von Baumwolle gemacht, denen jedoch durch den Ausbruch des Araberaufstandes ein vorläufiges Ende bereitet wurde. Nach Beendigung desselben wurde 1891 die Kultur wieder aufgenommen und gewann in den Jahren 1892—95 eine beträchtliche Ausdehnung. Trotz der günstigen Entwicklung wurde von 1896 an, vielleicht infolge Arbeitermangels, die Kultur der Baumwolle durch die der Sisalagaven ersetzt. Auch die in kleinerem Maßstabe bei Tanga und Mikindani unternommenen Versuche, Baumwolle plantagenmäßig zu gewinnen, wurden bald eingestellt, da die Ernteerträgnisse die Anbaukosten nicht zu decken vermochten. 1902 entschloß sich das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee, veranlaßt durch die Verluste, die unsere Textilindustrie infolge ihrer Abhängigkeit vom nordamerikanischen Baumwollmarkt erlitt, zu einem neuen Versuch, die Baumwollkultur in Deutsch-Ostafrika einzuführen. Diesmal faßte man sie jedoch als Volkskultur ins Auge. Überall versuchte man die Eingeborenen zu Baumwollpflanzungen heranzuziehen, verteilte kostenlos Baumwollsaat, belehrte die Eingeborenen über die Behandlung der Sträucher und übernahm den Verkauf der Ernte, die von den zahlreichen, vom Komitee aufgestellten Ginanlagen exportfähig gemacht wurde. Mit großem Eifer unterstützen die Komunalverbände diese Bestrebungen. Der Heranbildung farbiger Baumwollpflanzer dient auch die zur Zeit von 50 Schülern besuchte Baumwollschule Rufiyi. Verlangt zwar die Einbürgerung des Baumwollbaus viel Zeit und Mühe, so läßt sich doch mit Genugtuung feststellen, daß in verschiedenen Gegenden, namentlich in den Bezirken Tanga und Wilhelmstal, ferner in Mohorro, Lindi und Kilwa sich bereits eine beträchtliche Anzahl Eingeborene selbständig mit dem Baumwollbau beschäftigt. Hat nicht ungünstige Witterung in den nächsten Jahren schlechte Ernten zur Folge, die die Eingeborenen am Erfolg verzweifeln lassen, so erscheint die Einführung der Baumwollkultur geglückt. Über die Küstengrenze wurden ausgeführt:

1900	11 kg	im	Werte	von		5	Mk.
1901	109	„	„	„	„	94	„
1902	371	„	„	„	„	212	„
1903	9272	„	„	„	„	7313	„
1904	188410	„	„	„	„	123892	„

von denen 68115 Mk., also über die Hälfte, auf die Bezirke Tanga und Wilhelmstal entfallen. Im ersten Vierteljahr 1905 wurde für 96468 Mk. ausgeführt gegenüber einer Ausfuhr für 5431 Mk. im gleichen Zeitraum 1904. Das dritte Vierteljahr 1905 zeigt noch eine Zunahme um 20000 Mk. gegen das Vorjahr, während im vierten Vierteljahr — wahrscheinlich infolge der kriegerischen Verwickelungen — leider eine Abnahme um 71000 Mk. zu verzeichnen ist. Auch die Nachrichten über die Zunahme der Anbaufläche, die z. B. im Bezirk Bagamoyo von 200 ha (1904) auf 700 ha (1905) stieg, lassen eine weitere erhebliche Steigerung erwarten. Hierzu tritt eine durch die Ugandabahn ermöglichte, ebenfalls rasch zunehmende Ausfuhr über die Binnengrenze aus dem Bezirk Muansa, wo es einem Pflanzer gelungen ist, weitere Kreise von Eingeborenen zum Anbau von Baumwolle auf dem Vertragswege zu verpflichten und so eine Baumwollvolkskultur ins Leben zu rufen. Die im Bau begriffene Morogorobahn wird weitere für den Baumwollbau vorzüglich geeignete Landschaften, in denen nach dem Urteil von Sachverständigen etwa 250000 ha für diese Kultur in Betracht kommen, erschließen und auf diese Weise auch dort eine einträgliche Baumwollproduktion ermöglichen.

In noch weit ungünstigerer Lage als bei den Bemühungen, den Ackerbau der Eingeborenen zu heben, befand man sich bei dem Versuche, Plantagen in Deutsch-Ostafrika anzulegen. Bei der Besitzergreifung bestand in dem ganzen Gebiet keine einzige europäische Pflanzung, deren Erfahrungen man hätte verwerten können. Dazu kam, daß man weder die geologischen und die klimatischen Verhältnisse, noch die Pflanzen- und Tierwelt genügend kannte, um beurteilen zu können, welche Pflanzenart sich am besten zum Anbau eignete und wie die Kultur am vorteilhaftesten zu gestalten war. Auch hat es bis in neuere Zeit an eigentlichen Versuchsstationen gefehlt. Die vorübergehend betriebenen Gouvernementsplantagen, die Tabaksplantage im Rufiyidelta, die Agavenpflanzung Kurasini bei Dar-es-Salam, die Kautschukpflanzung bei Liwale, sowie die Kulturstation Kwai in Usambara, vermochten diesem Bedürfnisse ebensowenig gerecht zu werden wie die auf allen Militärstationen und auch in manchen Privatplantagen angelegten Versuchsfelder. Diese Versuche waren einerseits wenig systematisch, andererseits fehlte ihnen die wissenschaftliche Beurteilung. Endlich mangelte es an einer Vermittlungsstelle, die ihre Ergebnisse einheitlich bearbeitet und zusammengefaßt hätte. Seit 1902 erfüllt diese Aufgabe in mustergültiger Weise das „Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Amani“ in Usambara. Es hat in erster Linie der praktischen Unterstützung der im Schutzgebiete bestehenden Pflanzungen und Ansiedlungen von Privatleuten, der Hebung der Eingeborenenkulturen, endlich der Anregung und Anleitung zur Einführung neuer nutzbringender Kulturen und Pflanzmethoden zu dienen. Ferner bieten auch die jüngst entstandenen Pflanzervereine, sowie die öfters stattfindenden Pflanzertage den Pflanzern Gelegenheit, ihre Erfahrungen auszutauschen und ihre Interessen gemeinsam zu vertreten. Neben dem Mangel an Erfahrungen machte sich der

Mangel an Arbeitskräften unangenehm bemerkbar. Die Gründe hierfür liegen in der an sich schwachen Bevölkerung der Küste und in der schon erwähnten Unlust des ostafrikanischen Negers zur Plantagenarbeit. Ein Versuch ausländische Arbeiter einzuführen ist 1893 gemacht worden, jedoch ist er nicht wiederholt worden. Bessere Erfahrungen hat man anscheinend mit der Anwerbung von Arbeitern aus den Binnenstämmen gemacht, doch klagen noch heute die Berichte fast sämtlicher Plantagenleitungen, namentlich die des Nordens, über das Fehlen billiger und brauchbarer Arbeitskräfte. Nimmt man hinzu, daß auch die nicht unerheblichen Schwankungen des Weltpreises der meisten Kolonialprodukte die Entwicklung ungünstig beeinflußt haben, so wird das Fehlschlagen mancher Unternehmungen verständlich, für die das Land an sich vielleicht durchaus günstige Bedingungen bietet.

Gerade die ersten Anbauversuche sind fast sämtlich mißglückt. Nicht besser als bei den Versuchen Baumwolle plantagenmäßig zu gewinnen erging es bei dem Anbau von Tabak, der teilweise wild wächst, teilweise von den Eingeborenen angepflanzt wird. Dieser Negertabak ist aber so minderwertig, daß er sich nur zum einheimischen Bedarf oder zur Ausfuhr nach Sansibar eignet. Immerhin veranlaßte dieser Tabakbau die „Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft“ 1887 in Lewa (Usambara) Tabak für die Ausfuhr nach Europa anzupflanzen. Es gelang ihr in den Jahren 1893—95 der Menge nach befriedigende Ernten zu erzielen, aber die gewonnenen Blätter eigneten sich wegen ihres mangelhaften Brandes nicht zum Deckblatt. Deshalb wurde die Kultur als unrentabel eingestellt. Auch die von der „Deutschen Pflanzer-Gesellschaft“ 1890 angelegte Tabaksplantage Amboni (Usambara) hat den Anbau dieser Pflanze längst aufgegeben. Der trotz dieser Mißerfolge gehegte Wunsch, guten Tabak in der Kolonie zu erzielen, veranlaßte das Gouvernement in dem besonders geeignet erscheinenden Rufiyidelta zu langjährigen Versuchen. Sie wurden in den Jahren 1896/98 in Mohorro begonnen und 1889/90 in Usimbe fortgesetzt. Die Brennbarkeit des hier, wie auch an anderen Orten erzielten Erzeugnisses war jedoch so gering, daß man die Hoffnung, Tabak als Plantagengewächs in Deutsch-Ostafrika einzuführen, wenigstens für das Küstengebiet endgültig aufgeben muß.

Ähnliche Mißerfolge haben leider auch bisher die größeren Kokosplantagen erzielt. Die älteste von ihnen ist die Pflanzung Moa, welche von der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft“ 1892 an der nördlichsten Bucht des Schutzgebietes angelegt wurde. 1897 erreichte sie einen Bestand von 300000 Palmen, der jedoch infolge Eingehens der Bäume bis 1904 auf 166500, d. h. auf fast die Hälfte, gesunken war. Dabei zählte man 1903 erst 7600 tragende Bäume, deren Ernte 1400 Mk. ergab. 1904 war ein Betriebsverlust von 38000 Mk. zu verzeichnen. Ein noch schlechteres Ergebnis zeigte die der „Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft“ gehörende, 1894 bei Tanga angelegte Plantage Kiomoni, die 1898 200000, 1903 48000 Palmen zählte. Dies ergiebt einen Verlust von 76 %. Die 4—5000 tragfähigen Bäume ergaben 1904 eine Ernte im Werte von 2200 Mk. Angesichts der blühenden Kokosschamben der Araber und Neger, sowie der steigenden Dividenden der auf den Südseeinseln Kokosplantagen betreibenden Gesellschaften würde es voreilig sein, allgemeine Schlüsse aus diesen Mißerfolgen zu ziehen. Dieselben scheinen denn auch in erster Linie auf schlechten Boden und unzweckmäßige Pflege der Bäume zurückzuführen zu sein. Größere

Kokosplantagen werden allerdings wohl in absehbarer Zeit nicht neuangelegt werden. Dagegen kommt die Kokospalme als Zwischenkultur für Hanf und Bäumwolle in Betracht, da hier eine fast kostenlose Anpflanzung und Erhaltung ermöglicht wird. Nach Ausnützung des Bodens durch die Kultur von Hanf oder Baumwolle dürfen die dann tragenden Kokospalmen als eine durchaus einträgliche Kapitalanlage gelten. An der Küste und längs neugebauter Verkehrswege sind denn auch eine Anzahl Kokospflanzungen von mittlerem und kleinerem Umfang entstanden, die nach diesen Grundsätzen angelegt sind und guten Erfolg versprechen.

Als durchaus günstig können auch die Erfahrungen der Kaffeeplantagen nicht bezeichnet werden. In den großen Kaffeeplantagen Usambaras, die in den Jahren 1892—98 begründet worden sind, sind nicht weniger als 6 Millionen Mark angelegt worden. In den höheren Lagen wird der wervollere, aber dem Klima gegenüber empfindlichere arabische Bergkaffee, in den tieferen Lagen der Liberiakaffee angebaut. Wegen des geringen Preises, der kaum die Fracht deckt, ist jedoch die Kultur des Liberiakaffees fast vollständig aufgegeben worden. Auch der Anbau des arabischen Kaffees hat bisher zu keinen günstigen Ergebnissen geführt. Vor allem liegt dies an dem Mangel an Erfahrung, mit der die ersten Anlagen vorgenommen wurden. Um möglichst bald eine große Anzahl Pflanzen aufweisen zu können, bepflanzte man auch gänzlich ungeeignete Felder, nahm keine Rücksicht auf den Windschutz und verabsäumte die Anpflanzung von Schattenbäumen. Krankheiten, namentlich die Hemileia, richteten große Verheerungen unter den jungen Pflänzlingen an. Zu den großen Betriebsverlusten traten die hohen Verwaltungskosten in der Heimat, die teilweise die gesamten Aufwendungen für die Plantagen überstiegen. Unter den meisten dieser Mißstände haben die alten Pflanzungen am meisten zu leiden gehabt, und so ist es zu erklären, daß sie die Kaffeekultur zum Teil gänzlich aufgegeben haben. Hierher gehören die Pflanzungen Kikogwe der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, bei der Liberiakaffee die Baumwolle abgelöst hatte, Lewa und Segoma. Die übrigen Pflanzungen haben sich dagegen bemüht durch allerhand Verbesserungen die Kaffeekultur doch noch rentabel zu gestalten. Die ungeeigneten Teile hat man aufgegeben und den besseren umso größere Aufmerksamkeit geschenkt. Durch Anpflanzen von Bäumen sorgt man für Schatten und Windschutz, durch Düngung bemüht man sich den Pflanzen größere Widerstandsfähigkeit gegen die Kaffeekrankheiten zu verleihen. Zwar vermag noch keine der Gesellschaften eine Dividende zu zahlen, doch decken trotz der niedrigen Kaffeepreise einige Pflanzungen, vor allem Magrotto, Buloa und Sakarre, ihre Betriebskosten. Im Schutzgebiete selbst hält man die Kaffeekultur durchaus nicht für aussichtslos. Das zeigt schon der Umstand, daß, wenn auch 1904 Neuanlagen von größerer Ausdehnung nicht entstanden, kleinere Neuanpflanzungen in Bukoba, Moschi, Morogoro und auch in Usambara ausgeführt wurden. Im ganzen mögen zur Zeit in der Kolonie in 13 größeren Plantagen drei Millionen Kaffeebäume vorhanden sein. Die Gesamternteergebnisse sind nach den Ausfuhrwerten wie folgt:

	kg	Mk.
1900	148785	274757
1901	186207	257130
1902	353424	483295

	kg	Mk.
1903	337344	525848
1904	401935	523618
1905	401181	407153

Eine vortreffliche Entwicklung hat die Hanfkultur in unserem Schutzgebiet genommen. 1895 wurden die ersten 50 Sisalagavenpflänzlinge aus Florida eingeführt und auf der, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gehörenden Plantage Kikogwe bei Pangani angepflanzt. 1895 legte das Gouvernement bei Dar-es-Salam die Mauritiusagaven-Pflanzung Kurazini an. Später wurde dieselbe an die Rheinische Handei-Plantagen-Gesellschaft verkauft. Obgleich die Pflanzung sich durchaus zufriedenstellend entwickelte, wurde doch 1901 ihr Betrieb eingestellt, weil der Gesellschaft einerseits die nötigen Mittel fehlten, um Kurazini neben ihrer Kaffeeplantage Ngambo gewinnbringend zu verwalten, und andererseits der Preis des Mauritiushanfes bedeutend geringer ist wie der des Sisalhanfes. Vortreffliche Erfolge hat man dagegen in Kikogwe erzielt. Anfänglich vermehrten sich die Pflanzen natürlich nur langsam, doch verfügte man bereits 1902 über 1800000 Pflanzen. Die Ernte 1904 ergab trotz einer Abschreibung von 35500 Mk. einen Reingewinn von 120000 Mk., obwohl erst 1300000 Agaven schnittreif waren. Dieses gute Ergebnis hat natürlich zu zahlreichen Neuanlagen ermutigt. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft selbst hat noch auf der Kokosplantage Moa $1^1/_2$ Millionen Agaven angepflanzt. Auch die Westdeutsche Handels- und Plantagengesellschaft hat in Kiomoni die Kokospalmen durch Agaven ersetzt und verfügt bereits über 800000 Sisalagaven, deren Ernte trotz erheblicher Neuanpflanzungen 1904 einen Gewinn von 16000 Mk. ermöglichte. Auch im Süden ist bei Lindi eine größere Pflanzung entstanden, die 1904 ihre erste, allerdings noch kleine Ernte erzielte. Ferner haben sich zwei kapitalkräftige Gesellschaften eigens zu dem Zwecke gebildet Sisalkultur zu betreiben. Die rasche Steigerung der Hanferzeugung zeigt die Ausfuhrübersicht:

	kg	Mk.
1900	94433	14730
1901	204529	83319
1902	356768	145533
1903	633598	407763
1904	1164116	711908.

In diesen Zahlen sind allerdings die Erzeugnisse einiger anderer Faserpflanzen, z. B. der Ramie, mit einbegriffen, doch ist ihr Anteil nur gering. Die Produktion an Hanf wäre 1904 noch weit größer gewesen, wenn nicht der Arbeitermangel dies verhindert hätte. Trotz des auch noch 1905 anhaltenden Arbeitermangels stieg in diesem Jahre die Ausfuhr an Sisalhanf allein um 375571 kg bezgl. 315392 Mk. auf 1140332 kg bezgl. 887131 Mk., d. h. um mehr als 50 % gegenüber dem Vorjahre. Für die nächsten Jahre ist noch eine weit erheblichere Steigerung zu erwarten, denn einerseits gab von den 5—6 Millionen Agaven, die heute in Deutsch-Ostafrika stehen, 1905 kaum mehr als der dritte Teil eine volle Ernte, andererseits ist mit einer erheblichen weiteren Ausbreitung der Pflanzungen mit Sicherheit zu rechnen.

Eine ebenfalls aussichtsvolle Kultur ist die des Kautschuks, die zuerst von der Deutsch-Ostafrikanischen-Plantagen-Gesellschaft auf ihrer ehemaligen Tabaks-

plantage Lewa aufgenommen worden ist. Lewa ist die erste Pflanzung, die eine systematische Kautschukaufforstung und namentlich eine rationelle, die Bäume nicht vernichtende Kautschukgewinnung durch zweckmäßiges Anzapfen versucht hat. Der Erfolg war durchaus der gewünschte. Auch die vom Gouvernement angelegte Pflanzung Liwale hat die gehegten Erwartungen erfüllt, sodaß sie ebenso wie Lewa beständig erweitert wird. Eine Anzahl weiterer Pflanzungen sind in anderen Gegenden, wie Morogoro, Lindi, Tanga und Wilhelmstal teils rein, teils in Verbindung mit anderen Kulturen angelegt. Kleine nicht rentable Teile in Kaffeepflanzungen sind vielfach durch Kautschuk ersetzt worden. Auch die 1906 mit einem Kapital von 1200000 Mk. gegründete Ostafrika-Kompagnie beabsichtigt neben Sisalhanf- auch Kautschukpflanzungen anzulegen. Ein, wenn auch kleiner Teil der Kautschukproduktion der letzten Jahre entstammte schon den europäischen Plantagen. Es steht zu hoffen, daß es gelingen wird den infolge des Raubbaus der Neger unvermeidlichen Rückgang der Kautschukgewinnung von wildwachsenden Bäumen durch die Ergebnisse der plantagenmäßig gezogenen wettzumachen.

Hinter Kaffee, Hanf und Kautschuk treten die übrigen Erzeugnisse weit zurück. Vanille wird vor allem in einer Plantage bei Bagamoyo mit Erfolg angebaut. 1904 wurde für 10,000 Mk. ausgeführt. Etwas größer war die Ausfuhr von Pfeffer, dessen rote Art wild wächst, während die Kultur des schwarzen und weißen Pfeffers in einer Plantage Usambaras versucht wird. Von einigen Farmern wird Baumwolle gewonnen. Kakao, Thee, Zucker, Kapok, Cardamon, Cinchona, Wein werden in einigen Plantagen und Ansiedlungen als Nebenkulturen oder versuchsweise angebaut, haben aber eine nennenswerte Bedeutung bisher noch nicht erlangt.

Nach den ersten Mißerfolgen sehen wir so auf allen Gebieten ein frisches, reges Leben einsetzen, das namentlich in der Sisalhanf- und Kautschukkultur, aber auch in der Kaffee- und Kopraproduktion Erfolge verspricht. Äußerlich kommt diese hoffnungsvolle Stimmung in der namentlich in der letzten Zeit erfolgten Zunahme der Pflanzer und Ansiedler zum Ausdruck. Es wurden gezählt am 1. Januar 1903: 91, 1904: 130, 1905: 180, so daß sich ihre Zahl in den letzten zwei Jahren verdoppelt hat. Dieselbe wird sich noch mehr steigern, wenn eine planmäßige Besiedlung der geeigneten Gebiete durch deutsche Bauern erfolgt. Nach dem Urteil der Landeskundigen eignet sich sowohl das Land am Kilima-Ndjaro, wie auch ein großer Teil der Hochebenen des Binnenlandes und die Umgebung des Nyassasees vortrefflich für ein solches Unternehmen. Die bisherigen Erfahrungen der bereits vereinzelt in der Kolonie wohnenden Farmer sind durchaus befriedigend. Einen größeren Versuch in dieser Richtung bedeutet es, wenn das Kolonialamt beabsichtigt 50 deutsch-russischen Rückwandererfamilien aus dem Kaukasus je 50 ha Land in Deutsch-Ostafrika kostenlos zur Verfügung zu stellen. Diese Einwanderer werden als Kleinbauern Ackerbau treiben. Europäische Feld- und Gartenfrüchte werden schon jetzt vielfach und mit gutem Erfolg gebaut. Einige Ansiedler in Usambara treiben Gemüsebau als Hauptkultur, so daß jener Plan durchaus aussichtsvoll ist und als Vorläufer einer vielleicht später erfolgenden größeren Ansiedlungsunternehmung besonders wertvoll erscheint.

Eine große Zukunft hat auch die Viehzucht. Weite Gebiete des Innern, namentlich auch große Teile der Steppe, eignen sich ausgezeichnet für Rindviehzucht. Leider stehen der Ausbreitung derselben zwei Krankheiten hindernd im Weg, das Texasfieber und die Surra oder Tsetsekrankheit, welche durch den Stich von Insekten übertragen werden. Das Texasfieber scheint seiner geographischen Verbreitung nach im wesentlichen auf die Küste beschränkt zu sein, doch ist es auch an einigen anderen Orten aufgetreten. Die Surra, die im Gegensatz zum Texasfieber auch den übrigen Haustieren gefährlich wird, ist an der Küste nicht heimisch. Sie wird aber leicht durch Viehtransporte eingeschleppt, da an allen wichtigen nach der Küste führenden Straßen, in Ostusambara, ebenso wie zwischen Mpapua und Dar-es-Salam und im Hinterlande von Kilwa sich Ansteckungsherde befinden. Die Furchtbarkeit dieser Krankheiten, die man früher zu unterschätzen geneigt war, lernte man in ihrem vollen Umfange kennen, als Anfang der neunziger Jahre fast der ganze Viehbestand des Schutzgebietes durch die Rinderpest vernichtet wurde. Da zugleich auch der Bestand an Kleinvieh, an Schafen und Ziegen, infolge des Mangels an anderem Schlachtvieh stark sank, so stand auch hier die deutsche Regierung gleich bei Beginn ihrer Herrschaft schweren Aufgaben gegenüber.

Zunächst galt es die noch vorhandenen Bestände zu erhalten. Leider sind die Maßnahmen zur Bekämpfung der Surra noch nicht über das Versuchsstadium hinausgekommen. Eine Heilung erkrankter Tiere ist bisher noch nicht gelungen, ein Erfolg der Schutzimpfung ist ebenfalls noch nicht erkennbar. Ehe die Versuche, die eifrig fortgeführt werden, zu einem abschließenden Ergebnis geführt haben, bemüht man sich die Viehtransporte aus dem Innern zur Küste möglichst gefahrlos zu gestalten. Entweder umgeht man die Ansteckungsherde gänzlich oder durcheilt sie in einem Nachtmarsch. Bricht doch irgendwo die Seuche aus, so werden sofort die geeigneten Maßregeln getroffen, um ihre Ausbreitung zu verhindern. Auf diese Weise ist es gelungen eine Wiederholung jener Verheerungen zu vermeiden. Auch als 1899 und 1901 die Rinderpest von Britisch-Ostafrika und Uganda in unsere Kolonie hinüberzugreifen drohte, ist es gelungen sie fernzuhalten. Andererseits hat sich das Gouvernement auch bemüht, den Rinderbestand wieder zu vermehren. Man verteilte an die Jumben Zuchtvieh mit der Bestimmung, daß nach der Verdoppelung der Herde jedes weitere Stück den Jumben verbleibt. Alle Militärstationen halten eigene, zum Teil recht beträchtliche Viehherden. Auch einige Plantagen, sowie zahlreiche Ansiedler, namentlich die 1904 in das Gebiet südlich vom Kilima-Ndjaro eingewanderten Buren, beschäftigen sich eifrig mit Rinderzucht. Auch das Kleinvieh hat sich wieder erheblich vermehrt, so daß sich die Kolonie von den Folgen der Rinderpest völlig erholt hat. Nur im Süden scheint noch Mangel an Vieh vorhanden zu sein. Nach z. T. allerdings recht unsicheren Schätzungen waren 1904 523052 Haupt Rindvieh und 3380492 Stück Kleinvieh vorhanden. Ein erfreuliches Zeichen für das Erstarken der Viehzucht ist auch die Zunahme ihrer zur Ausfuhr gelangenden Produkte. Nachdem einige Jahre behufs Schonung des einheimischen Bestandes die Rinderausfuhr gänzlich verboten war, gelangten 1904 über die Küstengrenze 2646 Stück Rindvieh im Werte von 109000 Mk., über die Binnengrenze sogar 3885 Stück für 181000 Mk. zur Ausfuhr. Dabei ist zu beachten, daß auch der rasch steigende Verbrauch des Küstengebietes fast voll-

ständig aus dem Binnenlande gedeckt werden muß, und daß auch die Dampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie sich mit frischem Fleisch aus der Kolonie versehen. Auch der Wert der ausgeführten Häute und Felle ist sehr gestiegen. Ein Teil derselben ist zwar als Erzeugnis der Jagd anzusehen, doch ist er der kleinere. Auch ist bei ihm eine Zunahme kaum vorhanden. Wenn deshalb die Ausfuhr von Häuten und Fellen über die Küstengrenze von 63000 Mk. im Jahre 1898 auf 394000 Mk. im Jahre 1904 stieg, so ist der ganze Zuwachs auf die Rechnung der Viehzucht zu setzen. Über die Binnengrenze wurden 1904 sogar Häute und Felle für 818000 Mk. ausgeführt. Die Statistik für 1905 zeigt, soweit sie bereits bekannt geworden ist, für die Küstengrenze infolge des Aufstandes eine geringe Abnahme, für die Binnengrenze dagegen eine weitere beträchtliche Zunahme, indem sich z. B. die Ausfuhr im ersten Vierteljahr gegen den gleichen Zeitraum 1904 mehr als verdreifacht hat.

Ein wichtiger Faktor für die innere Hauswirtschaft des Landes ist das Federvieh, an dem Deutsch-Ostafrika sehr reich ist. Für die Ausfuhr wird es kaum in Betracht kommen.

Durch die deutsche Regierung ist die den Eingeborenen bisher gänzlich unbekannte Schweinezucht eingeführt worden. Fast alle Militärstationen befassen sich mit ihr und ihrer Einbürgerung. Durch unentgeltliche Abgabe von Zuchttieren an die Eingeborenen sucht man die Einführung zu beschleunigen. Namentlich in Usambara scheint die Schweinezucht eine große Zukunft zu haben, doch hat man auch an anderen Orten große Erfolge erzielt. Bei gleich günstiger Weiterentwicklung kann zukünftig die Schweineausfuhr nach Sansibar und Südafrika von großer wirtschaftlicher Bedeutung werden.

Hand in Hand mit den Bestrebungen, die Viehhaltung im allgemeinen zu heben, gehen die Bemühungen, dem Lande die zur besseren Bestellung der Äcker und zur Beförderung schwerer Lasten nötigen Zugtiere zu verschaffen. Bei der Besitzergreifung wurde nicht einmal das Rindvieh zu diesen Zwecken verwendet. Die meisten Militärstationen, Viehstationen des Gouvernements und eine größere Anzahl von Plantagen bemühten sich, die einheimischen Ochsen zum Ziehen anzulernen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Sogar in Baumwollschamben wird das einheimische Buckelrind zum Pflügen verwendet. 1902 fuhr sogar ein Ochsengespann mit 6 Tieren in 38 Tagen von Tabora nach Muansa und wieder zurück. Abgesehen von den Rasttagen legten die Tiere in 34 Tagen auf zum Teil recht minderwertigen Straßen fast 600 km zurück und erbrachten so den Beweis, daß das ostafrikanische Buckelrind auch auf weite Entfernungen erfolgreich verwendet werden kann.

Wegen des Texasfiebers und der Surra ist die Verwendbarkeit der Ochsen leider beschränkt. Als Ersatz sucht man deshalb den eingeborenen Esel zu verwenden, zu dessen Zucht auf allen Militärstationen, sowie in der Viehstation Pugu bei Dar-es-Salam Gestüte errichtet worden sind. Besonders gute Erfolge hat man durch Kreuzung mit Maskathengsten erzielt. Schon jetzt wird der Esel von den aus dem Massaigebiet kommenden Karawanen benutzt. 1903 richteten die Kommunen Dar-es-Salam und Kilossa als Ersatz für den Trägerverkehr einen regelmäßigen Wagenverkehr zwischen Dar-es-Salam und Morogoro ein. Man verwandte hierbei Ochsen und Esel, von denen sich die letzteren bedeutend besser bewährten. Maultiere sind bisher aus Arabien und Massauah eingeführt

worden. Nach den bisherigen Ergebnissen darf man hoffen, daß es bald eine größere Anzahl eingeborner ostafrikanischer Maultiere geben wird. Sie dienen vor allem als Reittiere, da das Pferd gegen das Klima wenig widerstandsfähig ist. Von den 20 Pferden der Wißmannschen Expedition 1889 hielt keins länger als anderthalb Jahr aus. 1904/05 gingen 34 Stück, d. h. die Hälfte des Gesamtbestandes, ein. 1905 zählte man 8777 Esel, 79 Maultiere, 73 Pferde, die sich fast sämtlich an der Küste befanden, sowie 24 Kamele. Auch die Kamele vermögen das heißfeuchte Klima der Küste, sowie den Mangel an geeigneten Futterkräutern nicht zu ertragen. Trotz einer Einfuhr von 13 Stück sank 1904/05 ihre Zahl von 42 auf 24, sodaß sich ein Gesamtverlust von 31 in einem Jahre ergibt. Im Innern sind die natürlichen Bedingungen wesentlich günstiger, sodaß vielleicht dort das Kamel einmal eine größere Verbreitung gewinnen kann.

Von hoher wirtschaftlicher Bedeutung verspricht die Zucht des Zebras zu werden, mit der sich in erster Linie die Kilima-Ndjaro-Handels- und Landwirtschaftsgesellschaft beschäftigt. In kurzer Zeit ist es gelungen die gefangenen Tiere zu zähmen und mit Erfolg als Zug- und Reittiere zu verwenden. Das ist um so erfreulicher, als das Zebra den vielfachen Krankheiten, von denen die Pferde und Maultiere befallen werden, nicht ausgesetzt ist. Vor allem scheint es gegen den Biß der Tsetsefliege völlig immun zu sein.

Für die Ausfuhr arbeitet die Straußenzucht, welche die obengenannte Gesellschaft ebenfalls aufgenommen hat. Bis jetzt ist dies Unternehmen noch nicht über die Anfänge hinausgekommen, da der Strauß erst vom fünften Jahre ab gute Federn liefert. Die bisherigen Berichte lassen jedoch den Versuch durchaus aussichtsvoll erscheinen. Auch mehrere Militärstationen, z. B. Kilimatinde und Mpapua, sowie ein Ansiedler in Moschi beschäftigen sich mit dem Fang des wilden Straußes und mit seiner Zucht.

Beträchtliche Ausfuhrwerte liefert schon jetzt die Biene. Die Bedeutung des Wachses war den Negern bisher völlig unbekannt. Sie pflegten den Honig der wilden Bienen an sich zu nehmen, das Wachs aber wegzuwerfen. Erst vor kurzem wurden sie von den Händlern auf den Wert desselben aufmerksam gemacht. Seitdem ist die Ausfuhr beträchtlich gestiegen. Hatte 1902 die Ausfuhr an Pflanzenölen, Fetten und Wachs einen Wert von 93000 Mk., so wurde 1903 Insektenwachs allein für 138000 Mk., 1904 für 576000 Mk. ausgeführt. Die Ausfuhr des ersten Vierteljahres 1905 betrug 222654 Mk. und übertraf die Zahl des gleichen Zeitraumes 1904 um das Doppelte. Im zweiten Vierteljahr war die Ausfuhrziffer 1905: 377005 Mk. gegenüber 118775 im Jahre 1904. Noch weit stärker als die eben gekennzeichnete Steigerung der Ausfuhr über die Küstengrenze ist diejenige über die Binnengrenze. 1904 wurde hier für 73 Mk. Insektenwachs ausgeführt, 1905 für 360553 Mk., sodaß die Gesamtausfuhr des Schutzgebiets den Wert von 1 Million Mk. weit übertraf. Diesen Verhältnissen Rechnung tragend, bemüht man sich seit 1903 einem Raubbau vorzubeugen und die Eingeborenen zur rationellen Bienenzucht anzuleiten. Die bisher vorliegenden Berichte lassen auch diese Bestrebungen erfolgversprechend erscheinen.

So ist es nicht nur gelungen, der Viehzucht Deutsch-Ostafrikas wieder zu der alten Bedeutung zu verhelfen und sie auch darüber hinaus zu kräftigen und zu befestigen, sondern es ist auch zu hoffen, daß der bisher geringe Bestand an Zugtieren in absehbarer Zeit eine den Anforderungen entsprechende Höhe erhält.

Daneben steht in Aussicht, daß neben der Rindviehzucht die oben erwähnten, neu aufgenommenen Unternehmungen beträchtliche Werte für die Ausfuhr liefern werden.

Eine Forstwirtschaft im eigentlichen Sinne des Wortes gab es ursprünglich in Deutsch-Ostafrika natürlich nicht, wohl aber lieferte der Wald das nächst dem Elfenbein wichtigste Ausfuhrprodukt, den Kautschuk. 1893 betrug sein Wert 643000 Mk. oder 13% der Gesamtausfuhr. Leider war dies blos das Ergebnis eines Raubbaus. Rücksichtslos und so oft als möglich schneidet der Neger tief in die Rinde der Kautschukbäume ein, um den wertvollen Saft zu gewinnen. Das Eingehen des betreffenden Stammes ist regelmäßig die Folge. So drohte den Kautschukbeständen völlige Vernichtung. Ähnlich stand es aber auch mit den übrigen Wäldern. Durch teils absichtliches, teils fahrlässiges Abbrennen wurden herrliche Waldungen zerstört. Einst war der größte Teil der Steppen des Binnenlandes ein gewaltiger Wald.

Das Gouvernement wandte sich zunächst gegen die Mißbräuche bei der Kautschukgewinnung. Leider sind die dahin zielenden Verordnungen gänzlich erfolglos geblieben, da es an Personal fehlt, um ihre Durchführung zu beaufsichtigen. Die Kautschukausfuhr ist beständig gestiegen. 1904 nahm sie mit 2226000 Mk. die erste Stelle ein und machte 30% der Gesamtausfuhr aus. Diese Steigerung wird aber nur dadurch möglich, daß immer neue Gebiete der Produktion erschlossen werden. Die Kautschukbestände selbst sind in raschem Rückgange begriffen. In den einst so reichen Bezirken Langenburg und Mahenge sind sie so gut wie vernichtet, in Kilossa sind sie arg bedroht. Eine Besserung dieser Verhältnisse ist auch für die Zukunft nicht zu erwarten. Die Kautschukerzeugung wird vielleicht noch einige Jahre steigen, dann aber rasch abnehmen, falls nicht die Kautschukbestände der Plantagen für Ersatz sorgen.

Auch die 1895 bezgl. 1899 erlassenen Waldschutzverordnungen hatten zunächst wenig Erfolg. Auch von den europäischen Plantagen drohte den Wäldern große Gefahr, denn, um Anbauflächen zu gewinnen, verbrannte man die Wälder oder holzte sie ab und ließ sie verfaulen, während man gleichzeitig Bauholz aus Europa oder Indien bezog. Abgesehen von dem bedeutenden, so entstehenden Verlust ist dies Verfahren auch deshalb zu mißbilligen, weil ein übermäßiges Abholzen des Waldes bei dem schon an sich herrschenden Regenmangel das Klima in ungünstiger Weise zu beeinflussen droht. Die schlimmen Erfahrungen, welche die Plantagen in dieser Richtung gemacht haben, sind denn auch für sie die Veranlassung gewesen, den Wald z. T. wieder aufzuforsten und mit dem Abholzen planmäßiger vorzugehen. Neben dieser privaten Waldwirtschaft hat sich aber auch eine fiskalische als unbedingt nötig erwiesen. Die 1904 erlassene „Waldschutzordnung" gibt die hierzu nötigen gesetzlichen Unterlagen, indem sie unter anderem dem Fiskus das Recht zur Begründung von Waldreservaten gibt. Es sind bereits, vor allem in Küstenbezirken, Waldreservate in einer Ausdehnung von 73550 ha geschaffen worden, die nach und nach erweitert und vermehrt werden sollen. Zugleich begründete man neben dem schon seit 1899 bestehenden Forstbezirk Rufiyi noch die Forstbezirke Dar-es-Salam, Tanga und Wilhelmstal, die von höheren Forstbeamten verwaltet werden und neben europäischen Förstern auch eine Anzahl farbiger Hilfsförster zur Verfügung haben. Neben der forstwirtschaftlichen Verwaltung der bisher arg verwahrlosten Wälder sollen auch

neue Kulturen mit wertvolleren Hölzern versucht werden. Vor allem günstig gestalten sich die Kulturversuche des Teakbaumes. Jetzt liefern die Forsten neben Nutzholz und Brennholz auch Baumrinde, vor allem Mangrovenrinde, die zum größten Teil nach Deutschland ausgeführt wird. Die bisherigen günstigen Ergebnisse der Forstverwaltung Rufiyi — ihre Überschüsse betrugen 1902: 21000, 1903: 25000, 1904: 21000 Rupien — lassen erwarten, daß die Erweiterung der fiskalischen Forstwirtschaft dem Gouvernement steigende Erträgnisse liefern wird. Zugleich wird sie aber neben der Privatwaldwirtschaft dazu beitragen die bestehenden Waldungen zu erhalten und zu vermehren und die Handelsbilanz des Schutzgebietes durch Beseitigung der Holzeinfuhr und Vergrößerung der Holzausfuhr günstig zu beeinflussen.

Eine bergbauliche Tätigkeit war beim Beginn der deutschen Herrschaft nicht vorhanden. Sie ist auch heute noch wenig entwickelt. Das liegt einerseits an der ursprünglichen Unkenntnis der Natur des Landes, andererseits an dem Mangel an geeigneten Transportmitteln. Erst 1895 begann von Staatswegen eine erste geologische Untersuchung. Sie gelangte 1900 zu einem gewissen Abschluß und gab eine allgemeine Übersicht über die Landesnatur. Durch einen Erlaß vom 1. Mai 1898 über das Bergwesen in Deutsch-Ostafrika erhielten die privaten Unternehmungen die langentbehrten rechtlichen Grundlagen. Ihren Ausdruck findet die seitdem lebhaft einsetzende private Tätigkeit in der hohen Zahl der ausgestellten Schürfscheine und der nachgesuchten Konzessionen.

Von hoher Bedeutung für die Zukunft scheinen die im Nordosten und Osten des Nyassas aufgefundenen, der Ausdehnung nach recht beträchtlichen, der Lage und Beschaffenheit nach durchaus abbauwürdigen Kohlenflöze zu sein. Seit 1901 befinden sie sich unter dem Vorbehalt des Landesfiskus. Da den Nyassadampfern die den See umgebenden Wälder genügenden Brennstoff liefern und eine Ausfuhr auf dem Schire-Zambesi-Weg nicht lohnend sein würde, so ist zur Zeit eine Ausbeutung dieser Bodenschätze vorläufig ausgeschlossen. Sobald durch den Bau der geplanten Südbahn Kilwa-Wiedhafen eine Transportmöglichkeit geschaffen worden ist, wird die Nyassakohle die jetzt an der Küste herrschende englische Steinkohle voraussichtlich verdrängen.

Vielleicht entsteht dann auch am Nyassa eine gewinnbringende Eisengewinnung, denn zwischen den beiden Steinkohlenlagern sind im Livingstonegebirge weit verzweigte, 10—15 m mächtige Gänge von Magneteisenstein entdeckt worden. Eisenerze finden sich auch noch an anderen Stellen des Schutzgebiets, vor allem im Süden des Viktoria-Nyassa, wo sich eine nicht unbeträchtliche Eisengewinnung seitens der Eingeborenen entwickelt hat.

Gold ist in größeren Mengen vor allem im Süden und Osten des Nyassasees festgestellt worden. Zu seiner bergmännischen Gewinnung hat sich 1905 die Zentral-Afrikanische-Bergwerksgesellschaft gebildet, die zunächst in Ikoma einen Kleinbetrieb eröffnen wird. In anderen Teilen der Kolonie besitzen das Viktoria-Nyassa-Gold-Syndikat und das Iramba-Gold-Syndikat zum Zwecke der Aufsuchung und Gewinnung von Gold Konzessionsgebiete. Nach dem Urteile der Geologen besteht begründete Hoffnung ergiebige Goldbergwerke ins Leben rufen zu können.

Schon seit einigen Jahren wird der Glimmer des Ulugurugebirges abgebaut. Derselbe genügt den Ansprüchen der Industrie in jeder Weise und wird dem wertvollen indischen Glimmer gleichgestellt. Ausgeführt wurden:

1900	1901	1902	1903	1904
2806	7052	3740	4772	8461 kg

Wenn die Ausfuhr bisher keine größeren Ziffern aufweist, so liegt dies, abgesehen von den schlechten Verkehrsverhältnissen, auch noch an anderen Umständen, vor allem an dem Tod des ersten Unternehmers. Jetzt betreiben die Glimmerbergwerke mehrere im Schutzgebiete angesessene Unternehmer, die 1904 16600 kg fertige Ware herstellten. Die Produktion und die Ausfuhr werden sich bedeutend heben, sobald die im Bau befindliche Zentralbahn das Ulugurugebirge erreicht hat.

Dagegen ist die Gewinnung von Granaten auf dem Makondeplateau im Hinterlande von Lindi kaum einer Erweiterung fähig, da der Weltmarkt mit billigen Steinen überfüllt ist. Die Inder haben darum ihre bisherige Schürftätigkeit eingestellt, während die deutsche Gesellschaft „Louisenfelde“ sich bemüht nur wertvollere und größere Granaten zu gewinnen, weil die Lindigranaten in Farbe und Lichtbrechung unerreicht dastehen sollen.

Im Hinterlande von Lindi ist auch das Vorkommen sehr reinen Graphits nachgewiesen worden. Bei weiteren günstigen Aufschließungen beabsichtigt die Lindi-Schürf-Gesellschaft ein umfassendes Unternehmen zur Ausbeutung und Verwertung dieses Minerals ins Leben zu rufen.

Von nichtbergrechtlichen Mineralien ist das Salz zu erwähnen, das aus den Salzquellen am Mlagarassi im Bezirk Udjidji gewonnen wird. Die Zentral-Afrikanische Seengesellschaft hat diese Quelle auf 50 Jahre gepachtet. Seit März 1904 ist die von ihr erbaute Saline Gatorp in ununterbrochenem Betrieb und liefert monatlich 3000 Zentner Salz. Dasselbe findet in dem sonst sehr salzarmen Innern recht guten Absatz. Durch Hinzuziehung benachbarter Quellen läßt sich die Erzeugung noch wesentlich steigern.

Wenn auch die geologische Einzelforschung vielleicht noch manche abbauwürdige Mineralien nachweisen wird, so steht doch schon jetzt fest, daß Deutsch-Ostafrika verhältnismäßig arm an abbauwürdigen Bodenschätzen ist, und daß der Bergbau kaum eine ausschlaggebende Rolle im wirtschaftlichen Leben der Kolonie spielen wird. Immerhin sind vereinzelt wertvolle Mineralien aufgefunden worden, und mehrere Erfolg versprechende Unternehmungen sind zu ihrer Ausnutzung teils schon tätig, teils im Entstehen begriffen.

Bei dem niederen Stand der Urproduktion ist es selbstverständlich, daß bei der Besitzergreifung Deutsch-Ostafrikas sich auch das Gewerbe auf einer sehr tiefen Stufe befand. Von einer Großindustrie war natürlich keine Rede. Nicht einmal die Kopra wurde im Lande aus den Kokosnüssen gewonnen, sondern die Nüsse kamen ganz zur Ausfuhr. Die am Pangani Zuckerrohr bauenden Araber besaßen einige Zuckerpressen der primitivsten Art. Die Neger betrieben als Hausindustrie das Flechten von Matten und Körben. Das Handwerk lag in den Händen von Indern, deren Erzeugnisse jedoch europäischen Bedürfnissen durchaus nicht entsprachen.

Die rasch steigende Zahl der Europäer in den Küstenstädten hat es von selbst dahin gebracht, daß diese Inder angefangen haben sich als Schneider, Schuster, Klempner, Bauhandwerker dem europäischen Geschmacke anzupassen. Das Bestreben des Gouvernements geht jedoch dahin einen leistungsfähigen einheimischen Handwerkerstand zu schaffen. Den Anfang in dieser Beziehung haben

die Missionen gemacht, die überall ihre Zöglinge in den gebräuchlichsten Handwerken, vor allem in der Zimmer- und Tischlerarbeit unterweisen. Weitergehenden Anforderungen vermögen die in einzelnen Küstenstädten bestehenden Handwerksschulen zu genügen. Die älteste derselben wurde am 1. April 1900 von der Kommune Tanga mit 10 Schülern eröffnet, welche von einem mit der europäischen Arbeitsweise vertrauten indischen Meister in der Tischlerei und Zimmerei unterrichtet wurden. Am 10. Juni 1903 wurde ein deutscher Tischlermeister als Handwerkslehrer angestellt. 1905 zählte die Schule 62 Lehrlinge, die sich auf die Tischlerei, Schlosserei, Setzerei, Druckerei, Buchbinderei und Schneiderei verteilten. Ebenfalls seit 1900 besteht in Dar-es-Salam eine Schule für Tischlerei und Zimmerei, an die 1903 eine Werkstätte für Schmiede und Schlosser angegliedert wurde. Besonders rasche Erfolge hat die Handwerkerschule in Kilwa erzielt, deren älteste Lehrlinge nach einjährigem Bestehen der Anstalt bereits sämtliche Tischlerarbeiten für Kilwa, zum Teil auch für Mohorro und Lindi ausführen, sodaß Bestellungen auf Möbel, Türen, Fenster und dergleichen fast gar nicht mehr wie früher in Sansibar gemacht werden. Angesichts so günstiger Ergebnisse ist bei der Anstelligkeit des afrikanischen Negers wohl kaum daran zu zweifeln, daß in kurzer Zeit ein tüchtiger einheimischer Handwerkerstand vorhanden sein wird. In Kilwa befindet sich auch eine Korbflechterschule, die zur Hebung dieses Zweiges der Hausindustrie beitragen soll. Die in Moa, in der Umgebung von Dar-es-Salam und auf der Insel Chole geflochtenen Matten übertreffen schon jetzt die sogenannten Manila- und Japanmatten an Feinheit der Arbeit und des Geschmackes ebenso, wie an Dauerhaftigkeit.

Die industriellen Einrichtungen größerer Art dienen vor allem der Verarbeitung der Plantagenerzeugnisse. Sämtliche größere Kaffeepflanzungen besitzen ihre Aufbereitungsfabriken, die Agaveplantagen ihre Entfaserungsmaschinen. Die Einführung der Baumwollkultur hat zur Anlage einer größeren Anzahl von Ginstationen geführt. Jedoch sind alles dies keine selbständigen Unternehmungen. Das erste größere selbständige Unternehmen endete leider mit einem vollständigen Mißerfolg. Um das von den Arabern im Panganital gebaute Zuckerrohr besser zu verwerten, bildete sich 1897 die Panganigesellschaft, die 1898 mit dem Bau einer im Verhältnis zum Grundkapital viel zu groß angelegten Fabrik begann. Nachdem schon während des Baues eine finanzielle Sanierung der Gesellschaft nötig geworden war, wurde Ende 1901 — fast zwei Jahre später, als man gehofft hatte — der Betrieb eröffnet. Schon 1902 mußte die Liquidation des Unternehmens beschlossen werden, da das zur Verfügung stehende Kapital aufgebraucht war, ohne daß man in der Lage gewesen wäre, die schweren Anfangsjahre hindurch auszuhalten. Dieser Mißerfolg hat wohl wesentlich dazu beigetragen, daß die Gründung ähnlicher Unternehmungen bisher unterblieben ist. Die Ausdehnung der Kokosplantagen würde die Begründung einer bisher noch fehlenden Seifenindustrie rechtfertigen. Ebenso ist eine bessere Verwendung der Kokosfaser dringend zu wünschen.

Auch der erste Versuch die Erzeugnisse der Forstwirtschaft industriell zu verwerten ist gescheitert. Zur Ausnutzung der reichen Waldungen des Rufiyideltas gründete sich die Rufiyi-Industriegesellschaft, doch bereits 1901 mußte ihr Sägewerk Saninga aus Mangel an Betriebskapital seine Tätigkeit einstellen. Dagegen besitzen eine ganze Reihe von Plantagen in Usambara Sägewerke, die teils

durch Wasser, teils aber auch durch Dampfkraft betrieben werden. Bis vor kurzem verarbeiteten sie ausschließlich Holz zum eigenen Bedarf, doch liefern sie jetzt in steigender Menge Schnittware auf den ostafrikanischen Markt. Holzausfuhr im Großen beabsichtigt die 1903 mit einem Kapital von 600000 Mk. gegründete Sigi-Export-Gesellschaft zu betreiben. Sie hat bereits ein großes Sägewerk am Sigi errichtet und baut eine schmalspurige Eisenbahn von Muhesa, der nächsten Station der Usambarabahn, ins Gebirge.

Die Anfänge einer Montanindustrie besitzen die Eingeborenen im Norden des Nyassa und des Viktoria-Nyanza. Welchen Umfang in dem letztgenannten Gebiet die Eisengewinnung und -Verarbeitung erreicht hat, geht daraus hervor, daß dort eiserne Hacken als Zahlungsmittel gebraucht werden und gleich einer Rupie gelten, und daß der Sultan der Insel Ukerewe an einem Tage zehntausend solche Hacken ablieferte, um einen Teil seiner Steuer zu bezahlen. Leider lassen sich diese Gerätschaften im Pflanzungsgebiet nicht verwenden, solange nicht die Transportschwierigkeiten behoben sind. Immerhin wurden 1904 bereits für 2464 Mk. Metallwaren über Muansa ausgeführt, nachdem durch den Bau der Ugandabahn eine Absatzmöglichkeit geschaffen worden war.

Den Verhältnissen der Tropen entsprechen vorzüglich die Sodawasserfabriken in Dar-es-Salam, Pangani und Tanga, sowie die 1900 in Dar-es-Salam gegründete Bierbrauerei. Diese haben bewirkt, daß der Wert der eingeführten Getränke von 601000 Mk. im Jahre 1900 auf 539000 Mk. im Jahre 1904 gesunken ist, trotzdem die in diesen Summen enthaltene Branntwein- und Rumeinfuhr in der gleichen Zeit von 143000 Mk. auf 213000 Mk. gestiegen ist. Dies ergibt für die nichtspirituösen Getränke einen Rückgang um 132000 Mk. d. h. um 29%, während gleichzeitig die weiße Bevölkerung von 1243 auf 1873 Köpfe d. h. um 50% gestiegen ist. Demnach ist anzunehmen, daß ungefähr die Hälfte des Bedarfs von nichtspirituösen Getränken bereits im Lande selbst erzeugt wird. Daneben findet eine zur Zeit noch nicht beträchtliche, aber langsam steigende Ausfuhr an Bier, nicht alkoholischen Getränken und Fruchtsäften nach Sansibar und dem übrigen Afrika statt. Auch die zwei Eisfabriken in Dar-es-Salam und Tanga bringen einen Teil ihrer Erzeugnisse zur Ausfuhr.

Einem tatsächlichen Bedürfnis entsprechen auch die industriellen Unternehmungen der Regierung, die Gouvernementswerkstätten. Ursprünglich waren dieselben nur dazu bestimmt, die Reparaturen der Gouvernementflotille auszuführen. Allmählich sind die Anlagen sehr vergrößert worden, so daß sie jetzt außer den Maschinenwerkstätten eine Bootswerft, Zimmerei, Tischlerei, Wagenbauanstalt, Modelltischlerei und Segelmacherei umfassen, die auch von Privaten mit Aufträgen stark bedacht werden. Die Einnahmen der Werkstätten sind beträchtlich gestiegen. 1902 betrugen sie 78295 Mark, 1903 111720 Mark, 1904 127517 Mark. Angesichts der gesteigerten Tätigkeit erscheint eine größere Erweiterung der Werkstätten in der nächsten Zeit unvermeidlich. Mit den Gouvernementswerkstätten ist seit 1902 ein Schwimmdock verbunden, das aber den gehegten Erwartungrn nicht entsprochen hat. Da während des Baus fast alle in den ostafrikanischen Gewässern fahrende Linien größere Schiffe eingestellt hatten, so schlossen die geringen Abmessungen des Docks die Benutzung durch die meisten Schiffe aus. Dazu kommt noch der Wettbewerb eines großen, in neuester Zeit in Durban von den Engländern angelegten Schwimmdocks. Die Ein-

nahmen sind infolgedessen sehr gering und reichen bei weitem nicht, aus das Anlagekapital zu verzinsen.

Im Verhältnis zu dem großen Umfang des Schutzgebiets und zu seiner Bewohnerzahl ist die Anzahl der jetzt bestehenden industriellen Unternehmungen verschwindend gering, jedoch berechtigen die meisten von ihnen zu den besten Hoffnungen für die Zukunft. Die Aussicht ist demnach vorhanden, daß in späterer Zeit auch das Gewerbe eine größere Rolle in dem wirtschaftlichen Leben der Kolonie spielen wird.

Bei der Betrachtung des Verkehrs handelt es sich einerseits um den Verkehr im Innern des Gebietes, andererseits um die Verbindung mit dem Auslande. In beiden Beziehungen stand Deutsch-Ostafrika bei seiner Besitzergreifung sehr wenig günstig da. Steil fällt das innere Hochland zur Küste ab, sodaß die wenigen Flüsse nur in ihrem kurzen Unterlauf schiffbar sind, da Stromschnellen und Wasserfälle bald ein Weiterkommen unmöglich machen. Zwar ist der auf dem Kilima-Ndjaro entspringende Pangani auch in den Trockenmonaten wasserreich, doch schon 30 km oberhalb der Mündung bilden die Panganifälle ein unüberwindliches Hindernis. Erst etwa 160 km weiter stromaufwärts wird der Fluß nach Dr. Lent auf der Hochebene selbst auf einer 168 km langen Strecke von Buiko bis zur Rombomündung wieder für kleinere Fahrzeuge benutzbar. Der bei Bagamoyo mündende Kingani ist 50 km bis zur Mafisifähre für Dampfpinassen befahrbar, während der Rowuma, der südliche Grenzfluß der Kolonie, derartig mit Bänken und Riffen durchsetzt ist, daß selbst bei hohem Wasserstand jede Schiffahrt ausgeschlossen ist. Der einzige besser benutzbare Fluß ist der Rufiyi, der von dem Heckraddampfer Ulanga bereits bis Kungulio, also auf einer Strecke von 200 km, befahren worden ist. Dann aber ist der Fluß reichlich 65 km unbrauchbar, bis auf der Hochfläche selbst seine Nebenflüsse, vor allem der Ulanga, wieder schiffbar werden. Diese lange Unterbrechung setzt im Verein mit dem Umstand, daß der Unterlauf sich in dem ungesundesten und fieberreichsten Teil des Schutzgebietes befindet, die Verwendbarkeit dieses Flusses, dessen gesamte schiffbare Länge doch immerhin 400 km beträgt, arg herab. An der Binnengrenze bieten zwar die großen Seen vorzügliche Verkehrsstraßen dar, aber es fehlt ihnen jegliche brauchbare Verbindung unter sich und mit der ihnen zunächst liegenden Ostküste. Auch der Schire, der Abfluß des Nyassasees, ist nur teilweise schiffbar, denn Wasserfälle und Stromschnellen unterbrechen die schiffbare Strecke. Die Benutzung der Wasserwege macht die Oberflächengestaltung des Landes fast unmöglich, dem Transport auf dem Lande stellt sie weniger große Hindernisse entgegen. Für jeden der drei Hauptverkehrswege lassen die inneren Bergländer eine Lücke. Von Pangani bezgl. Tanga aus führt das Panganital in ständigem, aber langsamen Anstiege in nordwestlicher Richtung zum Kilima-Ndjaro und weiter nach dem Viktoria-Nyansa. Der gerade Weg von Bagamoyo bezgl. Dar-es-Salam nach dem Tanganyika trifft gerade eine Senke des Gebirges von Usagara. Für die südliche Straße von Kilwa bezgl. Lindi nach dem Nyassa kommen starke Höhenunterschiede überhaupt nicht in Frage. Die Hauptschwierigkeit des Landverkehrs ist anderer Art, sie liegt begründet in dem gänzlichen Mangel an Zugtieren. Dieser bewirkte, daß bei der Besitzergreifung die Menschen das einzige Transportmittel darstellten, ein Transportmittel, das einerseits die Beförderung

schwerer Gegenstände nicht gestattete, andererseits aber auch Tausende einer produktiven Tätigkeit entzog und so das schwach bevölkerte Land wirtschaftlich sehr schädigte. Der an und für sich kostspielige Trägertransport wurde noch teurer durch das Verbot und die rücksichtslose Unterdrückung des Sklavenhandels. Konnten bis 1888 die Sklavenkarawanen zugleich zur Beförderung von Ausfuhrwaren benutzt werden, so fiel dies von da an weg. Die Kosten des Transportes einer Trägerlast von 30 kg betragen von den großen Seen bis zur Küste etwas über 30 Rupien oder ungefähr 42 Mark, sodaß die Beförderung eines Postpaketes von 5 kg auf einer Strecke von 7—900 km 7 Mark kostet und dabei 2—3 Monate dauert. Infolge dieser Verhältnisse war der Warenverkehr naturgemäß wenig erheblich, denn nur kostbare Gegenstände, wie Elfenbein und Kautschuk, können einen solchen Aufschlag ertragen. Wenn trotzdem Deutsch-Ostafrika das Durchgangsland für den Verkehr nach den Gebieten westlich vom Tanganyika und nördlich vom Viktoria-Nyansa war, so lag das daran, daß die anderen Zugangswege noch schlechter waren. Wurden diese verbessert, so mußte dieser Durchgangsverkehr in Wegfall kommen. Ähnliche schwierige Verhältnisse wie für den Binnenverkehr bestanden auch für die Verbindung nach Europa. Eine Postverbindung fehlte gänzlich. Weder im Schutzgebiet, noch in Sansibar bestand bis 1890 eine Postanstalt. Eine regelmäßige Dampfschiffverbindung unterhielt die British-India-Navigation-Company von Aden nach Sansibar. Ebenfalls alle vier Wochen liefen die Dampfer der französischen Messageries Maritimes über Sansibar nach Madagaskar. Die Küste selbst hatte keine Dampfschiffahrtsverbindungen. Arabische Segelschiffe, Dhaus, vermittelten den Küstenverkehr, der nicht ungefährlich war, da Leuchtfeuer und sonstige Schiffahrtszeichen natürlich gänzlich fehlten. Als durch das deutsch-englische Abkommen 1890 Sansibar verloren gegangen war, besaß die Küste keinen einzigen Hafen, der durch seine Einrichtungen mit jenem natürlichen Ausgangspunkt von Mittel-Ostafrika hätte in Wettbewerb treten können. Der Verkehr war gänzlich auf einen in fremden Händen befindlichen Stützpunkt angewiesen. Wollte man den Verkehr des Schutzgebietes heben, so galt es Dampfschiff- und Postverbindungen mit Europa herzustellen, die an der Küste befindlichen Häfen zu brauchbaren Anlegestellen auszubauen, die für die Schiffahrt gefährlichen Stellen durch Seezeichen unschädlich zu machen, fernerhin aber auch für zweckentsprechende Verkehrsmöglichkeiten im Lande selbst durch Bau der gänzlich fehlenden Wege und Eisenbahnen, sowie durch Beschaffung geeigneten Zugviehes zu sorgen.

Am tatkräftigsten wurde zunächst der erste Punkt in Angriff genommen. Bereits 1890 entstand die vom Reiche jährlich mit 900000 Mark unterstützte Deutsch-Ostafrika-Linie, die alle 4 Wochen einen Dampfer von Hamburg nach der Delagoabai laufen und in Sansibar und Dar-es-Salam, später auch in Tanga anlegen ließ. Daneben stellte eine Küstenlinie mit kleineren Dampfern die Verbindung mit den übrigen Häfen Pangani, Saadani, Bagamoyo, Kilwa, Lindi und Mikindani her. 1900 wurde der Vertrag mit dem Reiche derartig erweitert, daß an die Stelle einer vierwöchentlichen Verbindung mit Europa eine vierzehntägige trat und neben den unmittelbaren Reisen von Hamburg nach Deutsch-Ostafrika noch Rundfahrten um das Kap eingerichtet wurden. Daneben schuf die Gesellschaft noch einen regelmäßigen Dampfschiffverkehr zwischen Bombay und Ostafrika. Sollte die Flotte nach dem ursprünglichen Plane 6 Dampfer

mit einer Geschwindigkeit von $10^1/_2$ Knoten und einem Gesamtdeplacement von 9800 Tonnen umfassen, so zählt sie heute 20 Dampfer mit einem Gehalt von 75700 Tonnen. 2 weitere Doppelschraubendampfer von 6000 Tonnen sind im Bau. Der Fahrplan 1906 sieht 13 Fahrten von Hamburg ums Kap zur Delagoabai, 26 von Hamburg nach Ostafrika, 26 von Bombay nach Ostafrika vor. Dazu treten auf jeder Linie ebensoviele Rückreisen. Dementsprechend ist auch der Verkehr auf dieser Linie bedeutend gestiegen. 1900 betrug der Gesamtwarenverkehr, Aus- und Heimreise zusammengezogen, 75417 Tonnen im Werte von 46770000 Mk., 1904 134411 Tonnen im Werte von 70084000 Mk. Der Personenverkehr belief sich 1900 auf 12086, 1904 auf 16195 Köpfe. Auch die Gouvernementsflottille, die 4 Dampfer umfaßt und in erster Linie für die Versorgung der Stationen und zur Überwachung der Küstenschiffahrt bestimmt ist, nimmt Personen und Waren zur Beförderung an, sodaß in der Regel ein wöchentlicher Verkehr zwischen den einzelnen Küstenstädten stattfindet. Da auch immer noch die Dampfer der genannten englischen und französischen Linie monatlich einmal Sansibar anlaufen, so stehen monatlich vier Personendampfer für die Reise nach Europa und ebensoviele für die Rückreise zur Verfügung. Dabei ist die Schiffahrt an der Küste weit sicherer geworden. An besonders gefährlichen Stellen hat man Leuchttürme errichtet, die Untiefen sind durch Bojen bezeichnet worden. Auch durch den Ausbau der Häfen hat man den Schiffsverkehr zu heben gesucht. Vor allem bemühte man sich ein Gegengewicht gegen Sansibar zu schaffen. Zwar war Bagamoyo zur Zeit der Besitzergreifung unstreitig der hervorragendste Küstenplatz, aber seine Bedeutung beruhte nur auf dem Durchgangsverkehr nach Sansibar. Eine selbständige Bedeutung hatte er nicht und konnte er nicht haben, da er nur eine offene Rhede besitzt. Wollte man sich von Sansibar unabhängig machen, so mußte ein neuer Hafenplatz geschaffen werden. Die Wahl fiel auf Dar-es-Salam, einen bis dahin unbedeutenden Platz, der jedoch den besten Hafen an der ganzen Küste besitzt. Hierhin verlegte man den Sitz des Gouverneurs, leitete allen offiziellen Verkehr über diesen Hafen, errichtete eine Gouvernementswerft und Reparaturwerkstätten für die Schiffe, legte das einzige Schwimmdock der ganzen Ostküste von Aden bis Durban an. So ist es denn Dar-es-Salam gelungen, seinen Nebenbuhler Bagamoyo zu überflügeln. Der Gesamtverkehr über beide Städte zeigt folgende Entwicklung:

	1903/4	1904/5
Bagamoyo	4235257 Mark	4448380 Mark
Dar-es-Salam	4246013 „	6106396 „

Im Dhauverkehr übertrifft zwar Bagamoyo mit 30056 Tonnen Rauminhalt der angekommenen einheimischen Segelschiffe Dar-es-Salam mit 23370 Tonnen, doch liegt dies in der Natur der Sache, denn der Auslandsverkehr Bagamoyos geht meist mit Segelschiffen nach Sansibar, der Dar-es-Salams mit Dampfern unmittelbar nach Europa. Demgemäß übertrifft der Dampferverkehr Dar-es-Salams den Bagamoyos bei weitem. Die entsprechenden Zahlen — einschließlich der nicht einheimischen Segler — sind für 1904 400647 bezgl. 106640 Tonnen. Der Vorsprung Dar-es-Salams wird sich noch weiter befestigen, wenn dieser Hafen nach Vollendung der im Bau befindlichen Zentralbahn auch die bessere Verbindung mit dem Hinterlande erhalten hat. Diese Entwicklung ist aber im Interesse Deutsch-Ostafrikas freudig zu begrüßen, da sie eine immer weiter fort-

schreitende Befreiung von der Vorherrschaft des englischen Sansibars bedeutet. Doch nicht nur der Schiffsverkehr Dar-es-Salams, sondern auch der der ganzen Küste hat sich beträchtlich gehoben. Der Dhauverkehr nimmt allerdings beständig ab, doch liegt das daran, daß auch die indischen Kaufleute begonnen haben ihre Waren der größeren Sicherheit halber auf den Dampfern, statt auf den kleinen einheimischen Segelschiffen zu verfrachten.

Eine gleich erfreuliche Entwicklung wie im Schiffsverkehr ist im Post- und Telegraphenwesen zu verzeichnen. Die Entstehung der Postdampferlinie ermöglichte auch die Einrichtung von Postanstalten. 1890—94 erhielten die Häfen der Küste Postanstalten, 1895/96 wurden auf einer großen Anzahl Militärstationen Postagenturen eingerichtet, deren Zahl beständig vermehrt und deren Geschäftsbereich fortgesetzt erweitert wurde. Heute besitzt das Schutzgebiet außer dem Postamt Dar-es-Salam 8 Postagenturen an der Küste, zwischen denen die Gouvernementsdampfer, die Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie, Dhaus und Boote den Verkehr vermitteln, und 23 Agenturen im Innern, die teils durch die Usambarabahn, teils durch regelmäßige Botenposten mit der Küste in Verbindung stehen. 1897/98 betrug die Gesamtzahl der Postsendungen 471971, im Kalenderjahre 1904 dagegen 1741344. Diese Steigerung bedeutet in 6 Jahren eine Vermehrung um 169 %. Die erste telegraphische Verbindung erhielt Deutsch-Ostafrika 1890 durch die Anlage des unterseeischen Kabels Dar-es-Salam—Bagamoyo—Sansibar (130 km). In den folgenden Jahren wurde eine Küstenlinie von Dar-es-Salam zunächst nach Tanga, dann südlich nach Mikindani gebaut. Ihre Länge beträgt 730 km. Im Anschluß an den Bau der Usambarabahn entstand die Linie Tanga-Korogwe-Amani. In den Jahren 1901/2 wurde der Überlandtelegraph Dar-es-Salam—Tabora gebaut, der 1904 bis Muansa am Viktoria-Nyansa fortgeführt wurde. Dagegen sind die Stationen am Tanganyika und am Nyassa noch immer auf die unsere Kolonie berührende Linie der African Transkontinental Telegraph Company angewiesen. Der Süden besitzt noch gar keine ins Innere führende Telegraphenlinie. Abgesehen von jener englischen Linie gibt es in Deutsch-Ostafrika 1730 km Telegraphenlinien, die sämtlich auch für den Telephonbetrieb eingerichtet sind und 22 Stationen untereinander verbinden. Außerdem besitzen Dar-es-Salam und Bagamoyo eine Stadtfernsprecheinrichtung. 1904 wurden 34841 (1897/98: 18980) Telegramme aufgegeben, 35702 (18381) gingen ein, 32808 (22565) wurden im Durchgangsverkehr bearbeitet. Außerdem wurden 5390 (2713) Ferngespräche angemeldet, sowie 21063 Ortsgespräche in Dar-es-Salam und Bagamoyo, die bereits eine eifrig benutzte Stadtfernsprecheinrichtung haben. Neben der Vermehrung der Post- und Telegraphenanstalten ist ein Hauptgrund für das gewaltige Wachstum des Verkehrs die Verbilligung der Gebühren. 1890 betrug die Telegrammwortgebühr von Dar-es-Salam nach Deutschland 7,85 Mark, 1905 2,75 Mark. Für den Briefverkehr gilt die Inlandtaxe, auch können Zeitungen in Ostafrika zu denselben Preisen wie an den hiesigen Postämtern bestellt werden, sodaß kein Land so billige Postverbindungen mit seinen Kolonien hat als Deutschland.

Kann man im Post- und Telegraphenwesen, ebenso wie im Seeverkehr erfreuliche Fortschritte feststellen, so ist dies auf dem Gebiete des Landtransportwesens leider nicht der Fall. Zwar hat man die großen Karawanenstraßen, die bei der Besitzergreifung nur schmale, gerade noch für Träger benutzbare, in

der Regenzeit aber unpassierbare Negerpfade darstellten, zu fahrbaren Wegen mit Rasthäusern, Brücken und Fähren ausgebaut. An einigen Stellen hat man ausgediente Soldaten der Schutztruppe angesiedelt, damit sie eine Art Wegepolizei ausüben und zugleich durch ihre landwirtschaftliche Tätigkeit Nahrungsmittel zum Verkauf an die Reisenden erzeugen. Infolge der Übergriffe, die sich in früheren Jahren die Karawaneu erlaubten, sind nämlich die Gebiete an den Hauptstraßen zum größten Teile von ihren Bewohnern verlassen worden, sodaß die Karawanen gezwungen sind auf weite Strecken sämtliche Lebensmittel mit sich zu führen. Auch sonst ist von den einzelnen Stationen sowie von den Kommunalverbänden viel für die Instandhaltung und Vermehrung der Wege geschehen. Die meisten derselben sind allerdings nur in der Trockenzeit benutzbar. Wollte man sie so anlegen, daß sie auch in der Regenzeit fahrbar bleiben, so müßte man sehr große Mittel aufwenden, die zur Zeit nicht zur Verfügung stehen. So ist z. B. noch nicht einmal die chaussierte 70 km lange Überlandstraße zwischen Dar-es-Salam und Bagamoyo fertiggestellt. Der Bau solcher Wege würde auch solange eine Verschwendung bedeuten, als nicht geeignete Zugtiere in der nötigen Zahl zur Verfügung stehen. Allerdings konnte bei der Betrachtnng der Viehzucht von gelungenen Zuchtversuchen berichtet werden, doch bilden dieselben nur einen bescheidenen Anfang. Dasselbe gilt von dem auf einigen kleineren Strecken eingerichteten regelmäßigen Wagenverkehr. So ist auch heute noch die Trägerkarawane, die dem sowieso menschenarmen Lande zahlreiche, sonst beim Ackerbau oder in den Plantagen verwendbare Arbeitskräfte entzieht, mit ihrer Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit, sowie ihren gesundheitlichen Gefahren für den größten Teil der Kolonie das einzige Transportmittel. Dies ist umso bedauerlicher, als unsere Nachbarn uns im Verkehrswesen weit voraus sind. Die Engländer besitzen die Ugandabahn nach dem Viktoria-Nyansa, die Belgier haben vom Kongo her Eisenbahnen in der Richtung auf den Tanganyika vorgeschoben. Für die Nyassagebiete bietet der Shire-Zambesi-Weg immerhin eine bessere Zufuhrstraße als der Süden unserer Kolonie. So ist der Durchgangsverkehr durch unser Schutzgebiet verloren gegangen, ja selbst der Verkehr aus den deutschen Seengebieten wird je länger je mehr von unseren Häfen abgelenkt. Zwar hat man sowohl auf den Tanganyika, wie auf den Nyassa einen deutschen Dampfer gebracht, aber die dadurch erzielte Verkehrssteigerung kommt in erster Linie nicht uns, sondern unseren Nachbarn zu gute. Um welche Werte es sich handelt, zeigt die Steigerung der Ausfuhr aus dem deutschen Gebiet südlich des Viktoria-Nyansa nach dem englischen Uganda seit Eröffnung der Ugandabahn, die natürlich lieber benutzt wird als die alte Karawanenstraße nach Bagamoyo. 1903 betrug dieselbe noch nicht 115000 Mark, 1904 946000 Mark. Die Einfuhr stieg im gleichen Zeitraum von kaum 340000 Mark auf 1221000 Mark. Demgegenüber steht leider ein starker Rückgang des Trägerverkehrs in unserer Kolonie, der in allen Küstenstädten festzustellen ist. Auch der Verkehr des Kilima-Ndjaro-Gebiets ist zum größten Teil durch die Ugandabahn abgelenkt worden. Die nächste Station dieser Bahn Voi ist sogar mit dem Kilima-Ndjaro durch einen regelmäßigen Ochsenwagenverkehr verbunden worden.

Soll der Verkehr in unserer Kolonie wieder gehoben werden, so ist der Bau von Eisenbahnen unbedingt nötig. Schon 1890 wurden drei Hauptlinien, die Nordbahn von Tanga nach dem Kilima-Ndjaro und dem Viktoriasee, die

Zentralbahn von Dar-es-Salam nach dem Tanganyika und die Südbahn von Kilwa zum Nyassa, als erforderlich nachgewiesen. Leider ist heute nach 15 Jahren von diesen Plänen so gut wie nichts verwirklicht. Das liegt einerseits an einer gewissen Lässigkeit der Kolonialverwaltung und an dem Widerstand des Reichstags, andererseits aber auch an einem Gegensatz zwischen den Kolonialfreunden selbst, die sich heftig über die Frage „Stichbahnen oder längere Eisenbahnen" stritten, anstatt gemeinsam zunächst Stichbahnen zu fordern und dann erst der Frage der Verlängerung näher zu treten. Auch stellte man eifrig Rentabilitätsberechnungen auf, ohne genügend zu beachten, daß die Eisenbahnen doch Erschließungsbahnen sein müssen und dem Neger die Gelegenheit zur Erzeugung von Massenprodukten verschaffen sollen, die er jetzt wegen des Fehlens der Transportmöplichkeit nicht hervorbringt. Die Engländer haben ohne Rücksicht auf Rentabilität unter weit ungünstigeren Verhältnissen ihre 1000 km lange Ugandabahn gebaut. Sie hat einen gewaltigen Aufschwung von Handel und Verkehr in Britisch-Ostafrika herbeigeführt, und sie wird voraussichtlich schon 1906, d. h. im fünften Betriebsjahre, Überschüsse liefern. Wir haben in unserem Schutzgebiete diesem Unternehmen nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen. 1894 wurde der Bau der Nordbahn von der „Eisenbahngesellschaft für Deutsch-Ostafrika Usambaralinie" in Angriff genommen. Als 1896 die erste Teilstrecke bis Muhesa (39,6 km) vollendet war, war auch das Aktienkapital von 2 Millionen Mark verbraucht. Der Betrieb dieses Torsos erwies sich, wie vorauszusehen, als unrentabel, sodaß die Gesellschaft liquidierte und das Reich im April 1899 die Bahn übernahm. Die unbedingt erforderliche Fortführung der Bahn wurde wiedeholt durch die Nichtbewilligung der nötigen Mittel seitens des Reichstags unterbrochen, sodaß erst am 19. Februar 1905 die Neubaustrecke bis Mombo (128,8 km) eröffnet werden konnte. Elf Jahre haben wir gebraucht, um eine durchaus aussichtsvolle Strecke von 130 km fertigzustellen, während die Engländer in 6 Jahren eine zunächst als gänzlich unrentabel angesehene Eisenbahn von 1000 km Länge bauten. Trotzdem die Usambarabahn noch nicht einmal die Hälfte des Weges zum Kilima-Ndjaro, ein Fünftel desjenigen zum Viktoria-Nyansa ausmacht, hat sie doch für Usambara eine hohe wirtschaftliche Bedeutung. Der Verkehr auf ihr ist beständig gestiegen. Es wurden geleistet

	1. April 1899 bis 31. März 1900	1. April 1904 bis 31. März 1905
mit Bezahlung		
Personenkilometer	395600	3211970
Tonnenkilometer	98660	325621
ohne Bezahlung		
Personenkilometer	175240	244264
Tonnenkilometer	113434	340131

Auch eine nicht zu verkennende Steigerung der Produktion der weißen und farbigen Ansiedler, sowie die Begründung einer Anzahl von landwirtschaftlichen und industriellen Unternehmungen in dem durchschnittenen Gebiet ist als eine Folge des Eisenbahnbaus anzusehen, der in ganz erheblicher Weise zur Hebung des Verkehrs der Stadt Tanga beigetragen hat. Vom 1. April 1905 ab hat die deutsche „Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebs-Gesellschaft" die Usambarabahn gepachtet, deren Weiterführung sie hoffentlich ins Auge fassen wird. Noch wichtiger für das Schutzgebiet verspricht die Zentralbahn zu werden, die zunächst

von Dar-es-Salam bis Mrogoro (ca. 240 km) durch die „Ostafrikanische Eisenbahngesellschaft“ gebaut wird. Am 9. Februar 1905 erfolgte der erste Spatenstich. Ende 1905 waren bereits 90 km des Bahnkörpers fertiggestellt. 40 km konnten dem Betrieb übergeben werden. Am 1. Juli 1908 wird der ganze Bau fertig sein. Auch dem Bau der Südbahn wird hoffentlich jetzt näher getreten werden, nachdem der Bericht der vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee ausgesandten Expedition über die wirtschaftlichen Aussichten durchaus günstig ausgefallen ist.

In den nächsten Jahren haben wir also einen wesentlichen Fortschritt im Verkehrswesen unseres Schutzgebietes zu erwarten, der einen wohltätigen Einfluß auf das gesamte wirtschaftliche Leben der Kolonie ausüben wird. Nachdem es gelungen ist auf dem Gebiete der Urerzeugung die Grundlage für einen späteren Aufschwung zu legen, ist es wesentlich eine von der Entwicklung des Verkehrswesen abhängige Frage, ob und wann derselbe in dem wünschenswerten Maße eintreten wird. Schaffen wir die nötigen Verkehrseinrichtungen, dann wird sich auch die Urproduktion, für die die natürlichen Bedingungen durchaus vorhanden sind, steigern, dann wird auch die Handelsbewegung eine erfreuliche Weiterentwicklung zeigen.

Bei der Besitzergreifung war natürlich der Handel infolge der schlechten Verkehrsverhältnisse und der geringen Urerzeugung wenig bedeutend. Ein unmittelbarer Handel mit Europa bestand kaum, alle Waren gingen über Sansibar. Eine unmittelbare Handelsbeziehung zwischen den Eingeborenen und Europäern fehlte, der Zwischenhandel lag gänzlich in den Händen der Araber und Inder. Der Handel war durchaus noch Tauschhandel, da Geld im Schutzgebiet ein fast gänzlich unbekannter Begriff war. Eingeführt wurde in erster Linie billiger indischer Baumwollenstoff, ausgeführt Elfenbein und Kautschuk. Die an sich schon ungünstigen Voraussetzungen des Handels haben sich zu Beginn unserer Herrschaft durch Verschlechterung der Verkehrsverhältnisse infolge der Unterdrückung des Sklavenhandels, der uns den Durchgangshandel kostete, und durch die Abnahme der Elfenbeinproduktion noch wesentlich verschlechtert.

Um so nötiger war es dem Handel anderweitig zu helfen. Die Steigerung der Urproduktion, jede Verbesserung der Verkehrsmittel kommt ihm selbstverständlich zu gute, doch hat man auch weiterhin für ihn gesorgt. Die Einfuhr großer Mengen Kupfer- und Silbermünzen hat den Tauschhandel fast gänzlich verdrängt. Den Geldumlauf und die Zahlungsausgleichungen im Schutzgebiet, den Geldverkehr desselben mit Deutschland und dem übrigen Auslande wird die 1905 gegründete „Deutsch-Ostafrikanische Bank“ in Dar-es-Salam wesentlich erleichtern. Sie wird ferner dem Kurs der einheimischen Münze, der Rupie, dessen Schwanken dem Handel große Verluste bereitet hat, größere Stetigkeit verleihen. Schließlich wird die Bank auch den Gewerbe- und Handeltreibenden billigen Kredit verschaffen, den dieselben bisher selbst gegen den hohen Zinsfuß von 7—9 Prozent kaum erhalten konnten. Freudig zu begrüßen sind ferner die seit 1900 regelmäßig stattfindenden Versammlungen kaufmännischer Firmen behufs Besprechung wirtschaftlicher Fragen. Hoffentlich wird sich aus diesen Anfängen mit der Zeit eine Handelskammer entwickeln.

Die sicherste Grundlage zur Beantwortung der Frage, ob der Handel wächst oder zurückgeht, liefert die Ein- und Ausfuhrstatistik. Sie kann diese

Aufgabe jedoch nur erfüllen, wenn sie in den Vergleichsjahren nach denselben Gesichtspunkten aufgestellt ist. Dies ist leider für Deutsch-Ostafrika nicht der Fall. Zunächst ist ein beständiger Wechsel der einzelnen Positionen zu beklagen, der jedoch an der Gesamtsumme nichts ändert. Ein anderer Umstand macht einen Vergleich zwischen den einzelnen Jahren fast unmöglich. Da eine Küstenbahn nicht besteht, so sind die Küstenstädte bei dem Verkehr unter sich auf Schiffe angewiesen. Da die großen europäischen Dampfer in den kleineren Häfen nicht anlegen, so müssen z. B. von Pangani die zur Ausfuhr bestimmten Erzeugnisse nach Tanga gebracht und dort auf den Ozeandampfern verfrachtet werden. Die Statistik schrieb nun solche Waren zunächst in Pangani als Ausfuhr, in Tanga erst als Einfuhr, dann nochmals als Ausfuhr an, sodaß derselbe Posten dreimal gezählt wurde. Dasselbe wiederholte sich naturgemäß bei der für kleinere Orte bestimmten Einfuhr. Erst von 1899 an gelangten in der Statistik neue Grundsätze zur Anwendung, die ein solches Verfahren ausschließen und von da an die Zahlen als zuverlässig erscheinen lassen. Schließlich ist zu beachten, daß anfänglich die Münzen unterschiedslos bei Ein- und Ausfuhr unter anderen Waren aufgeführt wurden. So wurde 1893 für 1046000 Mk. gemünztes Metall mitgezählt, während es 1902 nicht zur Anschreibung gelangte. Auch die Zolleinnahmen geben kein richtiges Bild von der Handelsentwicklung, da die Zollsätze oft geändert worden sind, um den jeweiligen Verhältnissen angepaßt zu werden. Wenn in der folgenden Übersicht die bisherige Ein- und Ausfuhr zusammengestellt ist, so muß beachtet werden, daß überall das gemünzte Metall nicht in den Zahlen enthalten ist und daß ferner die Zahlen für die Jahre 1893—97 tatsächlich wesentlich niedriger sind.

Küstengrenze	Einfuhr in 1000 Mk.	Ausfuhr in 1000 Mk.	Gesamthandel in 1000 Mk.
1893	7406	4844	12250
1894	6833	4305	11138
1895	7608	3258	10866
1896	8666	4117	12783
1897	9235	5044	14279
1898	11853	4333	16186
1899	10823	3937	14760
1900	12031	4294	16325
1901	9511	4623	14134
1902	8858	5283	14141
1903	9652	6354	16006
1904	11245	7397	18642
1905	15648	7462	23110
Dazu tritt der Handel über die Binnengrenze:			
1903	499	315	814
1904	1404	1284	2688
1905	1952	2228	4180*)

*) Bei diesen Angaben für 1905 ist das gemünzte Metall mitgerechnet, da dasselbe in der bisher erschienenen Statistik nicht getrennt aufgeführt ist. Seine Menge ist aber jedenfalls nur unbedeutend.

Besonders auffällig ist zunächst die gewaltige Zunahme des Handelsverkehrs über unsere Binnengrenze. Sie ist der glänzendste Beweis für die Aussichten unseres Hinterlandes und die beste Widerlegung der Ansicht, daß eine Erschließung des Seengebietes durch Eisenbahnen zwecklos sei, da jene Gebiete außerhalb der Rentabilitätsgrenze lägen. Wenn durch die englische Ugandabahn eine Ausfuhr der Produkte, namentlich der der Viehzucht, aus den Ländern südlich des Viktoria-Nyassa, möglich ist, so ist dies doch unstreitig mit Hülfe einer bedeutend kürzeren deutschen Bahn noch eher der Fall. Was den Handel über die Küstengrenze betrifft, so lassen die Zahlen der Einfuhr eine bestimmte Entwicklung nicht erkennen, denn sie sind im wesentlichen abhängig von den gerade zur Ausführung gelangenden Bauten und sonstigen Einrichtungen, deren Rohmaterial zum größten Teil eingeführt werden muß. So befinden sich unter der Einfuhr des Jahres 1900 für nicht weniger als 1689000 Mk. Eisenwaren, die vorwiegend für den Bau der Usambarabahn bestimmt waren. Mehr und mehr bemüht man sich das Rohmaterial im Lande selbst zu gewinnen. Beispielsweise ist die Holzeinfuhr sehr zurückgegangen, weil man angefangen hat, die einheimischen Nutzhölzer zu benutzen.

An erster Stelle stehen nach wie vor die Baumwollgewebe, die zum größten Teil aus Indien stammen. Die Zunahme der Gesamtziffer läßt ebenso wie der sich allmählig steigernde Anteil Deutschlands auf eine langsame Steigerung der Kaufkraft der Eingeborenen schließen, denn die deutschen Stoffe sind besser und teurer. Dann folgen die für die Europäer bestimmten Verbrauchsgegenstände. Erfreulich ist eine erhebliche Steigerung der Einfuhr von Maschinen für landwirtschaftlichen und industriellen Bedarf, sowie von Fahrzeugen aller Art. Diese betrug 1903, wo sie zum ersten Male getrennt gebucht worden ist, 240490 Mk., 1904 dagegen 416567 Mk. Im Gegensatz zur Einfuhr zeigt die Ausfuhr eine beständige Zunahme mit Ausnahme der Jahre 1895 und 1899, in denen der Rückgang durch eine Heuschreckenplage bezüglich durch eine ungewöhnliche Dürre veranlaßt worden ist. Das Ergebnis ist noch erfreulicher, wenn man die Ausfuhrgegenstände in einzelne Gruppen zerlegt. Die Zahlen der folgenden Übersicht geben allerdings nur einen ungefähren Überblick, denn es mußte z. B. die Kopra ganz den Eingeborenen zugezählt werden, wenn auch ein kleiner Teil aus europäischen Plantagen stammt. Ähnlich steht es mit den Tierfellen, die vollständig den Erzeugnissen der Viehzucht zugerechnet wurden, weil nur ein kleiner Teil durch die Jagd gewonnen wird. Der Kautschuk wurde vollständig der Forstwirtschaft zugerechnet, da die Plantagen bisher nur einen verschwindenden Bruchteil liefern.

Über die Küstengrenze wurden ausgeführt:	1893 in 1000 Mk.	1904 in 1000 Mk.	Zu- bzgl. Abnahme
I. Erzeugnisse der Jagd: Elfenbein, Flußpferdzähne, lebendes Wild, Hörner	2226	553	— 1673
II. Ackerbauliche Erzeugnisse der Eingeborenen	1243	1759	+ 516
III. Plantagenerzeugnisse	—	1348	+ 1348
IV. Erzeugnisse der Viehzucht, einschl. Insektenwachs	104	1165	+ 1061

Über die Küstengrenze wurden ausgeführt:	1893 in 1000 Mk.	1904 in 1000 Mk.	Zu- bzgl. Abnahme
V. Erzeugnisse der Forstwirtschaft:			
Holz, Kautschuk	708	2308	+ 1600
VI. Mineralische und fossile Rohstoffe	250	137	— 113
VII. Gewerbliche Erzeugnisse . . .	49	100	+ 51

Unter den ackerbaulichen Erzeugnissen der Eingeborenen steht 1904 in erster Linie Kopra mit 856409 Mk., dann folgt Sesam mit 374026 Mk. und Baumwolle mit 123892 Mk. An der Spitze der Plantagenerzeugnisse steht der Sisalhanf mit 571739 Mk., ihm schließt sich der Kaffee mit 523618 Mk. an. Von den Erzeugnissen der Viehzucht kommen 575572 Mk. auf Insektenwachs, 393968 Mk. auf Häute und Felle, 194803 Mk. auf lebendes Vieh. Bei der Forstwirtschaft entfallen 2225670 Mk. auf Kautschuk und Guttapercha, der Rest auf Nutzholz. Von Interesse ist es schließlich den Anteil der einzelnen Länder am Handel zu ersehen. Da 1898 auch die Grundsätze für die Aufstellung der Statistik nach den Bestimmungs- und Herkunftsländern geändert worden sind, so kommen blos die Jahre von 1898 an in Betracht. Als Herkunftsland gilt jetzt das Land, aus dessen Eigenhandel die Ware stammt, d. h. wo sie gekauft ist. So fällt der ganze Durchgangshandel Sansibars diesem zu. Die Übersicht gibt den Anteil der wichtigsten Länder in Prozenten des Gesamthandels an.

Ausfuhr	Deutschland	England	Sansibar	Indien	Andere Länder	Einfuhr	Deutschland	England	Sansibar	Indien	Andere Länder
1898	18,1	2,2	74,2	0,5	5,0	1898	19,0	0,9	59,2	16,8	4,1
1899	23,5	2,9	68,3	2,1	3,2	1899	18,6	0,5	65,6	12,9	2,4
1900	23,3	2,5	69,5	0,4	4,3	1900	34,2	0,5	53,8	9,5	2,0
1901	24,5	1,9	68,5	0,5	4,6	1901	23,0	1,1	62,6	10,8	2,5
1902	28,9	0,9	67,0	0,5	2,7	1902	23,3	1,1	56,9	14,3	4,4
1903	39,7	0,7	50,3	0,2	9,1	1903	27,6	1,9	51,3	13,1	6,1
1904	45,2	0,6	47,5	0,2	6,5	1904	40,7	2,1	41,9	10,4	4,9

Es ergibt sich ein starkes Anwachsen des deutschen Anteils auf Kosten Sansibars. Die Bemühungen, die Herrschaft dieses englischen Besitzes im Handelsverkehr zu brechen, sind demnach durchaus erfolgreich gewesen. Dies zeigt auch der Umstand, daß die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“, welche an der Spitze aller im Schutzgebiet tätigen Handelsfirmen steht, den Sitz ihrer Generalvertretung 1905 von Sansibar nach Dar-es-Salam verlegt hat.

Überblicken wir noch einmal rückwärtsschauend die wirtschaftliche Entwicklung unseres Schutzgebietes während der ersten zwanzig Jahre der deutschen Herrschaft, so haben wir keine Veranlassung unzufrieden oder gar hoffnungslos zu sein. Wenn auch einige Unternehmungen mißglückt sind, so ist der Grund hierfür meist Mangel an Erfahrungen oder an zureichenden Mitteln gewesen. Heute sehen wir derartige Schwierigkeiten zum großen Teile überwunden, wir sehen, wie die Plantagen endlich die Kulturen gefunden haben, die ihnen dauernden Gewinn versprechen, wir dürfen aber auch feststellen, daß die Volkskulturen je länger je mehr Werte für den Welthandel liefern werden, und daß

diese Fortschritte auch wirklich uns und unserem Handel zu gute kommen werden. Wenn diese Entwicklung sich nur langsam vollzogen hat, so ist dies außer von den schon angedeuteten Gründen dadurch veranlaßt worden, daß die nötigen Mittel zu ihrer Beförderung, namentlich zur Besserung der Verkehrseinrichtungen gefehlt haben. Soll sich also die Entwicklung rascher vollziehen, und damit unser Schutzgebiet früher gewinnbringend werden, so ist es nötig, daß die Mittel zu seiner wirtschaftlichen Erschließung bedingungslos zur Verfügung gestellt werden. Ferner ist es auch wünschenswert, daß unser Volk sich mehr daran gewöhnt bei gleichem Preise und gleicher Güte stets deutschen Kolonialerzeugnissen den Vorzug zu geben, ja daß es sich vielleicht dazu entschließt einen gewissen Liebhaberpreis zu zahlen, um die wirtschaftlichen Unternehmungen in den ersten Jahren des Bestehens zu unterstützen und ihnen über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, die andere kolonisatorisch tätige Völker schon längst hinter sich haben, und die wir deshalb leicht als nur unseren Schutzgebieten eigentümliche Mängel betrachten.

Karl Most.

Die Einwanderungs- und Kolonisationspolitik Brasiliens.

Seit langen Jahren wird in Deutschland für die Idee Progaganda gemacht, die Auswanderung von der nach Nordamerika führenden Richtung nach dem südlichen Teile Südamerika abzulenken. Nach und nach hat die Idee Verständnis und Anhänger gefunden. Im vorletzten Kolonialkongresse wurden zuerst die Staaten Südbrasiliens und im letzten auch die La Plata-Länder als empfehlenswerte Auswanderungsziele anerkannt. In Südbrasilien arbeiten zwei deutsche Kolonisationsunternehmungen, nämlich die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft in Santa Catharina und Hr. Dr. Herrmann Meyer in Rio Grande do Sul. Beide haben schon beträchtliche Kapitalien für ihre Zwecke verausgabt, aber die Ergebnisse sind geringfügig. Die deutsche Auswanderung nach Südbrasilien will nicht wieder in Zug kommen, und verwundert hört man fragen: wie ist das zu erklären? Früher wanderten doch schon 5000 und mehr Deutsche in einem Jahre dorthin aus. Wie kommt es, daß die Zahl immer mehr abnimmt, statt anzuwachsen, wie man doch angesichts des guten Gedeihens der deutschen Ansiedler in Brasilien annehmen sollte? Im Jahre 1905 ist die Zahl der Auswanderer sogar auf 333 herabgegangen; und wenn das so fortgeht, hört sie schließlich ganz auf.

Zur Erklärung werden eine Anzahl verschiedener Umstände herangezogen werden können. Zunächst hat die Auswanderung aus dem Deutschen Reiche überhaupt beträchtlich abgenommen und stellt nur noch einen Bruchteil der Ziffern früherer Jahre dar. Die Lebenshaltung aller Volksklassen hat sich bei uns seit den siebziger Jahren ganz gewaltig gehoben. Und diejenigen, denen es gut geht oder die vorwärts kommen, sehnen sich nicht nach der Fremde. Daher die Stärke der Auswanderung nachweisbar in gleichem Verhältnisse zur Ausdehnung und Bedeutung wirtschaftlicher Krisen und selbst wirtschaftlicher Stagnation steht. Trotz der schnellen Bevölkerungszunahme in Deutschland finden alle Kräfte mehr oder minder vorteilhafte Verwendung, und solange der wirtschaftliche Aufstieg andauert, wird die Auswanderung schwach bleiben. Das wäre ein ausreichender Erklärungsgrund dafür, daß die Aufhebung des von der Heydt'schen Reskriptes, das die Auswanderung nach Brasilien erschwerte, keine Zunahme der Auswanderung dorthin zur Folge hatte. Deren ganz auffallend starke Abnahme aber deutet darauf hin, daß in Brasilien selbst Veränderungen eingetreten sein müssen, welche abschreckenden Einfluß ausübten. In der Tat, schon der zu Anfang der neunziger Jahre erfolgte Übergang des Kolonisationsdienstes von der Zentralregierung zu Rio de Janeiro auf die Regierungen der einzelnen Bundesstaaten mußte Störungen verursachen. Systemsänderungen waren die erste Folge. Das Verständnis für die Bedeutung der Kolonisation fehlte den Staatsregierungen in gleicher Weise wie die notwendigen Geldmittel. Die vorher für Einwanderer bewilligte freie Seefahrt wurde abgeschafft.

Dazu griff in leitenden politischen Kreisen eine fremdenfeindliche Strömung Platz. Die Nativisten gelangten zu maßgebendem Einflusse, und schließlich wurde sogar das Thema von der deutschen Gefahr zu einem stehenden Zeitungsstoffe.

Nur ein Brasilstaat verstand es beträchtliche Einwandererscharen anzuziehen, nämlich S. Paulo, das Kaffeeland. Dort langten in manchen Jahren mehr als hunderttausend Südeuropäer, vornehmlich Italiener, an und fanden bei den Pflanzern Arbeit. Für Germanen war das natürlich nichts, denn, um Plantagenarbeiter zu werden, wandert der nach eigenem Grundbesitz strebende Deutsche nicht aus. Ländern, in denen er nicht freier Bauer werden kann, bleibt er fern. Auch der preußischen Regierung erschien Plantagenarbeiterimport der Kaffeezone nicht geheuer, weshalb sie das von der Heydt'sche Reskript für Mittel- und Nordbrasilien in Kraft ließ. Die Paulistaner hätten ebensoleicht wie die Argentiner die ihnen zuströmende Masseneinwanderung zur Grundlage einer auf große Ziele gerichteten Wirtschaftspolitik machen können, aber dafür fehlte ihnen das Verständnis. Sie dachten nicht daran, eine rationelle Kolonisation in die Wegen zu leiten, die sich mehrende Bevölkerung seßhaft zu machen und so dem Wiederabfluß der Arbeitskräfte vorzubeugen. Zwar wurde alle paar Jahre eine kleine Musterkolonie gegründet; aber die ewigen Bevorzugten, die daselbst kleine Grundstücke erhielten, standen in gar keinem Verhältnisse zu den Tausenden, die keine passende Ansiedlung fanden. Der Überfluß an Arbeitskräften, die auf Staatskosten eingeführt wurden, verleitete die Pflanzer zu einseitiger Ausdehnung ihrer Kaffeekulturen. Bald entstand Überproduktion, die Kaffeepreise sanken, zahlreiche fazendeiros (Großgrundbesitzer) machten Bankrott oder blieben ihren Arbeitern die Löhne schuldig. Vergeblich nahmen die italienischen Konsulate sich der Interessen der Geschädigten an. Wo nichts wahr, konnte auch nichts mehr geholt werden. Die Italiener, an und sich mit Zugvogelnatur begabt, wanderten zu Zehntausenden wieder aus, teils zurück nach der Heimat, teils nach dem wirtschaftlich aufblühenden Argentinien. Und obwohl die paulistaner Staatsregierung den Plantagenarbeiterimport nach Möglichkeit in Gang zu erhalten suchte, um der notleidenden Landwirtschaft die unentbehrlichen Arbeitskräfte zuzuführen, blieb doch die Zahl der Auswanderer größer als die der Einwanderer. Aus Italien aber konnte man die letzteren nicht mehr rekrutieren, da die dortige Regierung ein Auswanderungsverbot für Brasilien erließ. Spanier, Polen, Türken, Syrier u. a. m. bilden seither den Grundstock der Einwanderer in São Paulo, und in neuester Zeit sind Verhandlungen mit Japan angeknüpft worden, um Kulis herbeizuziehen.

Nach Lage der Verhältnisse hatte es garnicht anders kommen können, als daß die Plantagenwirtschaft bei dem reichlichen Arbeiterangebote zu Monokultur und Überproduktion führte. Der fazendeiro wirft sich natürlich auf die einträglichste Kultur, und das war damals der Kaffee. Dieser beansprucht Prima-Boden. Sobald im Osten des Staates die geeigneten Ländereien mit Kaffeeanpflanzungen bedeckt waren, wurden im Westen neue Latifundien erworben, um daselbst Kaffeeplantagen anzulegen. Wo kein Kaffeeboden war, ließ man das Land unausgenutzt, und so kommt es, daß der Reisende in São Paulo ausgedehnte unkultivierte Landstriche im Osten wie im Westen und in bester Verkehrslage vorfindet. Bei Befolgung einer vorsorglichen Wirtschaftspolitik hätte man diesen Umstand benutzt, um die fluktuierende Arbeiterbevölkerung zu lokalisieren. Das brach liegende Land war im allgemeinen fruchtbar genug, um andere Kulturen mit Vorteil zu ermöglichen. Aber man bezog lieber Cerealien und andere Lebensmittel vom Auslande oder von

Südbrasilien her, als daß man im Staate selbst die Polykultur begünstigt hätte, die doch der späteren Krise einen großen Teil ihrer verheerenden Wirkung genommen hätte.

Erst als die verhängnisvollen Folgen der Überproduktion sich zeigten, begann man zur Einsicht zu kommen; und als der Bundespräsident Rodrigues Alves (1902—1906) in seinen Botschaften an den Nationalkongreß die Notwendigkeit betonte, das Land zu bevölkern und die Einwanderung zu begünstigen, glaubten viele, daß er eine neue Aera der Kolonisation in ganz Brasilien einzuleiten beabsichtigte. Aber es zeigte sich bald, daß er nur eine Begünstigung der großen Plantagenwirtschaft im Auge hatte. In São Paulo und anderen Staaten haben die fazendeiros selbst, in neuester Zeit eine rationelle Polykultur in die Wege zu leiten versucht, und die Einwanderung ist ihnen nur insoweit willkommen, als sie ihnen billige Arbeitskräfte liefert. Eben jetzt, am 3. Mai, hat Hr. Rodrigues Alves abermals den Nationalkongreß mit einer Botschaft eröffnet. Bei dem Interesse, das man in Deutschland für das Thema der brasilianischen Kolonisation hat, wird es lehrreich sein zu erfahren, was er bei der Gelegenheit darüber sagte:

„In dem Etat, der gerade in Kraft steht, habt ihr die Inangriffnahme von Maßregeln ermächtigt, welche auf eine Erleichterung der Bevölkerung unseres Bodens abzielen. Dieses Problem ist von hervorragender Wichtigkeit und hat uns schon viele Anstrengungen gekostet, sowie Opfer, die noch in der Liquidation begriffen sind. Ich denke, daß wir die Sache mit Vorsicht wieder angreifen müssen, indem wir ihr diejenige Gestaltung geben, welche unsere Erfahrung rätlich erscheinen läßt, und zwar mit Hilfe der Staaten und der Unternehmungen, die durch ihre Kapitalien an der wirtschaftlichen und kommerziellen Entwicklung jeder Zone interessiert sind. Die Eisenbahngesellschaften können dieses Ziel sehr fördern, und die Regierung ist bemüht, sie zur Mithilfe heranzuziehen. Es geschieht das nicht nur als Bedingung für den Abschluß neue Kontrakte, sondern auch durch Vereinbarungen mit den Bahngesellschaften, deren Linien schon in Betrieb sind.

„Es wird indessen nicht genügen den Einwanderer anzuziehen und ihm Arbeit zu verschaffen. Es wird unerläßlich für sein Wohl sein, ihn über unsere landwirtschaftlichen, sozialen und industriellen Verhältnisse zu belehren und ihm die Erlernung unserer Sprache zu erleichtern, deren Kenntnis ihm die kostbarste Hilfe im Produktenhandel gewähren wird.“

Die Sprache wurde dem Menschen bekanntlich verliehen, um seine Gedanken verschleiern zu können. Die obige Auslassung macht auf den Unerfahrenen sicher den Eindrnck, als ob sie von dem Thema handele, das wir mit dem Namen Kolonisation zu belegen pflegen. Und doch ist in Wirklichkeit überhaupt nicht die Rede von Dingen, die wir unter diesem Begriffe zu verstehen gewohnt sind. Selbst das Schlußwort über den Produktenhandel läßt sich auf Plantagenarbeiter beziehen, da diese als Entschädigung für das Reinhalten der Kaffeepflanzungen außer einer kleinen Summe in baar das Recht zur Anlage kleiner Felder für eigene Rechnung auf ihnen zugewiesenem Lande erhalten. Was von den gezogenen Nahrungsgewächsen über ihr eigenes Konsumbedürfnis hinausgeht, pflegen sie in den nächsten Städten zum Verkauf zu bringen.

In den Botschaften des Hr. Rodrigues Alves aus den vorherigen Jahren stehen ähnliche irreführende Äußerungen, deren wahren Sinn man erst versteht,

wenn man sie mit den ihnen entsprechenden späteren Handlungen in Verbindung bringt. Unter „Bevölkerung des Boden“ kann kaum etwas anderes verstanden sein als die Gründung neuer Latifundien, die mit importierten Plantagenarbeitern bewirtschaftet werden sollen. Wenn hierüber noch ein Zweifel herrschen könnte, so wird derselbe durch den Passus zerstreut, der von den „Opfern“ spricht, „die noch in Liquidation begriffen sind.“ Denn diese Liquidation bezieht sich auf die bundesseitlich gelösten Kontrakte mit privaten Kolonisationsunternehmungen, denen Vorgänger des Herrn Rodrigues Alves Konzessionen erteilt hatten. Die „Opfer“ sind die pekuniären Entschädigungen, welche die Bundesregierung an eben diese Unternehmungen für die erfolgte Kontraktlösung zu zahlen hat. Am gleichem Tage, an dem die Botschaft veröffentlich wurde, durchlief die Notiz die Zeitungen, daß einer dieser Unternehmungen gerichtlich eine Entschädigung von 3200000 Milreis (etwa 4300000 Mark zum heutigen Kurs) zugestanden worden sei. Ähnliche Millionenentschädigungen wurden anderen Kolonisationsunternehmungen zugesprochen.

Man läßt es sich also unter der gegenwärtigen Regierung (die übrigens am nächsten 15. November abläuft) beträchtliche Geldopfer kosten, um die Kolonisation zu verhindern, soweit durch dieselbe ein zahlreicher Kleingrungbesitzerstand geschaffen werden würde; während man allerdings gleichzeitig der Neuschaffung landwirtschaftlicher Großbetrieb günstig gestimmt ist. Unter solchen Umständen ist an eine wirksame Ablenkung der deutschen Auswanderung nach Brasilien natürlich nicht zu denken. So lange es an leichter Ansiedlungsmöglichkeit für kleine Landwirte fehlt, werden höchstens bemittelte Einzelpersonen oder kapitalkräftige Gesellschaften sich auf landwirtschaflichen Großbetrieb legen können. Und das ist in den letzten Jahren auch hier und da geschehen. Besonders Engländer und Nordamerikaner haben in Nord- und Mittelbrasilien bald die Ausbeutung von Gummiwäldern, bald regelrechten Pflanzungsbetrieb aufgenommen, und auch Deutsche sind ihrem Beispiele gefolgt.

Die deutschen Kolonisationsunternehmungen in Südbrasilien stehen leider nicht in kontraktlichem Verhältnisse zur Bundesregierung, so daß sie auch nicht in der Lage sind, sich auflösen zu lassen und Entschädigungsansprüche geltend zu machen wie die lusobrasilianischen. Sie müssen weiter arbeieen, so gut es geht, und auf bessere Zeiten hoffen, wollen sie nicht einen Verlust aufgewandter Kapitalien riskieren. Die Aussichten sind, solange den Einwanderern nicht beträchtliche Passagevergünstigungen gewährt werden können, oder solange man nicht das bisher übliche Kolonisationssystem zweckentsprechend ändert, nicht vielverheißend. Die Koloniegrundstücke sind recht eigentlich für selbstarbeitende kleine Leute berechnet. Der Wechsel von Berg und Tal in den zu besiedelnden Gegenden und die seit altersher gebräuchliche Aufteilung des Landes in schmale sehr lange Grundstücke, deren schmale Fornt nach dem Tale gerichtet ist, lassen nur stellenweise den Gebranch des Pfluges zu. Der Hauptteil der Felder muß mit der Hacke bewirtschaftet werden, selbst wenn nach Jahren die Wurzeln der gerodeten Bäume längst im Boden verfault sind. Bei der Fruchtbarkeit des Landes gewährt diese Kleinwirtschaft dennoch ausreichende Erträge, um Kolonisten mit geringen Lebensansprüchen — sobald einmal der sehr schwere Anfang überwunden ist — ein auskömmliches sorgenfreies Leben und wohl auch einige kleine Ersparnisse zu ermöglichen. Großwirtschaften findet man in Südbrasilien, wenn wir von der Viehzucht in der eampanha absehen, nur ausnahmsweise. Die Schweineschmalzproduktion, der Tabaksbau und in neuerer Zeit der Reisbau, sowie ferner Butter- und Käsewirtschaften sind indessen einträglich und recht

eigentlich für Großbetrieb geeignet. Natürlich gehören dazu wohl arrondierte Grundstücke und bei Reisbau leichte Bewässerungsmöglichkeit.

Daß bemittelte Elemente Deutschlands nach Südbrasilien auswandern, gehört zu den Seltenheiten. Für so kleine Leute aber, wie sie in den dortigen Kolonien am richtigen Platze sind, bedeuten gewöhnlich die Kosten der langen Seereise eine große Summe. In Anbetracht dessen genossen früher alle Einwanderer ohne Unterschied regierungsseitig gewährte freie Überfahrt, heute wird diese nur noch den nach São Paulo gehenden Plantagenarbeitern gewährt. Wenn es in Südbrasilien nicht etwa noch gelingen sollte ein Landaufteilungssystem zur Geltung zu bringen, das auch Auswanderern, die höhere Ansprüche stellen, eine höhere Zukunft eröffnet, so läßt sich nur wiederholen, was der verstorbene deutschbrasilianische Volksmann Karl Koseritz beständig predigte: „Wer an roheste Handarbeit gewöhnt ist, wird in Südbrasilien eine gedeihliche Zukunft finden; alle gebildeten und halbgebildeten Elemente aber gehen einer Enttäuschung entgegen und mögen uns vom Halse bleiben."

Nun ist richtig, daß dieser Ausspruch einen wunderbaren Eindruck macht. Wenn ein Land für Masseneinwanderung überhaupt geeignet erscheinen soll, so müssen nicht nur die untersten Arbeiterschichten, sondern auch die anspruchsvolleren Elemente daselbst eine Zukunft finden können. Nach den Vereinigten Staaten wandern Mitglieder jedweden Standes und Berufes aus und finden nach Überwindung einiger erklärlichen Anfangsschwierigkeiten, die mit ihrer Unkenntnis der Verhältnisse zusammenhängen, schließlich meistens ihr Fortkommen. Soll der deutsche Auswandererstrom überhaupt nach Südamerika abgelenkt werden, so wird dies nur unter der Voraussetzung gelingen, daß hier gleich gute Bedingungen des Fortkommens vorhanden sind oder geschaffen werden. In Argentinien sind sie vorhanden, in Südbrasilien aber müßten die Verhältnisse ein ganz neues Aussehen gewinnen, ehe es ebenfalls der Fall sein würde. Der Unterschied zwischen beiden ist der, daß in Argentinien ein wirklicher oder relativer Großbetrieb der Landwirtschaft, in Südbrasilien Kleinbetrieb herrscht. Und die Frage liegt nahe: ist denn in Südbrasilien kein Großbetrieb möglich, d. h. ist die Arbeit mit der Hacke nicht durch eine modernere Arbeitsmethode zu ersetzen? Von der Antwort, die wir auf diese Frage zu geben vermögen, wird die Entscheidung abhängen, ob, in wie weit und für wie beschaffene Auswandererelemente Südbrasilien ein empfehlenswertes Niederlassungsziel ist.

Zunächst muß der häufig geäußerten Anschauung entgegengetreten werden, daß sich die Urwaldländereien überhaupt nicht für landwirtschaftlichen Großbetrieb eignen. Diese Ansicht stammt aus mißlungenen Versuchen von Theoretikern her, die in Südbrasilien mit Lohnarbeitern wirtschaften wollten, ohne gleichzeitig arbeitsparende Ackergeräte zur Verwendung zu bringen. Ein Großbetrieb, in dem die Arbeiter die Hacke als vornehmlichstes Bodenbestellungsgerät verwenden, in dem die Ernte womöglich mit der Sichel, statt mit der Sense oder mit der Mähmaschine geschnitten wird, und wo zur Entkörnung von Mais, Reis usw. nur kleine Maschinen mit Handbetrieb verwendet werden, kann natürlich nicht rentieren, weil nicht mit dem gleichartigen Import aus Ländern oder Landstrichen konkurrieren, in denen landwirtschaftliche Massenerzeugung nach billiger arbeitendem System stattfindet. Den Beweis dafür liefert die Tatsache, daß der deutsch-brasilianische Bauer z. B. den Mais nicht so billig auf die eigenen Landesmärkte zu liefern vermag, wie es

durch den Import von Argentinien her geschieht. Und doch ist der brasilianische Urwaldboden im allgemeinen fruchtbarer als der argentinische Campboden und liefert entsprechend höhere Ernten. Die Arbeitsmethode mit der Hacke hat seinerzeit mit den aus Afrika importierten Negersklaven ihre Einführung in Brasilien gefunden und sich hier so eingebürgert, daß viele sie gewissermaßen für rationell und den Landesverhältnissen entsprechend halten.

Aber wenn wir einen Blick auf die heutige Landwirtschaft in São Paulo werfen, wo ja, wie erwähnt, die Polykultur hier und da an die Stelle der Monokultur (Kaffee) zu treten beginnt, gelangen wir schnell zu der Überzeugung, daß auch Urwaldländereien mit modernen Ackerbaugeräten vorteilhaft bewirtschaftet werden können. Zunächst sei erwähnt, daß der Urwald des paulistaner Westens an Mächtigkeit der Stämme und Schwierigkeit der Rodung in nichts den prächtigen Urwäldern nachgibt, welche das Itajahy- Tubarão-Gebiet in Santa Catharina oder das Missionengebiet in Rio Grande do Sul aufweisen. Die alten riograndenser Koloniegebiete wiesen und weisen nur stellenweise einen ähnlichen üppigen Waldbestand auf. Dennoch haben die paulistaner Pflanzer mit Erfolg große Urwaldstrecken in Feld verwandelt und bewirtschaften sie mit modernen Ackerbaugeräten und Lohnarbeitern. Allerdings lassen sie, außer wo es sich um Kaffeebau handelt, die steileren Bergabhänge unbenutzt. Es gibt ja so viele ausgedehnte Täler und schwachhügelige Landstrecken, daß man gar nicht begreift, weshalb man sich in Südbrasilien mit solcher Hartnäckigkeit darauf kapriziert, Land zu sparen und den Kolonisten Berge zuzuteilen, auf denen sie, außer mit der Hacke, nichts Vernünftiges anfangen können. Es ist dadurch zudem in den besiedelten Gegenden eine bedauerliche allgemeine Abholzung der Wälder verschuldet worden, die, wenn sie heute noch die steileren Höhenzüge bedeckten, einen höheren Wert an Nutzholz aufweisen würden, als der gegenwärtige Preis von Grund und Boden ausmacht.

Was den Produktentransport betrifft, so sind die Frachtspesen nebst allem, was drum und dran hängt, in São Paulo trotz des weitverzweigten Bahnnetzes nicht geringer als in Südbrasilien. Gewisse landwirtschaftliche Erzeugnisse, die niedrige Preise haben, lassen sich weder hier noch dort mit Vorteil nach entfernteren Konsummärkten schaffen. Mais, Bataten, Kartoffeln u. a. m. können nur in der mehr oder minder geringen Menge abgesetzt werden, die den regionalen Konsumbedürfnissen entspricht, es sei denn, daß Mißernten in irgend einem Teile des Landes die Preise in die Höhe treiben. Aber man setzt den erzeugten Produktenüberschuß durch Verfütterung in Fleisch und Schmalz um. In São Paulo wird hier und da Schweinezucht in größerem Maßstabe getrieben, und ebenso sind große Araminapflanzungen, Reis-, Baumwollen- und Zuckerrohrfelder vorhanden — alles auf gerodetem Urwaldboden. Die Feldbestellung geschieht nach den Prinzipien moderner Landwirtschaft und hat sich als rentabel erwiesen.

Die Schwierigkeiten, welche der Urwald darbietet, sollen keineswegs verkannt werden. Für Großwirtschaft genügt es nicht, die Bäume zu fällen, zu zerkleinern und durch Feuer nach Möglichkeit aus dem Wege zu schaffen. Bevor nicht auch die Baumstümpfe und größten Wurzeln einigermaßen aus dem Boden entfernt sind, kann der Pflug nicht in Tätigkeit treten, und ehe man in geraden Linien mit dem Dampfpfluge ackern kann, vergehen Jahre. Man nutzt die frischen Rodungen aus, so gut es die Umstände erlauben, und sie geben in den ersten Jahren so reiche Er-

träge, daß selbst die Bearbeitung mit der Hacke zum mindesten keine wirtschaftliche Unterbilanz schafft. Nach und nach aber verschwinden die Wurzeln und Stümpfe, der Pflug, die Säe- und Erntemaschine treten in ihre Rechte; und was die langwierigen Vorbereitungen zu diesem Großbetriebe an Spesen gekostet haben, bringen bei der Fruchtbarkeit des Bodens die Ernten vielfach wieder ein. Wenn man versichern hört, daß auf Boden bester Qualität der Mais schon tausendfältige Frucht gegeben habe, so erscheinen einem selbst bei viel geringerem Ertrage gerade diese Urwaldländereien vielversprechend — natürlich unter der Voraussetzung, daß es der Regierung gelingt billige Verkehrsverhältnisse zu schaffen, die den Massenexport gestatten. So lange das nicht der Fall ist, muß der Landwirt sich einträglicheren Produkten zuwenden, an denen vorläufig kein Mangel ist.

Auch Milch-, Butter- und Käsewirtschaften bginnen sich in São Paulo zu entwickeln. In dieser Beziehung aber ist das Hinterland von Rio de Janeiro am weitesten vorgeschritten. Die Butter, welche von der Serra da Mantiqueira auf den Markt gelangt, übertrifft an Wohlgeschmack die importierte Ware nicht nur, sondern auch die aus Südbrasilien stammende. Die in den südbrasilianischen Kolonien herrschende Kleinwirtschaft läßt diese auf den ersten Blick überraschende Tatsache erklärlich erscheinen. Was? die deutschen Bauern des Südens vermögen nicht gleich gute Butter zu liefern wie die lusitanischen Großgrundbesitzer des Hinterlandes von Rio de Janeiro? ist sicher die erstaunte Frage. Und doch ist es so und kann nach Lage der Verhältnisse gar nicht anders sein, weil der deutsch-brasilianische Bauer seine Arbeitskraft zu sehr verzettelt, mit einer großen Summe Fleiß und Betriebsamkeit nur ungenügende Erfolge zeitigt. Er und seine Familie arbeiten von früh bis spät in der roça, wie das dem Urwalde abgerungene Land genannt wird. Die Felder sind oft verhältnismäßig groß, wenn man überlegt, in wie primitiver Arbeitsform sie geschaffen wurden; aber sie erscheinen klein, sobald man sich vergegenwärtigt, was mit vervollkommneten Ackergeräten unter gleich großem Aufwande von Fleiß und Schweiß hätte geleistet werden können. Jeder hat einige Kühe, die sorgsam gepflegt werden. Aber viele Nachbarn müssen sich vereinigen, damit der Vendist (Krämer) von ihnen eine hinreichend große Menge Butter erhält, die von Zeit zu Zeit den Transport und Verkauf nach der Stadt lohnt. Und das im Laufe von Tagen aufgesammelte Mischprodukt vieler Wirtschaften kann nicht erste Qualität sein. Im Hinterlande von Rio de Janeiro wird im großen gearbeitet. Künstliche Futtererzeugung mit Pflug und Mähmaschine schafft Nahrung für einen großen Viehstand. Täglich wird gebuttert, die modernsten Einrichtungen garantieren die Reinheit des Produktes, und Eiskühlung erhält dessen Primä-Qualität aufrecht.

Ähnlich verhält es sich mit dem Käse. Die Minaskäse sind in ganz Brasilien berühmt und beliebt. Können die südbrasilianischen Bauern nicht ebenso vorzüglichen Käse liefern? O, gewiß, sie können es. Versuche im kleinen haben das längst erwiesen. Aber abermals tritt die Tatsache hervor, daß von einer großen Zahl Kleinwirtschaften her kein gleichmäßiges Produkt auf die Märkte geliefert werden kann. Es ist kein Verlaß auf die Qualität, der Käufer läuft stets Gefahr minderwertige Ware zu erhalten. Das drückt auf die Preise, entmutigt auch die Bauern, die gute Qualität erzeugten, und hindert die Entwicklung dieses landwirtschaftlichen Betriebszweiges. Eine Butter- oder Käsewirtschaft muß schon eine gewisse Größe der Produktion aufweisen, wenn sie in der Lage sein soll, sich einen zuverlässigen Kundenkreis zu erwerben und die von ihr gelieferte Qualität als

solche zur Geltung zu bringen. Das Genossenschaftswesen ist bisher vergeblich hier und da versucht worden. Es hat keine wesentliche Besserung gebracht — vielleicht weil unter den ganz eigenartigen Verhältnissen die Leiter der Genossenschaft nicht energisch durchgreifen konnten.

Läßt sich nun nicht verkennen, daß es für relativen Großbetrieb, wie er für mehr oder minder bemittelte Einwanderer passend wäre, an paulistaner und minenser Vorbildern nicht fehlt; ja, darf man sagen, daß z. B. in Bezug auf Schweinezucht und Reisbau in neuester Zeit auf Südbrasilien selbst bereits vereinzelt solche Vorbilder aufzuweisen beginnt, so wird doch die Frage der Landerwerbung oder der Ansiedlungsmöglichkeit noch einiger Erörterungen bedürfen. Die offizielle Kolonisationspolitik ist überall in Brasilien derart, daß sie auf Einwanderer, die gewisse Ansprüche stellen, abschreckend wirkt. In den Regierungskolonien Südbrasiliens ist für bemittelte Landwirte kein ersprießliches Arbeitsfeld zu finden. Einmal schafft die schon erwähnte Landaufteilung so unpraktisch veranlagte Grundstücke, daß eine rationelle Bewirtschaftung meistens unmöglich wird, und dann werden die einwandernden Nationalitäten (Italiener, Russen, Polen, Deutsche, Ungarn, Bulgaren, Griechen, Türken, Syrier usw.) mit Vorliebe kräftig durcheinander gemischt. Die Nachbarn verstehen einander oft nicht, es fehlt der Zusammenhalt, und das Leben erreicht nicht selten einen hohen Grad von Ungemütlichkeit, der sogar schon zum Auseinanderlaufen der Ansiedler und zum Wegzuge nach andern Gegenden Veranlassung gegeben hat. Auch ist der jährliche Zuzug von Ansiedlern so gering, daß diese langen Jahre in exponierter Lage verharren müssen, ehe die Gegend sich bevölkert und damit bequemere Absatz- und Verkehrsverhältnisse erhält.

Außerhalb der vorhandenen Regierungs- und der drei großen deutschen Privatkolonien sich anzusiedeln, ist aber eine riskante Sache. Die Grundbesitzverhältnisse sind nicht geregelt und daher sehr unsicher. Soeben wieder läuft eine Notiz durch die deutsch-brasilianischen Zeitungen, daß deutsche Ansiedler, die sich vor Jahren in Rio Grande do Sul auf vermeintlichem Privatland am Guazoré angekauft hatten, von ihren Grundstücken vertrieben werden sollen, außer wenn sie dieselben nochmals bezahlen. Die Regierung erklärt das betreffende Land für ihr Eigentum, obwohl ihre Beamten den Käufern seinerzeit regelrechte Besitztitel ausgestellt und von ihnen die gesetzmäßige Übertragungssteuer einkassiert hatten. Hunderte von ähnlichen Fällen sind im Laufe der neueren Zeit passiert, aber nur deutschen Kolonisten gegenüber, die sich hatten naturalisieren lassen und nun wehrlos der Willkür nativistischer Beamten preisgegeben sind. Gegen Italiener und Lusobrasilianer wagt man nicht derartig vorzugehen, denn sie besitzen Korpsgeist und wußten sich die sogenannten Landbereinigungskommissionen wirksam vom Leibe zu halten. Auch Ausländern wagt man derartiges nicht zu bieten, weil sie gegen Vergewaltigungs- und Geldauspressungsversuche natürlich sofort konsularen Schutz anrufen würden.

Die ländlichen Besitzverhältnisse sind in ganz Brasilien so verworren, daß oft zwei bis drei Personen gleichzeitig Eigentumsansprüche auf bestimmte Gebiete geltend machen können. Oft kann jede von ihnen Besitztitel aufweisen, die, wenn einzeln geprüft, selbst Rechtspersonen unanfechtbar erscheinen. Aber sobald unkundige Einwanderer das Land gekauft und unter Kultur gebracht haben, erscheint ein Besitzer mit älterm Rechten, und die Käufer sind geprellt. Den Verkäufer haftbar

zu machen ist so gut wie unmöglich, da der Staatsanwalt mit der Sache nichts zu tun hat und Zivilklage zu kostspielig, zeitraubend und meistens auch unwirksam ist. Unanfechtbar sicherer Besitz ist nur solches Land, das ins Torrensregister eingetragen ist. Wo ein Einwanderer anderes Land erwerben möchte, muß er die vorherige Eintragung ins Torrensregister verlangen; und wird dieser Forderung nicht entsprochen, so liegt die Sache oberfaul. Die Bezahlung der Transmissionssteuer und das amtlich ausgestellte Besitzdokument schützen nicht vor den wirksamen Ansprüchen, die etwa ein Inhaber älterer Besitzdokumente erhebt, als sie der Verkäufer besaß. Eine Art Verjährung gibt es nur bei Regierungsland. Daß diese bei der Landbereinigung in Rio Grande do Sul nicht anerkannt wurde, und daß ferner der private Verkauf von Regierungsland nicht ohne die betrügerische Mitwirkung von Regierungsbeamten hat erfolgen können, war das skandalöse bei der Angelegenheit. Es hat eine systematische Täuschung und Ausplünderung deutschredender Kolonisten stattgefunden.

Mit der nötigen Vorsicht aber läßt sich immerhin einwandsfreier Grundbesitz erwerben. Gleichwohl ist es angesichts der nativistischen fremden feindlichen Strömung, gerade in oberen Verwaltungskreisen, rätlich, sich für alle Fälle konsularen Schutz zu sichern. Alle übrigen Nationalitäten, einschließlich der italienischen Plantagenarbeiter, versäumen das selten. Die Deutschen ließen sich in ihrer Begeisterung für Brasilien früher mit Vorliebe naturalisieren, und erst seit sie in den letzten zehn Jahren durch wiederholte böse Erfahrungen gewitzigt waren, haben auch sie angefangen sich ihre heimische Staatszugehörigkeit zu bewahren. Das Mißtrauen über gewisse kluge Vorsichtsmaßregeln hinauszutreiben, wäre indessen unberechtigt. Die ländlichen Besitzverhältnisse lassen im ganzen lateinischen Amerika zu wünschen übrig, und unter schlechten Beamten leidet auch Nordamerika gelegentlich. Fremdenfeindliche Regungen im Volke wird der Ansiedler, falls er nicht etwa herausfordernd auftritt, kaum merken. Selbst wo sich Deutsche nicht in Gruppen, sondern vereinzelt unter lusobrasilianischen Grundbesitzern angekauft haben, kommen sie mit diesen im allgemeinen gut aus. Natürlich müssen sie es verstehen, sich in die Lebensformen und den Charakter der Nachbarschaft hineinzufinden. Der Brasilianer ist ein liebenswürdiger, gefälliger Nachbar und zuverlässiger Freund. Und die nativistischen Hetzereien, wie sie seit einiger Zeit zahlreich durch gewisse lusobrasilianische Blätter gegangen sind, tragen den Stempel der Kunstmache so deutlich an sich, daß man sagen darf, das Volksbewußtsein habe nichts damit zu tun.

Einige der führenden dieser Zeitungen stehen unverkennbar unter angelsächsischem Einflusse. Das Thema von der deutschen Gefahr wird nur angeschlagen, um dem deutschen Handel und der deutschen Unternehmungslust Schwierigkeiten zu bereiten. Die geistigen Urheber dieses Feldzuges gegen alles Deutsche halten dabei eine Taktik ein, die sich schließlich gegen sie selbst wenden muß. So liegen im Augenblick einige neue Brasilzeitungen vor, worin das Deutschtum verdächtigt wird, weil Deutsche in São Paulo angeblich vierzig Pflanzungen aufgekauft hätten, deren Besitzern nun nichts mehr übrig bleibe als Lohnarbeiter bei Fremden zu werden. Das ist eine gehässige Entstellung der Sachlache. Es hat sich feststellen lassen, daß im Laufe der letzten drei Jahre im ganzen 24 paulistaner Pflanzungen von Deutschen erworben wurden. Und diese Pflanzungen sind bezahlt worden, und zwar großenteils zu einem höheren Preise, als der Fall gewesen wäre, wenn keine Deutschen erschienen wären, um den angelsächsischen Aufkäufern Konkurrenz zu machen.

Diese handeln sehr unklug, Konkurrenten in der berichteten Form bei der Volksmasse, auf deren Urteilslosigkeit und Einfalt sie spekulieren, in Mißkredit bringen zu wollen. Denn gesetzt den Fall, daß es ihnen wirklich gelänge, eine nativistische Bewegung ins Leben zu rufen und zu gewaltätigen Äußerungen zu bringen, so wird dieselbe bei den Deutschen nicht stehen bleiben, sondern mit vermehrter Wucht sich gegen diejenigen wenden, die fühlbaren wirtschaftlichen Druck ausüben und mit ihren durch Einnahmenverpfändung gesicherten Darlehen, ihren garantierten Eisenbahnen und großen Landerwerbungen bereits halb Brasilien in der Tasche haben — gegen die Angelsachsen. Die brasilianische Bundesregierung weiß sehr wohl die Vorteile zu würdigen, die dem Lnnde daraus entspringen, daß den Angelsachsen in den Deutschen, Franzosen, Italienern, Belgiern und in letzter Zeit auch Östreichern Konkurrenten erwachsen sind, die dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, daß nicht ein Volk das Wirtschaftsmonopol im Lande ausübt. Die offizielle Haltung Brasiliens diesen Hetzereien gegenüber ist durchaus ablehnend und korrekt gewesen.

Wenn die Regierung gleichzeitig der Kolonisation abgeneigt, dagegen der Plantagenarbeitereinfuhr zugeneigt ist, so läßt sich das aus der persönlichen Sinnesrichtung des gegenwärtigen Bundespräsidenten erklären, der selbst paulistaner Pflanzer ist und von einer Kolonisationspolitik nach nordamerikanischem oder argentinischem Muster sich keine Vorteile für das Land verspricht. Er steht mit seiner Auffassungsweise nicht allein da. Die Lusobrasilianer sind niemals Handarbeiter gewesen, sondern daran gewöhnt mit Arbeitern zu wirtschaften; und viele wünschen, daß dieses Verhältnis so bleiben möge. Die erst im Jahre 1888 aufgehobene Sklaverei hatte der Arbeit den Stempel der Niedrigkeit aufgedrückt. Das freie Volk war nicht an Arbeit gewöhnt, und es entsprach den Umständen, wenn man seither bemüht war, die verlorenen Sklaven durch importierte Plantagenarbeiter zu ersetzen. Und tatsächlich ist es ja auch gelungen, die notleidenden Pflanzer damit größtenteils über Wasser zu halten. Daß man die Rückwanderung der importierten Italiener nicht durch kolonisatorische Maßnahmen zu verhindern oder doch einzuschränken suchte, war freilich ein großer Fehler und bedeutete für das Land eine beträchtliche Einbuße an produktiven Kräften und selbst an Kapitalien. Letztere aber anzuziehen ist man im übrigen bemüht. Bemittelte Einwanderer sind gern gesehen, sie mögen nun als Industrielle oder als Landwirte ihr Fortkommen suchen.

Daß dies für eine schnelle wirtschaftliche Entwickelung Brasiliens nicht genügt, ist klar. Der Staat Paraná ist der einzige, in dem man dies kürzlich erkannt hat. Dort sind vornehmlich Polen eingewandert, die als Kleingrundbesitzer sich recht wohl fühlen und im allgemeinen das Arbeitssystem mit der Hacke für durchaus nicht übel halten. Die Staatsregierung hat Ende letzten Jahres zwei österreichisch-ungarischen Dampfschiffahrtsgesellschaften (Lloyd und Adria) Subventionen bewilligt, um für österreichisch-ungarische Auswanderer nach Paraná die Überfahrt billiger zu gestalten. Das ist in der Tat das richtige Mittel, um eine Einwanderung von Leuten aus den unteren Arbeiterschichten zu fördern. Wäre die Überfahrt von Hamburg oder Bremen nach Santa Catharina und Rio Grande do Sul wesentlich billiger, als der Fall ist, so würden sicher manche deutschen Arbeiter, die heute der geringeren Kosten wegen nach Nordamerika auswandern, nach den Kolonien Hansa, Neu-Würtemberg oder Xingu gehen und sich wohl auch einigermaßen wohl dort wohl fühlen. Mit besseren oder anspruchsvolleren Elementen wird man in diesen

Kolonien stets unerfreuliche Erfahrungen machen, es sei denn, daß man das Kolonisationssystem ändert und den Anforderungen anpaßt, die von einigermaßen bemittelten und mehr oder minder landwirtschaftlich gebildeten Elementen nun einmal gestellt werden.

Zum Schlusse aber sei erwähnt, daß Dr. Affonso Renna, der neugewählte Bundespräsident, der am nächsten 15. November die Regierung übernehmen wird, für einen Freund der Einwanderung und Kolonisation gehalten wird. Vielleicht also wird in den öffentlichen Landbesiedelungsdienst alsbald wieder ein neuer Geist einziehen und die ins Stocken geratene deutsche Auswanderung nach Brasilien neuen Impuls erhalten.

Carl Bolle.

Paraguay.*)

Generalkonsul von Fischer-Treuenfeld schenkt uns die zweite Auflage seines bekannten und geschätzten Paraguay-Buches. Über Brasilien und Argentinien haben wir eine reiche deutsche Literatur, über Paraguay hat es bisher an einem zusammenfassenden deutschen Berichte gefehlt, der in sachlicher Weise über die Volkswirtschaft der südamerikanischen Republik berichtet. Herr von Fischer hat aus den zerstreuten und oft widerspruchsvollen Landesstatistiken und zahlreichen anderen Quellen mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit alles zusammengetragen, um dem Wirtschaftspolitiker, Kapitalisten, Landwirt, Industriellen, Handwerker und Auswanderungslustigen ein mustergültiges Nachschlagewerk und einen zuverlässigen Ratgeber zu bieten und hält jedenfalls, was er verspricht.

Gegenüber der ersten Auflage vom Jahre 1903, die schnell vergriffen war, haben wir diesmal einen starken Zuwachs, mehr als eine Verdoppelung, die hauptsächlich auf andere Anregungen und Anfragen zurückzuführen ist, welche in der Zwischenzeit an den Verfasser herantraten. Ein weiterer großer Vorzug der neuen Arbeit ist, daß sie durch Angaben der benutzten Quellen ausführlichere Einzelstudien in jeder Weise erleichtert.

Zuerst wird eine geographische Übersicht gegeben, mit Angaben über Topographie, Orographie, Hydographie und Erläuterung über Füsse und Wasserfälle, Schiffahrt, Seen und Bodengestaltung. Sodann wird dem klimatologischen Zustande ein Kapitel gewidmet, desgleichen der Geophysik und der Naturbeschreibung. Sehr interessant ist die historische Übersicht mit eingehenden Behandlungen der Zeiten der Konquistadores, der Tage des Jesuitenstaates und der Regierung des Diktators Lopez.

Uns interessiert vor allem, was der Verfasser über Kolonisation und Kolonien in Paraguay schreibt. Die europäische Einwanderung nach Paraguay ist bisher nur eine geringe gewesen. Das hat seinen natürlichen Grund in dem Umstande, daß Paraguay mehr als ein Menschenalter hindurch — seit 1870 — mühsam daran zu arbeiten hatte, die ihm durch einen langjährigen blutigen Krieg geschlagenen Wunden zu heilen. Die Regierung der Republik hatte zuerst ganz bedeutende Summen zur Heranziehung von Kolonisten geopfert. Freie Überfahrt, Land, Vieh, Werkzeug und selbst ein Tagegeld für die ersten 18 Monate sind bewilligt worden. Herr von Fischer verschweigt nicht, daß durch solches Verfahren

*) Paraguay in Wort und Bild. Eine Studie über den wirtschaftlichen Fortschritt des Landes von R. v. Fischer-Treuenfeld, Generalkonsul von Paraguay für das Königreich Sachsen, Comendador usw. Zweite stark vermehrte Auflage. Mit einer Karte von Paraguay und dem Chaco nebst einer Skizze von Südamerika sowie 30 Abbildungen. Berlin 1906. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—71. Preis: Mark 5,—.

auch viele vollständig untaugliche Elemente in das Land gezogen wurden, für die die Regierung am Ende noch Aufwendungen machen mußte, um sie wieder los zu werden.

Maßgebend sind heut die Bestimmungen des Einwanderungsgesetzes vom 14. Oktober 1903. Es betrachtet als Einwanderer alle diejenigen arbeitsfähigen Ankömmlinge unter 50 Jahren, die zum ersten Male nach Paraguay kommen und die Absicht hegen, sich im Lande niederzulassen. Der Einwanderer hat durch ein Beglaubigungsschreiben, das von dem Paraguayer Konsul oder einem bestätigten Einwanderungsagenten seines Heimatortes auszustellen ist, den Nachweis seiner bisherigen guten Führung, sowie auch den Nachweis über seine Fähigkeit als Landwirt, Industrieller, Handwerker, Künstler, Mechaniker, Lehrer, Elektriker, Ingenieur, oder in irgend einer anderen Tätigkeit zu führen. Die Regierung behält sich das Recht vor, die Einwanderung zu fördern oder zu hindern. Freie Fahrt wird nur noch zwischen den La Platahäfen und Paraguay gewährt. Jeder auf eigene Kosten kommende Einwanderer, der ein bares Vermögen von etwa 200 Mk. für sich allein, oder die Hälfte für jedes erwachsene männliche Familienmitglied nachweist, erhält eine Freikarte zweiter Klasse für seine Fahrt von einem beliebigen Hafen des Rio de la Plata oder des Paraná. Ebenso braucht er die Kosten für die Ausschiffung im Ankunftshafen für Personen, Gepäck und Arbeitsgerät nicht zu tragen. Ferner wird freie Unterkunft und Beköstigung auf Regierungskosten bis zum achten Tage nach der Ausschiffung gewährt. Später müssen die Kosten für tägliche Verpflegung und Unterkunft entrichtet werden. Die eingeführten persönlichen Gebrauchsgegenstände, Möbel, Hausrat, Sämereien, Landwirtschaftsgeräte, Werkzeuge, Rassetiere, ein Jagdgewehr für jeden männlichen Erwachsenen sind vom Zolle befreit. Außerdem werden die Einwanderer auf Staatskosten vermittels der Eisenbahn oder auf dem Wasserwege nach jedem, irgendwie erreichbaren Ort, innerhalb der Republik befördert. Auch erteilen die Regierungs- und ihre Einwanderungsämter, sowie deren Agenten kostenlose Auskunft. Man sieht hieraus, daß die Regierung der Republik Paraguay die Einwanderung nach jeder Richtung hin begünstigt. Sie gestattet auch nationale geschlossene Ansiedlungen, wenngleich sie natürlich eine Vermischung und Assimilierung der Eingewanderten mit den Landesbewohnern wünscht. In keiner Weise aber wird heute freies Land, Unterstützung von Vieh, Geräte oder Geld gewährt, wie das früher der Fall war.

Die Preise für Ländereien sind in den letzten Jahren andauernd gestiegen, sie sind aber besonders im Vergleich zu den Landpreisen Argentiniens immer noch niedrig. Urwald wird im Werte nicht so hoch eingeschätzt, als baumloser Kamp. Gutes Ackerland in Losen von 20 bis 40 ha kostete im Jahre 1905 gewöhnlich 8 bis 10 Mk. der ha, wenn das Land nicht zu nahe bei der Hauptstadt Asuncion liegt. Dort sind natürlich die Preise wesentlich höher. Bei kleinen Anzahlungen erhalten die Einwanderer die Restbeträge gestundet. Der endgültige Rechtstitel wird aber nicht eher erteilt, als bis ein beträchtlicher Teil vollgültig bebaut ist.

Als vorwiegend deutsche Kolonien gelten San Bernardino, Hohenau, Nueva-Germania, Puerto Max und Elisa Colonia Gaboto. Erwähnt sei, daß auch einige Kolonien auf kommunistischer Grundlage bestehen, oder bestanden haben, gegründet von australischen Sozialisten. Doch sind die Erfolge dieser Unternehmungen sehr fraglich. Von der Kolonie Cosme schreibt der Verfasser, daß trotz des fruchtbaren Bodens und mancher lobenswerter Eigenschaften

der Kolonieverwaltung, die viel gepriesene kooperative Gleichberechtigung nicht die Anziehungskraft auszuüben vermochte, die man nach dem hochtrabenden Programm hätte erwarten sollen. Wenn Herr von Fischer von der Kolonie Neu-Australien, von der sich übrigens Cosme abgezweigt hat, hofft, daß es seine schmerzhaften Kinderkrankheiten glücklich überstanden hat, so will mir das nach der Lektüre der Geschichte dieser Kolonie nicht recht überzeugend scheinen. Es ist ein Herumtappen und Herumexperimentieren ohne Konsequenz — und mit dem einzigen Erfolge, daß zwischen den Kolonisten dauernde Streitigkeiten herrschen.

Nun zu einer Würdigung der deutschen Kolonien. Die älteste ist **San-Bernardino** und wurde 1883 mit direkt von Deutschland eingewanderten Kolonisten besiedelt. Im Jahre 1898 wurde der ursprüngliche Koloniegrund erweitert. Die Kolonie liegt inmitten einer herrlichen Vegetation auf einer Anhöhe an den romantischen Ufern des Ypacaraysees und ist von der Hauptstadt Asuncion in einer Stunde Eisenbahnfahrt und zwei Stunden Dampferreise zu erreichen. 1886 zählte die Kolonie San-Bernardino 382 Bewohner, 1899 schon 823 und im Jahre 1901 bereits über 1200 Seelen, wovon ein reichliches Drittel, wenn nicht die Hälfte Deutsche sind. Jedenfalls sollen im Jahre 1904 135 deutsche Haushaltungen gezählt worden seien. Es befanden sich 5 Hotels und 3 Ärzte am Ort, ferner 2 deutsche Schulen für Knaben und Mädchen. Heute ist San-Bernardino weniger Ackerbau-Kolonie, als ein Ausflugs- und Luftkurort, dessen Bevölkerungszusammensetzung sich natürlich modifiziert hat. Der Ort wird jährlich während der Wintermonate von zahlreichen Fremden aus dem südlichen Argentinien besucht, die das milde Klima Paraguays dem unfreundlichen, rauhen argentinischen Winter vorziehen. Die Deutschen in San-Bernardino unterhalten mehrere gesellige Vereine, wie „La Patria", „Deutscher Verein San-Bernardino", einen Schützen- und einen Gesangverein.

Die bekannteste Kolonie im deutschen Reiche ist die im Jahre 1887 von Dr. Bernhard Foerster gegründete **Nueva-Germania**. Auf ein zwischen zwei schiffbaren Flüßchen gelegenes Land, das für fruchtbar galt, zogen im September 1887 die ersten Ansiedler und schon im Juni 1888 wurden 40 deutsche Familien mit 160 Köpfen gezählt. Der glänzende Erfolg blieb aber nicht von Dauer. Allerlei Widerwärtigkeiten und Mißgriffe, unter denen der opfer- und arbeitsfreudige Vorkämpfer einer großen deutschen Wirtschaftspolitik körperlich und geistig zusammenbrach, (Dr. Foerster starb ganz plötzlich am 3. Juni 1889) schädigten das Unternehmen.

Die „Sociedad Colonizadora Nueva-Germania en el Paraguay" trat sein Erbe an. Sie mußten bald die praktische Erfahrung machen, daß wohl die abgeschlossene Lage der Kolonie sie für eine rein-deutsche Siedlung außerordentlich geeignet mache und die Qualität des Bodens als hervorragend bezeichnet werden mußte, daß aber durch die weite Entfernung von Absatzhäfen der Kolonist nicht in die Lage kam, die Erzeugnisse seines Fleißes gegen Geld und Geldeswert einzutauschen. Dazu kamen Fehlgriffe in der Wahl der Kulturpflanzen. „Es war ein nutzloses Arbeiten, ein Schwimmen gegen den Strom; die so hoffnungsvoll angelegte Kolonie mußte zerfallen." Die weiten und umständlichen Transporte nach Asuncion machten den Anbau von Tabak, Baumwolle, Mais und Zuckerrohr unrentabel, auch vernichteten Nachtfröste die Kaffeepflanzungen. So manche Landwirtschaft zerfiel und ein großer Teil der enttäuschten Kolonisten zog sich polternd

zurück und da unter ihnen viele waren, die mit der Feder besser bescheid wußten als mit Axt und Hacke, so gab es eine Zeit lang im deutschen Vaterlande eine Reihe von verärgerten Büchern über die Kolonie Nueva=Germania.

Anders bewährte sich unter Führung des Herrn Frd. Neumann ein kleiner Kern getreuer Kolonisten, die anstatt die Flinte in das Korn zu werfen, darüber nachsannen, andere Landesprodukte ausfindig zu machen, welche Nueva=Germania doch noch eine Zukunft sichern könnten. Dieses Mittel wurde in der kulturmäßigen Anpflanzung des bisher nur wildwachsenden Yerbabaumes (Ilex paraguayensis) gefunden, in der Voraussicht, daß die jährlich steigende Nachfrage und die durch Raubbau geschädigten Bestände der wildwachsenden Bäume der Yerbakultur eine lohnende Zukunft sichern. Nach sechs= bis achtjährigem rastlosen Experimentieren, den Samen keimfähig zu machen und die Pflänzlinge entsprechend zu behandeln, zählte Nueva=Germania zu Anfang des Jahres 1902 bereits 52000 Yerbabäume und im Jahre 1905 307000 Bäume im Felde, nicht zu rechnen die nach Hunderttausenden zählenden Pflänzlinge in den Samenbeeten. Mit diesen sich jährlich steigernden Beständen hat die Kolonie angefangen, einen erheblichen wirtschaftlichen Wert zu repräsentieren.

Im Sommer 1901 ergaben die fünfjährigen Bäume die erste Ernte, für welche in Asuncion sofort ein höherer Preis (50 Pfg. anstatt 45 Pfg.) als für wildwachsende Yerba gezahlt wurde. Im Jahre 1903 war eine Ernte von 8760 kg zu verzeichnen, die 1904 auf 30000 kg stieg und sich in schnell zunehmender Proportion mehren wird, da nun jährlich 50000 Pflänzlinge aus den Samenbeeten zur Anpflanzung kommen. Da diese Kultur somit als Großbetrieb praktisch erwiesen ist, so bleibt es nur eine Frage der Zeit, bis sich ausländisches Kapital zu Yerbaanpflanzungen im großen Stile entschließen wird. Zu wünschen wäre, daß diese Kultur, die soweit ausschließlich das Ergebnis deutscher Intelligenz und Ausdauer gewesen ist, auch deutschem, unternehmendem Kapital zugute käme.

Ohne die Yerbakultur in Betracht zu ziehen, gibt es in Paraguay viel günstigere Kolonielagen als Nueva=Germania, doch als Yerba pflanzende Kolonie ist die Lage vortrefflich, denn sie bildet den dem Weltverkehr am nächsten gelegenen ausspringenden Winkel der natürlichen Yerbales, während westlich von der Kolonie die Ilex paraguayensis schon nicht mehr einheimisch ist, so daß Anpflanzungen am Paraguay=Fluß oder im Südwesten des Landes nicht ohne Risiko bezüglich des Bodens, Klimas, der Lage usw. sein dürften.“

Neu=Deutschland (Nueva=Germania) ist übrigens die deutscheste aller deutschen Kolonien Paraguays und befindet sich wieder in einer aufsteigenden Bewegung. Der Verfasser unseres Buches äußert allerdings den Wunsch, daß ein stärkerer und frischerer Zuzug in die Kolonie käme. Sie leidet indessen noch immer unter dem Ruf ihrer früheren Mißgeschicke, verdient aber alle Anerkennung, da sie sich aus eigener Kraft ohne Beihilfe des Staates und ohne Kreditnahme selber auf den wirtschaftlichen Weg gebracht hat. Nebenher ist zu berücksichtigen, daß eine Ansiedelung mit wertvollen Baumanpflanzungen wie sie die Yerbakultur erfordert, an und für sich eine sicherere Bürgschaft für dauerndes Bestehen bietet als Ackerbaukolonie mit jährlich erneuerten Kulturen.

Herr von Fischer schließt seine Betrachtungen mit nachstehenden Sätzen:

„Unter dem alten System ging Neu=Germanien noch vor wenigen Jahren der Gefahr der Auflösung entgegen; nach dem neuen ist die Zukunft der Kolonie eine gesicherte und vielversprechende, denn die Bäume, die schon jetzt (1906) im Felde

stehen, sichern der Kolonie ohne Zuwachs neuer Anlagen bereits in drei bis vier Jahren Jahresernten von 400000 kg, die noch durch neu hinzugefügte Kulturen in ein fast unbegrenztes Vielfaches gesteigert werden können und es sicherlich auch werden."

Colonia Elisa am Hafen von San-Antonio 15 km südlich von Asuncion gelegen, wurde von der „Banco del Paraguay y Rio de la Plata" gegründet, ging aber später in den Besitz eines Herrn Emil Johannsen über. Ihr größter Vorteil ist die geringe Entfernung von der Hauptstadt, die stets ein williger Abnehmer für die Erzeugnisse der Kolonieprodukte ist und die günstige Lage am schiffbaren Rio Paraguay. Die Bewohnerschaft setzt sich aus Deutschen und Skandinaviern zusammen. Man treibt Gartenkultur und Waldwirtschaft; der Viehbestand ist nur gering. Die Kolonie zählte 1903 bereits 285 Seelen. Von 60 ansässigen Familien sprechen 14 deutsch. Über die Kolonie Elisa sprach sich vor einiger Zeit Dr. Kemmerich in der „Paraguay Rundschau", die in Asuncion erscheint, aus:

„Die Kolonie ist zwar klein und umfaßt nur 800 ha, aber die 60 dort ansässigen Familien, von denen 14 deutschsprechende sind, befinden sich glücklich, zufrieden und verdienen alle ohne Ausnahme mit ihrem Fruchtbau ein für ihre Verhältnisse schönes Stück Geld. Kein einziger will wegziehen, aber alle wollen ihren Landbesitz mit dem erworbenen Gelde in der Nachbarschaft vergrößern. Zehn bis fünfzehn Hektare, die ein jeder Kolonist hat, ist nur ein kleiner Besitz, aber bei der erstaunlichen Fruchbarkeit des roten, bis schokoladefarbigen, sandiglehmigen Bodens und der Nähe der Stadt läßt sich sehr viel an Bananen, Ananas, Apfelsinen und Luzerne erzielen."

Die **Colonia Gaboto** wurde im Sommer 1899 besiedelt. Das ganze aber war ein Fehlschlag, weil der Unternehmer nicht leistungsfähig genug war, und die Zuwanderer wieder abzogen. Sodann hat die Regierung der Republik das Unternehmen in die Hände genommen. Indessen kann auch heute von irgend welchen Aussichten nicht die Rede sein. Im Jahre 1905 hat ein außergewöhliches Hochwasser den größten Teil der Kolonie überschwemmt, sodaß sie zu Ende des Jahres nur noch aus sieben europäischen und dreißig paraguayer Familien bestand. Wieviele davon Deutsche sind, ist nicht zu ersehen.

Puerto Max liegt im Gegensatz zu den erwähnten subtropischen Kolonien jenseits des Wendekreises in einer Zone dichter Quebrachowälder, deren ganze Umgebung den Namen „Itapucumi" führt.

Eine in Asuncion ansässige deutsche Ausfuhrfirma Cramer, Weyer und Müller läßt in den ausgedehnten Waldungen die mächtigen Stämme harter Hölzer schlagen und mittels Ochsenkarren einer am Paraguay-Fluß gelegenen Schneidemühle zuführen. Unser Buch sagt nicht, wieviel von den 800 Köpfen Deutsche sind. Wir können aber, da er Puerto Max ausdrücklich als eine Siedelung Deutscher bezeichnet, annehmen, daß es ihrer nicht wenige sind.

Am Alto-Parana dem Grenzfluß gegen die argentinische Provinz Misiones finden wir die Kolonie **Hohenau**, die gutes Wald- und treffliches Wiesenland besitzt und sich auch durch günstige Lage an dem erwähnten Fluß auszeichnet. Gegenüber liegt übrigens eine argentinische Kolonie Corpus, die etwa 100 Familien, meistens Polen, hat. Das Waldland liegt hoch, ist reich an Wasser, aber dabei sumpffrei und fruchtbar. Vorzüglich ist auch der Kamp. Durch ein Gesetz vom Jahre 1898 erhielt die Regierung die Ermächtigung, den Unternehmern, den Herren Karl

Reverschon und Cloß, später Reverschon und Schoeller 30000 ha Land in einem Komplex kostenlos zur Verfügung zu stellen. Außerdem ist die Kolonie bis zum Jahre 1914 von allen Grundsteuern befreit und es genießen alle Maschinen, Möbel, Ackergeräte, Sämereien und dergl. für den Gebrauch der Kolonisten Zollfreiheit. Ferner ist Lehrfreiheit in deutscher Sprache mit Ausnahme der Fächer Erdkunde, Geschichte und spanische Grammatik gewährleistet. Desgleichen garantierte die Regierung den Kolonisten Unabhängigkeit bei den Wahlen. Dafür übernahmen die Besitzer der Kolonie eine Reihe von Verpflichtungen zur Erschließung und Bebauung des Bodens. Außerdem sind die Kolonieunternehmer verpflichtet, die Hälfte der Lose für die Ansiedelung eingeborener Familien unter den gleichen Bedingungen zur Verfügung zu halten. Von Anfang an bestand der Plan, da es sich um schwere Urwaldkolonisation handelte, in den ersten Jahren eine europäische Einwanderung möglichst zu vermeiden, dagegen einen Grundstock Deutsch-Brasilianer aus Rio Grande do Sul, die sich einen neuen Herd gründen wollen, heran zu ziehen. So waren denn die ersten Kolonisten im Jahre 1899 13 Deutsch-Brasilianer. Sie überwogen auch im Jahre 1905 mit 146 unter den 258 Bewohnern. Dazu kommen noch 40 Reichsdeutsche. Die deutsche Schule von Hohenau zählte im Jahre 1905 etwa 46 Kinder und hat wohl inzwischen die Zahl 70 erreicht. Der großen Entfernung wegen wird die Errichtung einer zweiten deutschen Schule erforderlich werden. Herr von Fischer glaubt, daß man annehmen darf, die günstigen Verhältnisse der Kolonie Hohenau werden dazu führen, „daß sich die junge Heimstätte deutschen Fleißes recht bald zu einem kräftigen Stamme in dem heranwachsenden Garten deutscher Kulturstätten Südamerikas emporschwingen werde.“

Aus unserem Werke entnehmen wir, daß Paraguay, wie alle südamerikanischen Republiken, Kapital und arbeitsfreudige nicht ganz unbemittelte Einwohner nötig hat. Das Land wird noch manches zu tun haben, um seine Transportfähigkeit zu verbessern und seine Währungsverhältnisse zu sichern. Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung ist allerdings dauernde politische Ruhe; daß diese in absehbarer Zeit nicht gestört wird, darf man aus den Darstellungen dieses Werkes des Herrn von Fischer entnehmen und unter den südamerikanischen Republiken, die für die deutsche Auswanderung und das deutsche Kapital ein Feld der Betätigung bieten, auch Paraguay nennen.

Henoch.

Die koloniale Wirksamkeit Heinrich v. Kusserows nach seinem Rücktritt vom Hamburger Gesandtenposten

(Nachdruck verboten!)

Nachdem der Wirkl. Geh. Rat v. Kusserow Ende Juni 1890, also etwa 3 Monate nach der Entlassung Bismarcks, aus dem diplomatischen Dienste ausgeschieden war, siedelte er zunächst von Hamburg nach Berlin über, verlegte aber bereits nach 1½ Jahren das Domizil nach seinem am Rhein gelegenen Schlosse Bassenheim. Weshalb er zunächst politisch gar nicht hervortrat, ersehen wir aus einem Briefe, welchen er am 16. November 1894 von dort an den früheren Leiter des Deutschen Kolonialvereins, demnächst Statthalter in Elsaß-Lothringen, Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg richtete. Nachdem Kusserow der Hoffnung Ausdruck gegeben hatte, daß die deutsche Kolonialpolitik unter dem dritten Kanzler, dem Fürsten zu Hohenlohe Schillingsfürst, wieder mit staatsmännischer Liebe behandelt werden würde, heißt es weiter: „Eure Durchlaucht haben hoffentlich nicht mißdeutet, warum ich mich auf diesem Gebiet in den letzten Jahren ganz zurückgehalten habe. Unter der Kanzlerschaft des Grafen von Caprivi, dessen erklärte Abneigung gegen mich als seine bête noire wegen des im Frühjahr 1884 vollzogenen Übergangs von einer verschämten zur zielbewußten aktiven Kolonialpolitik auch Eurer Durchl. vielleicht nicht ganz unbekannt geblieben ist, mußte ich mir volle Entsagung auferlegen. Durch ein meinen Überzeugungen entsprechendes Auftreten würde ich mich, als Gesandter zur Disposition, persönlich der Stirumisierung*) ausgesetzt haben, ohne der Sache nutzen zu können.

Für alle Fälle glaubte ich angesichts der meiner früheren Tätigkeit von Eurer Durchlaucht in vielen Briefen, deren Besitz mich stolz macht, gezollten Anerkennung, Eurer Durchlaucht bei Hochderen Ausscheiden aus Ihrem kolonialpolitischen Wirkungskreise meine Passivität während der letzten Jahre persönlich erklären zu sollen und dies mir selbst schuldig zu sein, weil ich zu hohen Wert auf den ungeschmälerten Fortgenuß der von Eurer Durchlaucht mir vielfach bekundeten guten Meinung lege."

Der Statthalter Fürst Hohenlohe-Langenburg dankte Kusserow für die vorstehenden Zeilen: „Ich begreife, daß Eure Exzellenz keine große Lust verspürt haben, an der Tätigkeit der Kolonial-Gesellschaft teilzunehmen, solange wir die Überzeugung haben mußten, daß man unseren Bestrebungen eben nur widerwillig folgte. Das wird aber, denke ich, jetzt anders werden und da sollten Sie nicht zögern, Ihre bewährte Kraft der Sache zu widmen. Wir besitzen wahrlich keinen Überfluß an Männern in der Gesellschaft, die mit Ernst, Sachkenntnis und einem

---

*) Über den Grafen zu Limburg-Stirum, preußischen Gesandten z. D., wurde wegen eines Angriffs auf die Caprivische Politik in der Presse ein Disziplinarverfahren eingeleitet.

weiten Blick die kolonialen Bestrebungen zu fördern verstehen. Es sollte mich sehr freuen, wenn ich hören würde, daß Sie an den Arbeiten der Gesellschaft Anteil nehmen." (Schreiben d. d. Langenburg d. 22. Nov. 1894.)

Von jetzt ab beteiligte sich Kusserow lebhaft an den Vorstandssitzungen der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin, sowie bei den Abteilungen in Düsseldorf und Hamburg durch die Stellung von Anträgen und durch Eingreifen in die Diskussion. Am 1. Mai 1897 richtete Kusserow aus Schloß Bassenheim an den Divisions-Pfarrer und Schriftführer des Rheinischen Verbandes des evangelischen Ost-Afrika-Vereines Herrn Tabarius in Koblenz das nachstehende Schreiben:

„Zu meinem lebhaften Bedauern bin ich nicht im Stande der freundlichen Einladung zur Teilnahme an der Sitzung des Komitees zur Einrichtung einer deutschen Kolonialschule am 3. d. M. Folge zu leisten. Nachdem ich von der am 17/3. d. J. zu meiner Orientierung über die Bestrebungen und praktischen Ziele des Komitees mir übersandten Denkschrift Kenntnis genommen und ich den Vorzug gehabt habe, die Angelegenheit persönlich mit Eurer Hochehrwürden zu besprechen, teile ich vollkommen die Ansicht von dem Bedürfnis der ins Auge gefaßten Unternehmung. Insbesondere habe ich mich auch überzeugt, daß infolge des gesonderten Vorgehens des „Afrika-Vereins deutscher Katholiken" eine analoge Tätigkeit von protestantischer Seite nicht nur in konfessionellen sondern auch in deutsch-kolonialen Interessen unvermeidlich geboten ist. Die in der Denkschrift niedergelegten Vorschriften scheinen nur geeignet, um zunächst in der Heimat, alsdann in unseren Schutzgebieten die Lehrkräfte unseres evangelischen Glaubens für die kulturelle Entwicklung unserer Kolonien dienstbar zu machen, ohne auf protestantischer Seite zu einer unerwünschten Verschärfung konfessioneller Gegensätze Anlaß zu geben. Ich entspreche deshalb mit Vergnügen der Aufforderung, dem Komitee beizutreten und darf Euer Hochehrwürden um die Gefälligkeit bitten, dies für mich in der bevorstehenden Sitzung erklären und mich gleich in derselben vertreten zu wollen."

Am 7. Mai 1897 richtete Kusserow aus Bassenheim an den neuen Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg die Bitte, den Entwurf zu einem Antrage, den er in der Flottenfrage womöglich mit der Abteilung Hamburg, sonst im eigenen Namen mit der erforderlichen Unterstützung von 20 Mitgliedern in der demnächstigen Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in München zu stellen beabsichtigte, einer Durchsicht zu unterziehen, und eventuell mit seinem Placet zu versehen. „Wie ich vertraulich bemerken darf, hatte ich vor vier Wochen Gelegenheit dem Herrn Reichskanzler meine Absicht persönlich im allgemeinen mitzuteilen und konnte mich überzeugen, daß Fürst Hohenlohe über den Gedanken, eine kräftige Agitation wegen der Flottenfrage gerade in Süddeutschland in die Wege zu leiten, sehr erfreut war.

Meines Erachtens ist es an der Zeit, daß die Deutsche Kolonialgesellschaft selbst sich nicht mehr auf bloße Kundgebungen zu Gunsten der notwendigen Ergänzung unserer Marine und auf Äußerungen des Vertrauens zu der Einsicht des Reichstags beschränkt, nachdem dasselbe wiederholt getäuscht worden ist, sondern daß die Gesellschaft selbst handelnd in die Arena tritt, um die für eine Reichstags-Mehrheit noch fehlenden Stimmen baldmöglichst gewinnen zu helfen.

Das in dem Antrag von mir vorgeschlagene Mittel verursacht der Gesellschaft die geringsten Kosten, macht hierzu alle Abteilungen mit ihren Mitgliedern und ihrem Einfluß auf andere an der Flottenfrage interessierte Kreise mobil und scheint mir

den Eingang erheblicher Mittel, sowie wertvoller Arbeiten und Aufsätze zu sichern, deren zweckgemäße Verwendung nach meinem Vorschlag in die Hand des Ausschusses der Zentrale gelegt wird."

Der Herzog Johann Albrecht war mit der Tendenz des Kusserow'schen Antrages einverstanden; er legte nur Wert darauf, daß durch die Fassung derselben nicht eine politische Partei, etwa das Zentrum zum Verlassen der Kolonialen Fahnen gezwungen würde. „Ich würde dringend bitten, die persönliche Empfindlichkeit der Herren, unserer kolonialen Verbündeten zu schonen, die nur dem Parteidrucke sich fügen müßten."

Welch' hohes Vertrauen im übrigen der Herzog Johann Albrecht auf Kusserow setzte, beweist der Umstand, daß er den letzteren (9. Mai 1897) bat, zu seiner Unterstützung die Stelle eines geschäftsführenden Vizepräsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft zu übernehmen, für welche Ehre Kusserow leider danken mußte, da damit die Notwendigkeit einer Zurückverlegung seines Domizils nach Berlin verbunden gewesen wäre.

Am 12. Juni 1897 hielt Kusserow auf der ordentlichen Generalversammlung in München seinen ersten großen Flottenantrag, dem solche am 13. und 15. Septbr. in Berlin und Dresden folgten; die von ihm gestellten Anträge wurden überall zum Beschlusse erhoben.

Am 23. Septbr. 1897 schrieb Kusserow aus Bassenheim an den Reichskanzler Fürsten Hohenlohe Schillingsfürst nach Aussee:

„Eure Durchlaucht wollen mir verzeihen, wenn mein hier gefesselter Diensteifer und Patriotismus mich zur unerbetenen Äußerung eines vielleicht nach Lage der gesamten politischen Verhältnisse, die ich nicht zu übersehen vermag, nicht praktischen Gedanken treibt. Es verfolgt mich die Besorgnis, daß die Engländer nach ihrer Gepflogenheit in ähnlichen Fällen, wenn wir ihnen nicht zuvorkommen, die am Eingang der Bucht von Kiautschau liegende Insel okkupieren könnten, um dort die eigentlich beherrschende Position einzunehmen. Wäre es nicht ratsam, daß wir uns, pendente lite, mit den Chinesen auch auf der Insel etwas für den Winter einrichten? Im übrigen haben sich ja die Missionare zur rechten Zeit und am rechten Ort pro patria totschlagen lassen!

Als die Niggers von Nicaragua uns 1878 zur Entsendung eines Geschwaders nötigten, hatten wir für den Fall, der nicht eintraf, daß sie nicht nachgaben, u. a. die Wegführung des Präsidenten oder anderer hochstehender Personen als Geiseln for good behaviour gegen unsere Landsleute in Aussicht genommen. Vielleicht empfiehlt sich auch im Fall Haiti eventl. die Mitnahme von Geiseln, wie dies auch 1883 in Little Popo geschehen ist.

Ich hoffe, daß Eure Durchlaucht mit meinem Vorgehen in der Flottenfrage in München im Juni und in Berlin und Dresden im September einverstanden waren. Anfang nächsten Monats werde ich wieder in Leipzig und Weimar Vorträge halten und bin mit der Arbeit über die von der Kaiserlichen Marine der Auswärtigen Politik geleisteten Dienste beschäftigt."

Am 14. Dezbr. 1897 beglückwünschte Kusserow aus Hamburg den Prinzen Heinrich von Preußen in Kiel aus Anlaß des ihm erteilten, für unsere weitere Entwicklung zur See verheißungsvollen Kommandos nach China. „Hoffentlich werden Eure Kgl. Hoheit noch vor Ankunft am Ziele durch die Nachricht erfreut werden, daß das Flottengesetz angenommen sei. Hierzu werde ich auch ferner durch die

Fortsetzung der Agitation beizutragen helfen, welche im Sommer dieses Jahres von der Deutschen Kolonialgesellschaft auf meinen Antrag in das Leben gerufen worden ist, um der Regierungsvorlage im Volke die Wege zu ebnen. Gott schenke Eurer Kgl. Hoheit eine glückliche Fahrt, einen glänzenden Erfolg zum Ruhm und Vorteil des Vaterlandes und eine glückliche Heimkehr zur Freude des Kaiserlichen Bruders, in die Arme der geliebten Gemahlin und in die Mitte eines dankbaren Volkes." Der Prinz bedankte sich sofort telegraphisch für die guten Wünsche.

Infolge eines Angriffes, der ihm von Seiten des Abgeordneten Eugen Richter zu teil geworden war, rekapitulierte Kusserow in einem am 17. Februar 1898 in den „Grenzboten" erschienenen Artikel betitelt: „Budget, Recht und Flottengesetz" die Vorgänge bei der Beschlußfassung des Norddeutschen Reichstags über den Flottengründungsplan. Hierbei widerlegte er die Behauptung Eugen Richters, daß jener Plan nur in den Motiven der damaligen Anleihenforderung enthalten gewesen sei, und daß der Reichstag über den Plan selbst keinen Beschluß gefaßt habe. Der Admiral Tirpitz dankte Kusserow für diese literarische Arbeit amtlich in sehr warmen Ausdrücken. Mündlich wurde dies noch dahin ergänzt, daß Kusserows Artikel, wie Dr. Lieber den Herren von der Marine-Verwaltung selbst gesagt habe, bestimmend und ausschlaggebend für seine veränderte Haltung und seine Ausführungen in der Budget-Kommission in Betreff der Frage einer langjährigen Bindung des Ausgabebewilligungsrechts gewesen sei. Auch Herrn Eugen Richter habe Kusserow das Konzept zu einer Vorlesung über Verfassungsrecht verdorben. Kusserow sei in der Tat der Einzige gewesen, der den Vorgang von 1867 richtig gewürdigt und rechtzeitig in den Vordergrund gezogen habe.

Am 3. April beglückwünschte Kusserow den Kaiser schriftlich zu dem endgültig errungenen Siege seiner weitblickenden Fürsorge für des deutschen Reiches Seemacht.*) „Zu diesem für einen Privatmann vielleicht vermessenen Schritt, den zu tun mir ein Herzensbedürfnis ist, schöpfe ich den Mut aus dem von mir während eines Zeitraumes von zwanzig Jahren genossenen Vorzuge, die Fragen der überseeischen und schließlich unsern kolonialen Erwerbungen unter der Leitung des Fürsten Bismarck als Dezernent im Auswärtigen Amt bis 1885 und als Gesandter in Hamburg bearbeitet zu haben. In dieser Wirksamkeit war mir das unabweisliche und dringliche Bedürfnis, die Flotte zur Erfüllung ihrer mit der Macht und den Interressen Deutschlands gewachsenen Aufgabe in den Stand zu sehen, früher und stärker als vielen anderen treuen Untertanen der herrlichen Könige und Kaiser, denen zu dienen ich das Glück hatte, zum Bewußtsein gekommen".

Umgehend (5. April) ging Kusserow aus Homburg v. d. Höhe das nachstehende Telegramm zu: „Seine Majestät der Kaiser und König lassen Eurer Exzellenz für den warm empfundenen Glückwunsch zur glücklichen Verabschiedung der Flottenvorlage bestens danken. Auf allerhöchsten Befehl v. Lucanus."

Auch der Korvetten-Kapitän von Heeringen beglückwünschte Kusserow (7. April) aus demselben Anlaß. „Die von Ihnen geleitete Preß-Campagne sucht, glaube ich, vergebens ihresgleichen in den Annalen der Ministerien und Reichs-Ämter; denn Sie führten dieselbe nicht mit allgemeinen Phrasen, sondern mit überzeugendem und erdrückendem Material." Und in einer weiteren Zuschrift d. d. Berlin den

*) Gemeint ist die Verabschiedung des Flottenvermehrungsgesetzes vom 10. April 1898 R. G. Bl. S. 165.

10. April 1898 bemerkte von Heeringen: „Wenn unser Vorgehen solch erfreulichen Erfolg hatte, so ist daran abgesehen von einer Reihe glücklicher Umstände vor allen die weitgehende Hilfe und Unterstützung beteiligt, die wir gefunden haben. Eure Exzellenz haben hierbei an erster Stelle gestanden und der guten Sache ganz wesentlich vorwärts geholfen. Das Bewußtsein, an dieser großen nationalen Sache erfolgreich mitgewirkt zu haben, wird Eurer Exzellenz eine hohe Befriedigung gewähren."

War im Jahre 1897 die Flottenfrage im Vordergrund der Hauptversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft, so kamen im Sommer 1898 auf der in Danzig stattgefundenen Hauptversammlung wiederum rein kolonialpolitische Fragen zur Erörterung. Mit die wichtigste war die von Kusserow angeregte Wahrnehmung, daß weder die Regierung noch der Handel aus den auf der Berliner Kongokonferenz erworbenen Rechten bisher irgendwie Konsequenzen gezogen hatte und die Ausbeutung lediglich den anderen Nationen überlassen worden war. Die von Kusserow in Danzig gestellten Anträge wurden zum Beschluße erhoben.

Wie es kam, daß der große Kanzler so spät und erst in der letzten Stunde Deutschland in die Kolonialmächte einführte und in welcher Weise sich dies vollzog, hat Kusserow in einem, in der Nr. 33 der „Deutschen Kolonialzeitung" vom 18. August 1898 veröffentlichten Aufsatze geschildert, in dem er zu dem Schlusse kam, daß Bismarcks Erfolge in der Kolonialpolitik seinen größten Leistungen auf anderen Gebieten nicht nachstehen. Die Presse aller Schattierungen hat diesen Artikel Kusserows ohne Kritik hingenommen, und es gingen ihm von Seiten seiner früheren Kollegen im auswärtigen Dienste anläßlich desselben mehrfach Zustimmungsschreiben zu:

„Ich stehe, so schrieb ihm ein noch heute in Aktivität befindlicher deutscher hoher Diplomat, ganz auf Ihrem Standpunkte und habe seit Jahren in dieser Hinsicht mitzuhelfen versucht, wo es möglich war. Freilich wurde dies unsereinem nicht leicht in der glorreichen Epoche, wo Caprivi sein geniales Verständnis für Kolonialfragen betätigte und der großartige Zanzibar-Vertrag mit zwei Schwarzen-Adlerorden belohnt wurde. Solche Zeiten werden wir wohl nicht mehr erleben. Dafür bürgt wohl die Bewegung, an der Sie auch einen so wesentlichen Anteil haben." —

Wer jemals in die Lage gekommen ist, die unsere Kolonialpolitik betreffenden sogen. Weißbücher einzusehen, wird wissen, wie schwer es ist, sich darin wegen der unzweckmäßigen Anordnung des Stoffes zurechtzufinden (ganz vorzugsweise gilt dies von der Reichstags-Druckſ. Nr. 79 der Session 1892/93). Um so dankenswerter war der Versuch Kusserows, in einem in der „Deutschen Kolonal-Zeitung" Nr. 6 und 7 vom 9. und 16. Febr. 1899 veröffentlichten Aufsatz die damals ungemein verwickelte Rechtslage in Samoa klar darzustellen. In einem Schreiben d. d. Hamburg den 7. Febr. 1899, mittelst dessen Kusserow diese Abhandlung einem seiner Freunde sandte, heißt es: „Vielleicht ist es Ihnen persönlich nicht gegenwärtig, daß ich die Samoa-Frage schon in ihren ersten Stadien bearbeitet habe. Das erste Weißbuch von 1879 mit dem deutsch-samoanischen Vertrag vom 24. Januar 1879 hatte ich zusammengestellt; die erläuternde Denkschrift zu dem Vertrage war meine Arbeit. Den Vertrag hatte ich im Reichstag unter dem damaligen Staatssekretär von Bülow, Vater des jetzigen, zu vertreten. So oft von da an unsere Südseeinteressen im Reichstag zu vertreten waren, war ich hierzu berufen, bis ich um die Mitte 1885 den Gesandten-Posten in Hamburg erhielt. Als Mitglied des Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft und insbesondere auch des Vorstandes der Ab-

teilung Hamburg, wo bekanntlich die hauptsächlichen deutschen Interessen in Samoa ihren Sitz haben, habe ich mich auch mit dieser Frage unausgesetzt zu beschäftigen Gelegenheit gehabt!"

Bis ein paar Jahre vor seinem Lebensabend erfreute sich Kusserow einer kräftigen Gesundheit und seine körperliche Rüstigkeit und Beweglichkeit ließ nicht darauf schließen, daß er Mitte der sechziger Jahre war.

Im Frühjahr 1899 trat eine Störung ein, er kränkelte, hielt sich zwar rüstig auf den Beinen, hatte aber doch nicht die Kraft, von Bassenheim aus zu der am 27. Mai in Berlin tagenden Hauptversammlung der deutschen Kolonial-Gesellschaft zu reisen. Kusserow beklagte dies tief; kam doch gerade bei den Berliner Verhandlungen eine Anzahl Fragen zur Sprache, deren Beantwortung durch die deutsche Kolonialgesellschaft nicht verfehlen konnte, auf die wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonien einen erheblichen Einfluß auszuüben.

Die größte Befriedigung empfand Kusserow darüber, daß Deutschland nicht zurückgeblieben war, um bei der Liquidation des Spanischen Kolonialbesitzes rechtzeitig zuzugreifen und das für Deutschland nötige und erreichbare zu sichern, ehe von anderer Seite Konkurrenz eintrat. Am 10 Nov. 1899 begrüßte der Generalkonsul Dr. Le Stanius Kusserow aus Anlaß der endlichen Lösung der Samoafrage: „Mit Bedauern hatten bislang alle Kolonialfreunde es empfunden, daß gerade diese wichtige Gruppe, diese Perle Ozeaniens, welche berufen war, den Grundstein unserer überseeischen Besitzung zu bilden, nicht in unseren Besitz übergegangen war. Um so größer ist die Freude, daß nunmehr der deutsche Aar seine Fittige über dieselbe ausbreitet, eine Freude, welche ich teile.

Als ich im Jahre 1880 die Ehre hatte, im Palais Blücher Ihr Gast zu sein, stand die Samoafrage auf der Tagesordnung und war Ihre Frau Gemahlin eifersüchtig auf die Konkurrentin, welche Ihre Zeit vollständig in Anspruch nahm.

Jetzt hat es sich in vollem Maße erwiesen, daß Ihr Vorgehn keine verlorene Liebesmühe war. Ihnen ist das deutsche Volk, als dem Begründer unserer Kolonial-Politik zu Dank verpflichtet, ganz speziell wird aber Ihr Name mit den Samoa-Inseln für alle Zeiten verknüpft bleiben."

Auch Professor Dr. Pohlmann hatte aus Neuwied am 11. Nov. Kusserow gratuliert, daß die Saat, die derselbe ausgestreut, jetzt geerntet werde. „Ich sandte auch an Graf Bülow, einen alten Mitschüler von mir, einen Glückwunsch, in dem ich mir auszusprechen erlaubte, daß ich im Zusammengehen Deutschlands, Englands und Nordamerikas den Frieden und das Heil der Welt erblicke. Dem Germanentum gehört schließlich doch die Welt."

In seinem Dankschreiben d. d. Bassenheim den 25. Nov. 1899 bemerkt Kusserow: „Ihrer dem Staatssekretär gegenüber ausgesprochenen Ansicht, wonach Sie im Zusammengehen Deutschlands, Englands und Nordamerikas den Frieden und das Heil der Welt erblicken und dem Germanentum schließlich doch die Welt gehöre, würde ich gern zustimmen, wenn nicht gerade im letzten Jahre zuerst Nordamerika und dann England sich wenig friedfertig erwiesen und nicht einen rücksichtslosen Egoismus betätigt hätten, um welchen wir die beiden Mächte beneiden können, dessen Nachahmung uns aber in Konflikte, nicht nur mit anderen Mächten, sondern speziell auch mit England oder Nordamerika, eventuell mit beiden verwickeln würde. England wird uns stets mindestens im Stiche lassen.

Daß Sie in diesem Augenblick z. B. den Engländern bei dem Versuch, die südafrikanischen Freistaaten in ruchloser Weise zu unterjochen, ein deutsches „Heil“ zurufen sollten, halte ich für ausgeschlossen. Für mich enthält die Rücksichtslosigkeit der beiden angelsächsischen Vettern nur die Aufforderung, unsere Flotte möglichst bald tunlichst stark und flott machen zu helfen.“

Während Kusserow sich an der Vorstandssitzung der deutschen Kolonialgesellschaft zu Straßburg am 2. Dez. 1899 noch aktiv durch Stellung von Anträgen beteiligen konnte, war es ihm zu seinem großen Schmerze infolge einer Erkältung unmöglich, dem am 16. Dez. in der Abteilung Koblenz der deutschen Kolonialgesellschaft stattgefundenen Vortrage des Kontre-Admirals Werner beizuwohnen. „Seiner tatkräftigen Unterstützung unseres sachkundigen Konsuls zu Apia*) — so bemerkte Kusserow in dem an den Vorsitzenden der Koblenzer Abteilung, Obersten v. Behm gerichteten Absageschreiben — war die schnelle Überwindung der vielfachen Intrigen und Schwierigkeiten zu verdanken, welche den Abschluß unseres Vertrags mit Samoa auf dem Fuß der vollen Gleichberechtigung Deutschlands mit den Vereinigten Staaten von Amerika und mit Großbritannien längere Zeit verhindert hatten. Auch verstand er es, eine ihm im Sommer 1878 obliegende Strafexpedition gegen Eingeborene im Neubritannischen (jetzt Bismarck-) Archipel geschickt zum Abschluß von Verträgen zu verwerten, welche sich beim Beginn unserer Kolonialpolitik 1884/85 für die schnelle Aufrichtung unserer Schutzherrschaft über dieses fruchtbare Inselgebiet als besonders nützlich erwiesen. Gern hätte ich morgen um die Erlaubnis gebeten, diesen Verdiensten des Herrn von Werner um unsere Südsee-Interessen einige Worte zu widmen.“

Am 23. Januar 1900 schrieb Kusserow aus Bassenheim an den damaligen Staatssekretär des Äußeren Grafen v. Bülow:

„Gestatten Euere Exzellenz mir, Ihnen zu dem in Angelegenheit der Beschlagnahme deutscher Postdampfer durch englische Kriegsschiffe erzielten epochemachenden Erfolge, mit welchem Sie das neue Jahrhundert eingeleitet haben, meine persönlichen und patriotischen Glückwünsche darzubringen. Euere Exzellenz haben durch das mir mündlich und schriftlich bekundete Wohlwollen mich zu der Hoffnung berechtigt, daß Ihnen dieser Ausdruck meiner Freude nicht als aufdringlich und unangebracht erscheinen werde.

Gleichzeitig bin ich so frei, Euerer Exzellenz anbei ein Exemplar des von mir im Jahre 1873 verfaßten und im Februar 1874 in der Revue de Droit International veröffentlichen Aufsatzes „Les Devoirs d'un Gouvernement Neutre“ zu überreichen, für welchen ich s. Z. das Glück hatte, die Anerkennung Ihres hochverehrten Herrn Vaters, wie des Fürsten Bismarck und zahlreicher deutscher und ausländischer Autoritäten zu finden. Die Tendenz dieses Aufsatzes hatte ich schon vor dessen Veröffentlichung unter dem 4. November 1873 dem Fürsten Bismarck, der sich damals in Varzin befand, in einem Promemoria unterbreitet, welches sich voraussichtlich in den Akten des Auswärtigen Amtes befindet.

Meiner damaligen Arbeit ist vielleicht auch heute noch eine gewisse Aktualität zuzuerkennen, weil das Seerecht in Kriegszeiten, dank dem Widerstreben der Engländer, seitdem keinerlei Fortschritte gemacht hat. Ich wage deshalb, Euere Exzellenz zu bitten, dieselbe als einen vielleicht brauchbaren Beitrag für die Er-

---

*) Theodor Weber.

wägung der bei etwaigen internationalen Verhandlungen über eine generelle Reform des Seerechts in Betracht kommenden Gesichtspunkte einer geneigten Durchsicht zu würdigen."

Der Staatssekretär Graf v. Bülow antwortete am 2. Febr.:

Euerer Exzellenz beehre ich mich für Ihre liebenswürdigen Glückwünsche und für die Übersendung des von Ihnen verfaßten und in der Revue de Droit International vom Jahre 1874 veröffentlichten Aufsatzes „Les Devoirs d'un Gouvernement Neutre" meinen verbindlichsten Dank zu sagen.

Die Ausführungen Ihrer Schrift, die noch heute, obwohl mehr als ein Vierteljahrhundert seit ihrer Entstehung ins Land gegangen ist, von bleibendem Werte und von aktuellem Interesse sind, habe ich mit lebhaftestem Interesse gelesen; auch das Promemoria, auf das Sie in Ihrem Schreiben Bezug nehmen, und das sich als eine wertvolle Ergänzung zu Ihrem Aufsatze bei den hiesigen Akten befindet, hat mich von Neuem an die vielfachen Verdienste erinnert, die Euere Exellenz sich während Ihrer Amtstätigkeit erworben haben.

Euere Exzellenz wollen versichert sein, daß bei einer internationalen Regelung des Seekriegsrechts Ihre bedeutsamen Ausführungen nicht unbenutzt bleiben werden.

Indem ich mich der Hoffnung hingebe, daß es Euerer Exzellenz noch lange vergönnt sein möge, mit dem politischen Verständnis und dem warmen Patriotismus, die ich an Ihnen von jeher kenne und schätze, Zeuge einer fortschreitenden und segensreichen Entwicklung unserer Kolonien und unserer Flotte zu sein, bleibe ich in aufrichtiger Hochachtung

Euerer Exzellenz sehr ergebener

B. von Bülow.

Das letzte öffentliche Auftreten Kusserows erfolgte auf der Hauptversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft zu Koblenz am 1. und 2. Juni 1900, woselbst er noch einmal kräftig für eine Vermehrung unserer Auslandsflotte eintrat. Daß Kusserow sich noch an der Koblenzer Versammlung beteiligen konnte, ist als ein Zeichen seiner großen Willenskraft zu bewundern. Denn bereits im März 1900 hatten sich schwere Symtome eines Leberleidens gezeigt, und im Mai trat eine so starke Verschlimmerung ein, daß er für längere Zeit an ein recht schmerzhaftes Krankenlager gefesselt wurde. Am 28. Juli reiste er mit den Seinen nach Scheveningen, „in der Hoffnung" — wie er einem Freunde schrieb — „als gesunder Mensch mich noch eine Reihe von Jahren nützlich machen zu können". Der Aufenthalt in dem holländischen Seebade gestaltete sich für Kusserow so befriedigend, daß er am 4. Sept. eine Reise nach Carlsbad anzutreten vermochte, das aber nicht die erwünschte Wiederherstellung brachte. Am 29. Sept. erfolgte bereits die Rückreise nach Bassenheim, woselbst er in den Morgenstunden des 15. Oktober 1900 durch einen sanften Tod von seinen Leiden erlöst wurde.

Heinrich von Poschinger.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hubert Henoch, Berlin W. 9, Schellingstr. 4, für den Anzeigenteil Wilhelm Süsserott, Verleger: W. Süsserott, in Berlin. Druck von Edmund Stein, Potsdam.

Zeitschrift
für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft.

Nr. 10. Oktober 1906. VIII. Jahrgang.

Die Arbeitsverpflichtung und Anwerbung eingeborener Arbeiter in portugiesischen Kolonien für portugiesische und ausländische Besitzungen.

Sehr interessante Einblicke in die Arbeitsverpflichtung' und Anwerbung eingeborener Arbeiter in den portugiesischen Kolonien, in erster Linie in Angola und Mozambique, für landwirtschaftliche und bergbauliche Unternehmungen bietet eine Rechtfertigungsschrift, welche gegen die namentlich in der englischen Presse (Harper's Magazine 2c.) erhobenen Anschuldigungen betreffs Sklavereiverhältnisse auf S. Thomé von dem portugiesischen Marine- und Kolonialministerium verfaßt ist. In dieser Schrift führt die portugiesische Regierung ungefähr folgendes aus. Sie könne leicht das Zeugnis ausländischer Reisender, welche einige Zeit auf S. Thomé lebten, anrufen, wie des Deutschen Dr. Schulte-im-Hofe, des französischen Forschers Auguste Chevalier, welche sowohl Vollkommenheit der Einrichtungen und Sorge für die Pflanzungen konstatierten, wie ein Musterregime der Handarbeit, indem die Eingeborenen von Bequemlichkeiten und Komfort umgeben sind, von der Ernährung bis zur Krankenbehandlung, welche die in zivilisierten Zentren den Arbeiterbevölkerungen zugängigen übertreffen. Um jedoch zur Evidenz die Ungerechtigkeit der Propaganda gegen die Art und Weise der Handarbeit zu entkräften, zieht die Regierung eine klare, deutliche Darlegung der wirklichen Verhältnisse vor.

Bald nach dem Gesetze betreffs der Sklavenbefreiung vom 29. April 1875 schloß die portugiesische Regierung Verträge mit ausländischen Staaten betreffs Begünstigung der Auswanderung eingeborener Arbeiter auf humanitärer und zivilisatorischer Basis, so 1875 und 1876 für Kapland und Natal, 1881, 1882, 1883, 1884 und 1887 für die französischen Besitzungen im Indischen Ozean, 1891 für den Kongostaat, welche nie ernsthaft angegriffen wurden. So zeigt der 1887 mit dem Präsidenten Grevy abgeschlossene Vertrag, daß der Kontrakt Eingeborener in den portugiesischen Kolonien weder den im Namen der Menschlichkeit und der Zivilisation proklamierten Prinzipien widerspricht, noch ein Attentat auf die Freiheit der Neger darstellt. Ebenso weist der 1901 mit England für die Lieferung ostafrikanischer Eingeborener für die Transvaal-Minen geschlossene Vertrag eine doppelt gesicherte Protektion sowohl in der Form der Kontrakte wie in ihrer Ausführung auf, welche in jeder Beziehung den Philantropen Vertrauen einflößen müssen. Die Ackerbaukolonie S. Thomé, die reichste und am meisten versprechende der portugiesischen Kolonien bezüglich der Ausdehnung und der Intensität der Pflanzungen und bezüglich des Wertes der Produktion, hat ihre Zukunft abhängig

von der größeren oder geringeren Verfügbarkeit der Handarbeit der Eingeborenen aus dem benachbarten Angola, da die eigene Bevölkerung der Insel ungenügend und ungeeignet zur Arbeit ist und der Weiße dort nicht zu arbeiten vermag. Der Eingeborene Angolas hat seit langen Jahren die Arbeitskraft auf der Insel geliefert, ist bemerkenswert geeignet zur Arbeit, hat sich leicht den Verhältnissen angepaßt und sich leicht gewöhnt, sodaß er sich glücklich fühlt und er selbst nicht an die Repatriierung denkt. Der Kontrakt dieser Arbeiter ist von jeher Gegenstand der größten Sorgfalt seitens der Regierung gewesen, weshalb auch fortwährende Weisungen zur Beachtung der gesetzlichen Vorschriften ergingen, die nach den gemachten Erfahrungen fortwährend vervollkommnet wurden. So bestimmt das Dekret vom 9. November 1899 behufs eines wirksamen Schutzes und behufs allmählicher moralischer und intellektueller Entwicklung der Eingeborenen, daß alle Eingeborenen in den portugiesischen Kolonien der moralischen und gesetzlichen Verpflichtung unterworfen sind, sich durch Arbeit die Mittel zu verschaffen, um die eigene soziale Stellung zu erhalten, und zu verbessern, in welcher Beziehung sie volle Freiheit haben, auf welche Weise sie diese Verpflichtung erfüllen wollen. Die Obrigkeit kann ihnen die Erfüllung dieser Verpflichtung auferlegen, wenn sie sie auf keine Weise ausführen. Diejenigen werden betrachtet, die Verpflichtung zur Arbeit erfüllt zu haben, welche Kapital oder Anwesen besitzen oder gewohnheitsmäßig Handel, Industrie, Gewerbe, Kunst ausüben oder ein Amt bekleiden, woraus sie die Mittel zum Unterhalt ziehen können, ferner alle Ackerbauer, welche auf eigene Rechnung oder im Gehaltsverhältnis mindestens eine gewisse Anzahl Monate in jedem Jahre arbeiten. Ausgenommen von der Verpflichtung sind alle Eigentümer, Kaufleute, Industrielle, Handwerker, Ackerbauer, Handlanger, Frauen, die über 60 Jahre alten und die weniger als 14 Jahre zählenden Leute, die Kranken und Invaliden, die Dienstboten, die im Heer, der Polizei und im Aufsichtsdienst angestellten, die von der Obrigkeit anerkannten Häuptlinge und Großen der Eingeborenen. Um die Erfüllung der Arbeitsverpflichtung zu erleichtern, wurde die passende Verteilung unbebauter Ländereien an die Eingeborenen in jeder Region autorisiert, ebenso wurde ihnen das Recht, frei ihre Kontrakte abschließen zu können, zuerkannt, und zwar ohne oder mit Intervention der Obrigkeit. Diese ist jedoch obligatorisch für die Kontrakte von Dienstleistungen außerhalb des Wohnungsdistrikts der Eingeborenen. Ungültig sind diejenigen Kontrakte, welche eine Arbeitsverpflichtung von mehr als fünf Jahren enthalten, welche von einer bestimmten baren Bezahlung absehen, welche die Rechte des Eingeborenen antasten oder ihn zu unerlaubten Handlungen veranlassen, und welche eine ausgesprochene Gefahr oder einen beträchtlichen Schaden für die angeworbenen sind. Die Anwerber sind verpflichtet, die Angeworbenen in Krankheiten zu unterstützen oder ihnen hygienische Wohnung und gesunde Nahrung zu geben, sie haben davon Abstand zu nehmen, daß die angeworbenen von ihnen oder von ihren Agenten das, was sie gebrauchen, kaufen, sie dürfen nicht den Lohn zurückbehalten, und werden Strafen seitens der Obrigkeit für Zuwiderhandlungen der Anwerber ausgesetzt.

Das Dekret vom 16. Juli 1902 regulierte speziell die Eingeborenenarbeit in der Kolonie Angola, in welchem die liberalen Prinzipien beibehalten wurden, indem das Recht der über 18 Jahre alten Männer, wie sie die Arbeitsverpflichtung ausführen wollen, als ihnen freistehend erklärt wird, während den Anwerbern

direkte Verantwortlichkeit auferlegt und die Zahl der Aufsichtsbeamten vermehrt wird, deren Aufsicht und Schutz der Eingeborenen direkter und wirksamer gestaltet wird.

Das Dekret vom 26. Dezember 1902 bestimmt die Erleichterung der Kontrakte, garantiert die Repatriierung der Angeworbenen, sichert ihnen einen wirksamen Beistand während des Arbeitsverhältnisses und eigenes Geld im Falle der Repatriierung. Aus denselben Ansichten entsprang auch das Dekret vom 29. Januar 1903, um der Insel S. Thomé die nötigen Arbeiter zu sichern, um den Ackerbau zu erhalten und zu entwickeln. In Lissabon wurde eine Zentralkommission für die Konkraktarbeiter der Insel eingesetzt, welche aus 3 höheren Beamten des Marine- und Kolonialministeriums und aus 4 Eigentümern der Insel S. Thomé besteht. Außerdem wurde eine Lokalkommission in S. Thomé geschaffen, welcher der Aufsichtsbeamte der Arbeiter vorsteht und die aus dem Chef des Gesundheitsdienstes, dem Direktor der öffentlichen Arbeiten, einem der Geschäftsführer der Filiale der Lissaboner Übersee-Bank und drei Eigentümern oder Verwaltern landwirtschaftlicher Unternehmungen in S. Thomé besteht. Alle Kontrakte müssen vor der Obrigkeit geschlossen werden, in ausländischen Häfen unter Hinzuziehung der portugiesischen Konsuln, die Kontrakte sind persönlich, werden registriert und nummeriert, wovon der Angeworbene Kopie erhält mit der Bestimmung, daß der Kontrakt nicht länger als 5 Jahre läuft und die Repatriierung zugesichert ist. Es wurden Bestimmungen betreffs der Überwachung der Transporte getroffen, der monatliche Minimalarbeitslohn wurde festgesetzt, 2500 reis für Männer, 1800 reis für Frauen. In S. Thomé wurde eine Sparkasse eingerichtet. Es wurden ferner Bestimmungen getroffen für ärztlichen Beistand und Krankenhausbehandlung, für gebärende Mütter, Einrichtung von Krippen für Neugeborene, Arbeitsregelung für Minderjährige, Bau hygienischer Wohnräume und deren Abänderungen, Schaffung von landwirtschaftlichen und industriellen Schulen für die Eingeborenen, Strafen für Kontraventionsfälle.

So wurden die Eingeborenen aufmerksam geschützt und begünstigt, es wurde ihnen der Begriff der Verpflichtung zur Arbeit beigebracht, ohne Benachteiligung des freien Menschen, und wurden sie nützlich für sich, für die Kolonien und das Mutterland gemacht. Es ist Tatsache, daß der Kontraktarbeiter auf S. Thomé unter den besten Bedingungen lebt, er ist zufrieden, gründet Familie, erneuert gern seinen Kontrakt, zieht der Repatriierung das weitere Verbleiben auf der Insel vor, ja man findet auf einigen Besitzungen sogar häufig alte Arbeiter, welche arbeitsunfähig dort wie pensioniert bleiben, indem sie Verrichtungen vornehmen, welche ihrem Alter und ihren Kräften entsprechen, wie Türwächter 2c. Die portugiesische Regierung vergaß daher keinen Augenblick ihre hohen Pflichten als Kolonialmacht. Eben hat sie auch in ihren Kolonien Gewerbeschulen errichtet, welche den Verhältnissen jeder Kolonie angepaßt sind, um zu einer lohnenden Beschäftigung den Eingeborenen vorzubereiten.

Auf diese Weise glaubt die portugiesische Regierung der jetzt erneuerten Propaganda entgegenzutreten, welche gegen die Eingeborenenarbeit in ihren Kolonien gerichtet ist, über deren entscheidende Ursache sie nicht nachforschen will, um nicht eine absichtliche Nachstellung oder eine mißgünstige Unwissenheit aufzudecken. So oft es nötig gewesen ist Mißbräuche abzustellen oder Übertretungen der Schutzgesetze zu bestrafen, haben die Behörden und die Tribunale stets ihre Schuldigkeit getan.

So weit die Verteidigungsschrift des portugiesischen Ministeriums, die keines weiteren Kommentars bedarf.

Bemerkt zu werden verdient noch, daß der Engländer Newinson seine bekannten Berichte nur auf die 20000 angolensischen Kontraktarbeiter auf den landschaftlich sehr schönen und reiche Erträge abwerfenden Inseln S. Thomé und Principe ausgedehnt hat, welche Inseln ein bekannter französischer Forschungsreisender als „Das Paradies der Schwarzen“ bezeichnet hat und auf denen englisches Kapital keinen Eingang finden konnte. Dagegen hat Newinson sich nicht auch mit den 70000 portugiesisch-ostafrikanischen Kontraktarbeitern befaßt, welche, unter gleichen Bedingungen angeworben, in den, in der Hauptsache mit englischen Kapitalien arbeitenden Transvaal-Minen zufolge des englisch-portugiesischen modus vivendi beschäftigt werden.

Carl Singelmann-Braunschweig.

Die deutsche Gefahr.

Dank den unausgesetzten Hetzereien und Verdächtigungen Deutschlands durch nordamerikanische Blätter, die auch in Europa ihren Wiederhall gefunden haben und dem deutschen Reiche allen Ernstes Annektionsgelüste in Südamerika andichten, spiegeln brasilianische Nativisten immer noch ihren Landsleuten in maßgebenden Preßorganen eine „Deutsche Gefahr" vor. Sind trotzdem die angesehensten Politiker, wie beispielsweise der frühere bras. Gesandte in Berlin Baron Rio Branco wiederholt betonten, daß Deutschland nichts ferner liege, als südamerikanische Eroberungsgelüste, gehört die „perigo allemão" gegenwärtig stets aufs Neue zu den mit dem größten Eifer in den brasilianischen Zeitungen ventilierten Tagesfragen. Selbst auf dem panamerikanischen Kongresse war diese Frage mehrfach das Thema vertraulicher Besprechungen. In hohem Grade dankenswert ist es deshalb, daß Brasilianer von unanfechtbarer patriotischer Gesinnung, welche durch ihre deutsche Abkunft und Erziehung sowohl in der Lage sind, deutsches Wesen und Wollen zu kennen, wie durch ihr brasilianisches Nationalbewußtsein und ihre Hingabe an das Land ihrer Geburt befähigt sind, der wahren Gesinnung ihrer Landsleute Ausdruck zu geben, gegen die Deutschenhetze Front machen. Das geschieht neuerdings durch den bekannten, bis vor einem Jahre der Erziehung seiner Kinder wegen in Deutschland wohnhaft gewesenen Rio Grandenser Großindustriellen Carlos G. Rheingantz im „Diario do Rio Grande" vom 24. Juli a. c.

In dem fünf Spalten langen Artikel wird auf den Segen der seit 80 Jahren dem Lande zu gut gekommenen deutschen Einwanderung hingewiesen, der allein man es lange zu verdanken gehabt, daß eine rege Tätigkeit auf allen Gebieten Platz griff. Niemals sei aber bis dahin über eine Benachteiligung des nationalen durch das deutsche Element geklagt worden. Zu konstatieren wäre zudem, daß die deutschen Kolonisten mit nicht geringerer Liebe an ihrer Adoptivheimat hingen, wie an ihrem alten Vaterlande. Eine starke deutsche Einwanderung läge nur im Interesse Brasiliens. Sei nicht durch eine solche, wie Präsident Roosevelt selbst zugab, Nordamerika vor Allem so mächtig geworden? Nur durch die Herbeiziehung möglichst vieler Arbeitskräfte nähme auch die großartige Entwickelung der argentinischen Nachbarrepublik ihren Fortgang und steigere sich zusehends deren Ausfuhr.

Brasilien habe sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika in politischer Hinsicht zum Vorbild genommen, warum wolle man ihnen nicht auch in der Herbeiziehung von Einwanderern nachahmen?

Hätte man hier nicht so lange mit gekreuzten Armen jener Zuwanderung nach Nordamerika zugesehen, und in jedem Einwanderer gleichsam eine Gefahr erblickt, so stünde es besser um Brasilien mit seinen nur 20 Millionen Einwohnern. (Die Zählung von 1900 hat deren übrigens nur 19279000 ergeben.)

Und was hätte sich aus dem herrlichen Lande mit seinem unvergleichlich ergiebigen Boden und Klima in den verflossenen 20 Jahren nicht schon machen lassen!

Indessen erhielt man nur spärlichen Zuwachs von Arbeitskräften; mehr wie gekommen, verließen sogar das Land. Was waren deren Beweggründe? Etwa die Annektionsgefahr? Dagegen wird Brasilien ja durch die Monroe-Doktrin geschützt sein, wenn es sich etwa für unfähig halten sollte, sich selbst zu verteidigen. Hat man Furcht davor, daß zukünftig in Brasilien verschiedene Sprachen gesprochen werden, dann kann das Land niemals vorwärtsschreiten. Man betrachte die Schweiz; da gibt es Cantone, in denen nur deutsch, andere, in denen französisch und endlich solche, in denen italienisch gesprochen wird und dennoch herrscht vollkommene Ordnung und ist das Land in fortschrittlicher Entwickelung begriffen. Was kann man Schlimmes davon fürchten, daß in einem bras. Landesteil deutsch, in einem andern italienisch neben dem Portugiesischen gesprochen wird, ohne daß eines der fremden Idiome Anspruch darauf erhebt, dereinst die allgemeine Landessprache zu werden?

In jedem Falle wäre es vernünftig in der Folge jedwede Einwanderung zu begünstigen, um eine schnellere kulturelle Entwickelung herbeizuführen. Nur auf diese Weise würde es möglich sein die ständigen Klagen über wirtschaftliche Krisen, Teuerung, Verarmung ꝛc. verstummen zu machen. Wir haben tatsächlich nur die Wahl zwischen zwei Alternativen: Entweder wir suchen eine große Masse von Einwanderern herbeizuziehen, mit denen wir das Wohl unseres Landes ohne unserer Würde zu schaden, fördern, oder wir erklären freimütig, daß wir für immer auf eine weitere Entwickelung, auf weitere Fortschritte verzichten. Kein vaterlandliebender Brasilianer wird sich wohl in diesem letzteren Sinne entscheiden.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Berechtigung zum Glauben an eine „Deutsche Gefahr" in Brasilien gibt Rheingantz in seinen weiteren Darlegungen einige interessante Aufschlüsse über das erste Auftauchen jenes Schreckgespenstes, an das man ernstlich erst zu glauben anfing, als der französische Exminister Meline mit Baron Rio Branco über die auch von französischen Blättern erörterte Frage Noten wechselte und sich zum warnenden Protektor der brasilianischen Nation aufwarf. Ein Artikel der „Fortnightly Review", in dem gar bereits von der Vorbereitung eines deutschen Einmarsches in Santa Catharina, Paraná und Rio Grande do Sul gefabelt wurde, mochte Méline wohl in seiner Anschauung der Dinge bestärkt haben. Den Engländern aber ist die deutsche Konkurrenz im bras. Handel äußerst unbequem und in der deutschen Einwanderungszunahme erblicken sie auch eine zunehmende Bedrohung ihrer Stellung im Handel auf bras. Boden. Daher ihre unfreundliche Behandlung und Verdächtigung der Deutschen.

Man lasse jedem Einwanderer seine Muttersprache und die größtmögliche Freiheit, dann wird er sich durch den Fleiß seiner Hände zum Wohlstande gelangt, jederzeit auch als treuer Staatsbürger Brasiliens bewähren. — Das ungefähr ist das Resumé der Gesamtausführungen des Rheingantz'schen Artikels. Eine „Deutsche Gefahr" giebt es nicht.

Oskar Canstatt.

Farbe gegen Weiß in Afrika.

Seit etwa einem Vierteljahrhundert wird der dunkle Erdteil, dessen Dunkel sich indessen bereits erheblich gelichtet hat, von den Völkern Europas systematisch kolonisiert. Die letzteren beschränken sich nicht mehr, wie früher, auf die Pflege von Handelsbeziehungen und die damit verknüpfte Gründung von Handelsfaktoreien, sondern nehmen das Land selbst, das ehedem unbeachtet gelassen wurde, zwecks Besiedelung in Besitz. Da nun in den weitaus meisten Fällen der Weiße von dem Prinzip ausgeht, daß das von ihm okkupierte Land in Afrika herrenloser Besitz ist, so entsteht dadurch die Frage, wie sich das Verhältnis des neuen Besitzers, der eigentlich ein Eroberer ist, wenn auch oft auf friedlichem Wege, zu den eigentlichen Herren oder Vorbesitzern des Landes stellen soll. Eine Regelung dieser Frage muß natürlich gefunden werden, wenn anders sich die neue Besitzergreifung nicht als ein von vornherein sinnloses Vorgehen charakterisieren soll. Als Grundlage der ganzen Frage, an der man unbedingt festhalten muß, ist demnach die Voraussetzung aufzustellen, daß der Weiße der Herr Afrikas bleiben soll.

Die Lösung ist in Afrika schwieriger, als in allen anderen Erdteilen. In Asien hat sie ein völlig verschiedenes Wesen angenommen, weil dort die Voraussetzung nicht zutrifft, der Eingeborene vielmehr stellenweise deutlich genug gezeigt hat, daß er selbst Herr im Lande bleiben will und auch die Macht besitzt, diese Stellung dem Weißen gegenüber zu behaupten. In Amerika, wie in Australien hatte man es nur mit einer einzigen Rasse zu tun, die noch dazu bei näherer Berührung mit der Kultur dem Aussterben verfiel. In Afrika hingegen stehen die Europäer nicht nur einer zum großen Teil sehr lebensfähigen eingeborenen Rasse, den Negern, gegenüber, die garnicht an das Aussterben denken, sondern in vielen Gegenden des Erdteils auch einem uns an Bildung, Herkunft und Geist nahestehenden Volke, den Arabern, sowie, um das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, neuen farbigen Zuwanderern, den Indiern und Chinesen. Die Hauptfrage bleibt indessen immer das Verhältnis zu den Ureinwohnern; ist dieses in befriedigender Weise geordnet, so dürfte sich unschwer das richtige Verhältnis zu den anderen Farbigen finden lassen.

Wenn wir in diesen Zeilen von Negern sprechen, so schließen wir dabei im allgemeinen auch die Hottentotten und Buschmänner mit ein, obwohl diese ethnologisch entschieden nicht zu den Negern gehören, sondern einen vielleicht noch älteren, jedenfalls aber im Aussterben begriffenen Menschentypus darstellen. In ihrer Stellung gegenüber den weißen Eroberern kann man aber sicher keinen Unterschied machen.

Von oberflächlichen Beurteilern der Negerfrage ist oft die rechtliche Seite der Sache ungebührlich betont worden. Aber seien wir doch offen! Die Grundrechte der Neger haben wir bereits durch die Besitzergreifung des dunklen Erdteils gründ-

lich verletzt, und wollen wir an der oben aufgestellten Voraussetzung festhalten, daß wir Herren des Landes bleiben wollen, so müssen wir auch die Grundrechte weiter verletzen. Der Löwe fragt auch nicht nach den Rechten der Antilope, wenn er sie frißt. Im Kampfe ums Dasein geht Macht vor Recht. Es kann also nicht genug betont werden. daß bei der Lösung der Negerfrage das starre Jus nur insoweit in Betracht gezogen werden darf, als es sich um Ordnung der rechtlichen Stellung des Negers gegenüber dem weißen Herrn handelt.

Unter Berücksichtigung dieser Ausschaltung kann man zu einer richtigen Beurteilung der Negerfrage nur gelangen, wenn man sie einmal vom religiös-politischen Standpunkte aus betrachtet, dann aber auch die bisher viel zu wenig berücksichtigten anthropologischen und biologischen Momente in der Entwicklungsgeschichte des Negers gelten läßt und in allerletzter Linie das sozial-wirtschaftliche und rechtliche Verhältnis in Betracht zu ziehen sich bemüht.

Solange die Neger Heiden oder besser gesagt Schamanisten sind, spielt das religiöse Moment nur eine untergeordnete Rolle. Wohl ist es möglich, daß die Neger unter dem Einflusse ihrer Zauberer oder Medizinmänner, die ihre Vorherrschaft durch die Kultur der Weißen bedroht sehen, sich empören, wie wir es unlängst in Deutsch-Ostafrika erlebt haben; aber dieser Bann ist stets gar bald gebrochen, sobald die Neger erkennen, daß es mit der Macht ihrer Waganga (Zauberer) nicht weit her ist. Gefährlich wird die Religionsfrage erst, wenn das Christentum mitspielt. Der christliche Neger lernt nur zu schnell den Unterschied zwischen Theorie und Praxis kennen, weil er von seinem Missionar hört, wie der Christ leben sollte, und in dem täglichen Leben sieht, wie die Christen in Wirklichkeit ihren religiösen Vorschriften entgegen leben. In Afrika ist es das Verhängnis der christlichen Kirche geworden, daß sie, die so oft in der Weltgeschichte die Rolle der Ecclesia militans gespielt hat, dort mit ihren eigenen Waffen geschlagen wird; denn in Südafrika, wo das Christentum am frühesten festen Fuß gefaßt hat, haben sich die Neger von den bestehenden christlichen Konfessionen emanzipiert und ihre eigene äthiopische Kirche gegründet, die so recht im eigentlichsten Sinne des Wortes zur Ecclesia militans, zur streitbaren und streitenden Kirche geworden ist.

Um voll und ganz den Einfluß zu verstehen, den die äthiopische Kirche auf die Negerwelt ausübt, muß man sich ihre Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte ins Gedächtnis zurückrufen. Ungefähr um das Jahr 1836 hatten zuerst die christlichen Missionare, zumeist von der englischen Hochkirche, in Südafrika festen Fuß gefaßt. Als sie das völlig rohe Menschenmaterial zu bearbeiten begannen, fanden sie bald heraus, daß sie bessere Resultate erzielten, als ihre Brüder in Ostindien, die bei ihren Bekehrungsversuchen, bevor sie irgendwelche Fortschritte erzielen konnten, die unter den Hindus bereits existierenden Vorurteile zu überwinden hatten. Die Eingeborenen, die die Briten in Ostindien vorfanden, waren bereits in mehrere, deutlich von einander verschiedene Rassen eingeteilt, während die südfrikanischen Eingeborenen ohne Schriftsprache, ohne Geschichte, ohne nachweisliche Überlieferungen, bei einem und demselben Stamme eine sehr ungleiche Entwickelungsfähigkeit des Gehirns aufwiesen. Einzelne Individuen zeigten unzweifelhaft zeitweilig Spuren einer Abkunft von intelligenten Menschen, während weitaus die Mehrzahl von einer sehr niedrigen Stufe der Menschheit ihren Ursprung abzuleiten schien. In diesem Sinne wenigstens beklagten sich die ersten Missionare in ihren Berichten, die sie in die Heimat sandten. Als ihr Werk aber Fortschritte machte, fanden sie, daß sie

einigen Auserwählten unter ihren Zöglingen sogar das Lehramt anvertrauen konnten. Sie ernannten einige unter ihnen zu „Evangelisten“, während andere sogar wirklich ordiniert wurden. Verschiedene Negerjünglinge wurden nach England zur Erziehung geschickt und mehrere fanden auch den Weg nach Amerika, wo sie auf den Universitäten promovierten.

Die Missionare vergaßen hierbei, daß sie es mit einer Rasse zu tun hatten, die sich vor ungeheuer langen Zeiträumen, die nach Hunderttausenden von Jahren zählten, von der übrigen Menschheit abgezweigt hatte, wenn man ihr nicht überhaupt einen ganz getrennten Ursprung zuschreiben will, und die einen himmelweit verschiedenen Entwickelungsgang hinter sich hatte. Die natürliche Folge davon war, daß solche Reisen für die nur teilweise entwickelten Gehirne zu viel waren und die meisten mit vollständig verdrehten Köpfen zurückkehrten. Anstatt für das Missionswerk besser geeignet zu sein, richteten sie nur Schaden an durch ihre unüberlegten Bemerkungen über ihre eigene Überlegenheit und die Inferiorität des weißen Mannes.

Im Jahre 1892 wurde die äthiopische Kirche in Pretoria errichtet; in den beiden darauf folgenden Jahren kamen ihre Führer in Verbindung mit der amerikanischen Methodisten-Episkopal-Kirche in Philadelphia und nicht lange danach nahm die Bewegung eine politische Gestalt an unter dem Motto „Afrika den Afrikanern“. Die Rädelsführer der Bewegung schwankten stark in ihrem Benehmen und gaben ihr bald diesen, bald jenen Namen, wie es gerade ihren persönlichen Interessen paßte. Als sie aber unvorsichtig genug waren, ihre wirklichen Ziele zu kühn an den Tag zu legen, mußten sie zeitweilig ihre Arbeit einstellen oder aus Furcht vor der Polizei zu Geheimversammlungen ihre Zuflucht nehmen. Kurz vor dem Burenkriege hatte die Bewegung eine der weißen Herrschaft entschieden feindliche, politische Form entwickelt und der offene Ausbruch wurde nur durch das energische Vorgehen der Führer vermieden. Seitdem ist die Bewegung in politischer Hinsicht geheim geblieben, obwohl sie in religiöser Beziehung offenen und ungestörten Fortgang nahm. Periodische Konferenzen werden in Pretoria, Kapstadt, Bloemfontein, King William's Town und anderen Städten abgehalten; ein offener und und ausführlicher Bericht darüber findet seinen Weg in die Eingeborenenpresse sowohl in den Vereinigten Staaten, wie in Südafrika. Wichtige Ereignisse unter den Führern werden allen Zeitungen der Eingeborenen mitgeteilt und finden ihren Weg sogar in ähnliche Publikationen an der afrikanischen Westküste. Die energischsten und einflußreichsten Agitatoren finden sich in den Docks in Kapstadt, East London, Port Elizabeth und Durban unter den amerikanischen Negern; sie sprechen englisch, da sie keine andere Sprache kennen, und können meistenteils schreiben. Bald werden sie Vorarbeiter und als solche üben sie einen gewaltigen Einfluß aus über die weniger kultivierten Eingeborenen der Kapkolonie. In den Eingeborenenvierteln der genannten Seehäfen haben sie reichlich Zeit und Gelegenheit zu Ansprachen, und wenn sie außer Hörweite der Weißen sind, ergehen sie sich in höchst revolutionären Ausdrücken. Da die Eingeborenen in der Kapkolonie, die in den Docks arbeiten, von allen Himmelsrichtungen und von allen Stämmen kommen und beständig kommen und gehen, so werden die Worte dieser Agitatoren nach allen Richtungen verbreitet.

Unter den Herero und Owambo im Norden von Deutsch-Südwestafrika hat die äthiopische Kirche zweifellos noch keinen festen Fuß gefaßt; vielmehr sind die Christen unter diesen Stämmen unfraglich nur Konvertiten der deutschen Missionare. Einen

direkten Zusammenhang zwischen dem Hereroaufstande und der jüngsten Rebellion der Zulu in Natal kann man also nicht nachweisen. Auch läßt sich schwer behaupten, ob die Zulurebellion die Eingeborenen der übrigen Stämme in Südafrika beeinflussen wird, aber man kann getrost annehmen, daß sie alle auf eine Gelegenheit warten, das Joch der Weißen abzuwerfen. Denn man darf nicht vergessen, daß es sich hierbei nicht um die deutsche oder die englische Herrschaft handelt, die den Negern verhaßt ist, sondern um den Rassenhaß des Schwarzen gegen den Arier. Völlig verkehrt und verblendet ist daher die Ansicht einiger englischer Zeitungen in der Kapkolonie, die jüngst gelegentlich des Übertritts des Bastards Morenga auf englisches Gebiet geäußert wurde, daß die aufständischen Hottentotten unter britischer Herrschaft sich ruhiger verhalten würden, als unter dem deutschen Regiment. Der eine Herr ist dem Farbigen genau so unlieb wie der andere, und es ist eine Borniertheit, wenn die Briten sich derartiges von den schlauen Eingeborenen vorreden lassen. Genau das Gegenteil würde vielleicht der rebellische Zulu in Natal behaupten, wenn er dazu Gelegenheit hätte.

Allerdings sind die Hottentotten keine Neger, sondern eine von diesen scharf gesonderte Rasse, die den Negern zwar geistig weit überlegen ist, dennoch in früheren Kriegen von den Kaffern oft genug besiegt und zurückgedrängt wurde. Umsomehr müssen die bisherigen geringen Erfolge der Deutschen in der Niederwerfung der aufständischen Hottentotten einen nicht zu unterschätzenden Eindruck ausüben auf die Gemüter der bisher noch schwankenden Negerstämme in den britischen Kolonien Südafrikas. Wenn auch die äthiopische Kirche noch nicht überall unter der südafrikanischen Bevölkerung genügend festen Fuß gefaßt hat, um sie zu einem gemeinschaftlichen Vorgehen zusammenzuschweißen, so sind die Neger doch überall zum Aufstande geneigt, und ein einziger falscher Schritt der englischen oder der deutschen Behörden, eine einzige Niederlage im offenen Felde hüben oder drüben kann die allgemeine Empörung in ganz Südafrika entflammen. Vor allen Dingen ist jedes Zeichen von Schwäche seitens der weißen Regierungen äußerst gefährlich. In unbegreiflicher Selbstüberhebung hat die britische Regierung nicht nur lange Zeit dem Aufstande in Deutsch-Südwestafrika teilnahmlos gegenübergestanden, sondern ihn sogar indirekt bestärkt, indem sie die schwarzen Rebellen wie eine kriegführende Partei behandelte. Erst als sie am eigenen Leibe die Gefahr des Negeraufstandes verspürte, kam sie zur Besinnung und betonte dem Deutschen Reiche gegenüber die Solidarität der weißen Rasse. Jetzt bieten die einzelnen britischen Kolonien in Südafrika sich gegenseitig höchst edelmütig Hülfe und Unterstützung an; sie sollten aber nicht vergessen, daß sie vielleicht in nicht allzuferner Zeit jeden verfügbaren Mann zu ihrer eigenen Verteidigung gebrauchen werden. Einen furchtbaren Fehler haben die Briten aber jüngst begangen, als sie den schwarzen Herausgeber eines Eingeborenenblattes aufforderten, als Kandidat zu den Wahlen des Kapparlaments aufzutreten. Das Angebot wurde — charakteristisch genug — abgelehnt!

Ob es noch möglich sein wird, die äthiopische Kirche zu unterdrücken, erscheint mehr als zweifelhaft. Auch dürfte es schwer sein, den richtigen Weg zur Unterdrückung zu finden. Man läuft Gefahr, dem Schicksal des ägyptischen Pharao aus der Bibel zu verfallen, der die Hebräer durch Frohnarbeiten niederhalten wollte und schließlich mit ohnmächtigem Grimm zusehen mußte, wie die Kinder Israel sich desto stärker vermehrten, je mehr er sie unterdrückte. Gegen die weitere Ausbreitung der äthiopischen Kirche Abwehrmaßregeln zu treffen, müssen wir den Engländern über-

lassen, die sie in ihrem eigenen Gebiete durch verkehrte Maßnahmen gezüchtet haben. Wir kommen damit zu dem ersten positiven Resultat unserer Untersuchungen: der deutschen Regierung bleibt nur zu tun übrig, mit aller Schärfe dem Eindringen der äthiopischen Kirche in die deutschen Kolonien vorzubeugen. Bei uns haben wir sie glücklicherweise noch nicht; also lasse man sie auch nicht herein. Das Christentum ist keine Religion für den Neger. Entweder versteht er es überhaupt nicht und nimmt es nur äußerlich in sich auf, oder er versteht es falsch, legt es sich nach seiner eigenen Methode zurecht und macht ein Neger-Christentum daraus, das kein Christentum mehr ist. Wie wenig tief das Christentum in die Herzen der Neger eindringt, haben wir ja zur Genüge während des Aufstandes der Herero, besonders in seinen Anfangsstadien, gesehen, wo die christlichen Neger nicht nur mit kaltem Blute zusahen, wie ihre weißen Glaubensgenossen hingemordet wurden, sondern sich vielfach sogar im Morden, Sengen und Brennen hervortaten und ihre eigenen ehrwürdigen Lehrer nicht verschonten. Dem Neger geht eben die Hautfarbe über die Religion! Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Verblendung unserer Missionare, die sich dieser Erkenntnis verschließen, oder ihren christlichen Glaubenseifer, der nicht verzagen will und sich wieder von neuem einer undankbaren und völlig fruchtlosen Aufgabe hingibt. Befürchten muß man aber, daß unsere Missionare nur der äthiopischen Kirche in die Hände arbeiten und den Boden für sie vorbereiten, um nachher nur erkennen zu müssen, daß alle Früchte ihrer mühe- und aufopferungsvollen Arbeit von jener eingeheimst werden.

Eine ebenso eigentümliche, wie von dem Verfasser dieser Zeilen oft genug konstatierte Tatsache ist es, daß die von katholischen Missionaren bekehrten Neger der äthiopischen Bewegung erheblich kühler gegenüberstehen, als die protestantischen Schwarzen. Der Grund für diese Erscheinung ist wahrscheinlich in dem Wesen der katholischen Konfession, ihren festgefugten Institutionen und vor allem ihrer Ausschmückung mit äußerlichem Gepränge zu suchen, das dem kindischen Gemüte des Negers außerordentlich zusagt und kein tieferes Nachdenken von ihm verlangt. Als absolut stichhaltiges Palliativ gegen die äthiopische Kirche möchte ich aber die katholische Bekehrung doch nicht empfehlen! Das Beste und Sicherste wäre es entschieden, wenn man den Neger Heide bleiben ließe! Besser geeignet als Religion für den Neger als das Christentum ist der Islam, der seinem Verständnis und seinen angeborenen Anschauungen näher liegt und ihn nicht zum Aufrührer macht; denn unzertrennlich mit dem Christentum ist das Wesen der Gleichheit, und der Begriff der Gleichheit, einmal ins Negergemüt übertragen, ist unvereinbar mit der Vorherrschaft der Weißen in Afrika.

Dieser Begriff führt uns zu der politischen Seite der Negerfrage, die in den uralten Auffassungen der Schwarzen vom Herrn und Sklaven, vom Sieger und Besiegten begründet ist.

In früheren Zeiten, als die Weißen noch nicht die Herren im Lande waren, konnten die verschiedenen Negerstämme nach Herzenslust unter einander Krieg führen. Zwar hatten sie, speziell im nördlichen Teile des Kontinents bis nach dem Kongo herunter, alle einen gemeinsamen Feind zu fürchten, der seine Streifzüge zuweilen bis über den Zambesi hinaus ausdehnte, den arabischen Sklavenhändler, der ihre Dörfer niederbrannte, jeden, der Widerstand leistete, erbarmungslos niedermetzelte und Männer, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft abführte. Aber sie fürchteten den Araber nicht nur, sondern sie achteten und ehrten ihn und, wo er sich

unter ihnen niederließ, betrachteten sie ihn als ein höheres Wesen, das mit Recht auf sie mit unsagbarer Verachtung herabblickte. Deshalb genügte oft die Anwesenheit eines einzigen Arabers, einen ganzen Negerstamm in Raison zu erhalten. Anders ist der furchtbare Einfluß eines Tippu-Tip nicht zu erklären, der mit einer Handvoll Leute Jahrzehnte lang der Schrecken von Millionen Negern am oberen Kongo war und sich dort als ungekrönter König ein Reich ohne Grenzen gründen konnte, dessen Macht erst die Belgier ein Ende bereiteten.

Ebenso gut wie die Araber verstanden es verschiedene Negerstämme, sich bei ihren Nachbarn in Schrecken zu setzen. So unternahmen nach einem Bericht des Leutnants Scarambone, eines Offiziers im Dienste des Kongo-Freistaates, die Bakioko und die Wambundu am oberen Kassai fortwährend Razzias, die nur den Zweck hatten, andere Neger einzufangen, um sie alsdann den portugiesischen Händlern zu verkaufen, die sie zur Verladung auf die berüchtigten Sklavenschiffe nach der Küste führten. Noch vor zwei Jahren konnte Scarambone auf seiner Expedition am rechten Ufer des oberen Kassai einen solchen Sklaventransport der Wambundu abfangen und die ins Joch gespannten Sklaven befreien. Wie der genannte Offizier schildert, hatten die unglücklichen Balunda, aus denen die Bakioko sich ihre Sklaven zu holen pflegten, nach mehr als einem Jahrhundert fortwährenden Krieges sich einem resignierten Fatalismus ergeben; weit davon entfernt, sich gegen die Sklavenhändler aufzulehnen, brachten sie ihnen sogar selbst Sklaven zum Verkauf! Die Balunda betrachteten also den Sklavenhandel als ein selbstverständliches Recht des Stärkeren, trotzdem sie selbst gewöhnlich die Opfer waren, und wo sie selbst einmal die Stärkeren waren, übten sie dieses Recht ebenso selbstverständlich aus.

Auch das von den gewaltigen Königen Tschaka und Dingaan gegründete mächtige Reich der Zulu, das unter dem letzten König Ketschwayo von den Engländern zertrümmert wurde, war nur mit den blutigsten Greueltaten errichtet und behauptet worden. Die erstgenannten beiden Herrscher waren die richtigen Bluthunde, die nicht nur die besiegten Völkerschaften mit Stumpf und Stiel ausrotteten, sondern auch gegen ihre eigenen Untertanen in der grausigsten Weise wüteten. Und doch ließen die Zulu nicht nur sich dies gern gefallen, sondern stimmten mit den Ideen dieser Despoten derart überein, daß sie, wenn einmal im Kampfe mit den Feinden besiegt, lieber zu Tausenden Selbstmord begingen, als daß sie ihrem König als Geschlagene unter die Augen traten. Der Unterhäuptling Mosilikatse, dem seitens des Königs Tschaka wegen irgend einer Übertretung der Tod drohte, empörte sich gegen seinen Herrn und wanderte mit einigen Tausend seiner Anhänger aus, um genau nach denselben blutigen Prinzipien ein eigenes Reich im Gebiete der besiegten Betschuana zu begründen. Auch hier nur das Recht des Stärkeren als allein gültiges Prinzip!

In Deutsch-Südwestafrika hat unsere Kolonialverwaltung oft genug die Erfahrung gemacht, daß die Herero, die erst vor etwa achtzig Jahren in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert oder besser gesagt eingebrochen sind, die Ureinwohner des Landes, die Bergdamara, mit unsäglicher Verachtung und nur als Sklaven behandelten. Und letztere ertrugen ihr Los ohne Murren und betrachteten die Herero als die Herren, als die Höherstehenden. Würden die deutschen Eroberer die Herero ebenso behandelt haben, wie letztere die Bergdamara, so würden die Herero, endgültig im offenen Kampfe besiegt und unterworfen, sich ebenso selbstverständlich in ihr Schicksal gefügt haben. So aber behaupten sie, daß man sie nicht besiegt,

sondern ihnen ihr Land abgeschwindelt habe. Höchstwahrscheinlich werden sie jetzt, nachdem sie einen furchtbaren, blutigen Denkzettel erhalten haben, sich alle Empörungsgedanken aus dem Sinne schlagen, wenn man sie unter einem strengen Regiment hält, anstatt sie durch Güte, für die sie unempfänglich sind, zu gewinnen zu suchen. Selbstredend muß ein solches strenges Regiment von den Prinzipien moderner Kultur getragen sein, aber nicht der Herero wegen, sondern unser selbst wegen!

Charakteristisch für die Denkweise unserer farbigen Gegner in Deutsch-Südwestafrika ist der Name, den sie sich selbst geben. Die Hottentotten nennen sich in ihrer eigenen Sprache Koi-Koin, d. h. Menschen. Es geht daraus hervor, daß sie nur sich selbst als Menschen betrachten, ihre Mitmenschen aber als Nichtmenschen! Die Herero gehören zu der großen Unterabteilung der Negerrasse, den Bantu. Bantu ist aber nur die Pluralform von Mtu—Mann, Mensch. Also wieder genau dieselbe Anschauung!

Wenn nun die Neger in politischer Hinsicht ganz und gar von der geschilderten Anschauung beherrscht werden, warum sollte man die ihnen gänzlich fremde und unverständliche Anschauung des Europäers aufdrängen und sie nach europäischen Prinzipien behandeln wollen? Liebet eure Feinde ist ein Begriff, dem der Neger mit offenem Munde gegenübersteht. Wie soll ich denn meine Freunde behandeln? ist sofort seine Gegenfrage. Güte dem Besiegten gegenüber ist dem Neger so fremd, daß er sie entweder als Eingeständnis der Schwäche oder als Dummheit auffaßt. Die äthiopische Kirche würde nie so festen Boden gefaßt haben, wenn sie nicht in politischer Beziehung mit der Anschauung der Neger rechnen könnte, daß der anscheinend so gütige Weiße in Wirklichkeit doch nur dumm, und der Neger im Grunde der Überlegene sei, der sehr wohl damit rechnen könne, dereinst den Europäer aus Afrika hinauswerfen zu können. Würde der Neger die Unmöglichkeit der letzteren These einsehen, so wäre es in demselben Augenblick mit dem Einfluß der äthiopischen Kirche vorbei.

Die politische Einheit des Negers war von jeher das Dorf; sie ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Der Zusammenhang der einzelnen Dörfer untereinander ist gewöhnlich ein sehr lockerer und die einzelnen Dorfhäuptlinge sind zumeist von einander völlig unabhängig. Wenn mehrere solcher Dorfschaften unter einem Oberhäuptling vereinigt sind, so besitzt dieser doch nur in seinem eigenen Dorfe die ausübende Macht, und seine Herrschaft über die anderen Unterchefs erstreckt sich in der Regel nur auf gemeinschaftliche Kriegszüge. Weit seltener sind die Fälle, wo der Oberhäuptling über seine Unterchefs auch im Frieden absolute Gewalt ausübt. Wohl sind dann und wann, wie die oben angeführten Beispiele beweisen, vereinzelte mächtige Negerreiche entstanden; sie hatten aber nie langen Bestand, da sie immer nur von hervorragend tüchtigen Despoten begründet, zumeist zerfielen, sobald ein weniger tüchtiger Regent die Herrschaft antrat.

So erklärt es sich von selbst, daß verschiedene Stammesangehörigkeit gewöhnlich auch mit Stammesfeindschaft gleichbedeutend ist. Die Portugiesen verfolgen daher in ihren Kolonien das Prinzip, die Aus- und Einwanderung der Schwarzen von einem Dorf zum anderen nach Möglichkeit zu fördern. Bietet sich irgendwo durch Häuserbau in einer europäischen Ansiedelung oder Gründung einer Faktorei eine besondere Arbeitsgelegenheit, so werden die schwarzen Arbeiter dazu nicht aus den benachbarten Dörfern genommen, sondern aus anderen Stämmen be-

zogen, deren Rückkehr in die Heimat nach Möglichkeit verhindert wird. Den fremden wird vielmehr zu günstigen Bedingungen die Gelegenheit geboten, sich in den umliegenden Dörfern anzusiedeln, wodurch eine Stammesvermischung herbeigeführt wird. Damit findet eine Teilung der Interessen nicht nur innerhalb der einzelnen Dorfgemeinschaften, sondern auch in größeren Bezirken statt und die Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen Aktion der Eingeborenen gegen die Europäer wird eine äußerst geringe oder verschwindet gänzlich. Es ist dies der alte römische Grundsatz: Divide et impera! Unter allen Umständen muß man aber da, wo die vorhandenen Machtmittel es erlauben, den Anordnungen den nötigen Nachdruck zu verleihen, die Befugnisse der einzelnen Dorfhäuptlinge einschränken, ihnen die Gewalt nicht nur über Leben und Tod, sondern auch über Krieg und Frieden und die Gerichtsbarkeit nehmen und auf diese Weise die Häuptlingswürde zu einer Scheinstellung machen. Am besten ist es, wenn man nach dem Tode eines Dorfhäuptlings dessen Posten überhaupt nicht wieder besetzt. Wir fassen demnach die dritte positive Forderung in dem Satze zusammen: Auflösung der Stammeseinheiten und Abschaffung der sogenannten Kapitänschaften!

Wir kommen nun zu der schwierigsten Seite der Negerfrage, der anthropologisch-biologischen oder naturwissenschaftlichen, die aber bisher im praktischen Leben viel zu wenig Berücksichtigung gefunden hat, gradeso wie die Ergebnisse Häckel'scher Forschung im Staatsleben der europäischen Völker!

Will man an der Voraussetzung der Abstammung des Menschengeschlechts von einem einzigen Elternpaare festhalten, so muß man jedenfalls für die Entwickelung des Menschengeschlechts ungeheure Zeiträume in Anspruch nehmen, schon um die Herausbildung der einschneidenden Verschiedenheiten zu ermöglichen, die sich zwischen den einzelnen Menschenrassen entwickelt haben. Es ist hier nicht der Platz, einen ethnologischen Vortrag über die verschiedenen Menschenrassen einzuschalten; aber es muß doch darauf hingewiesen werden, daß der afrikanische Neger eine ganz isolierte Stellung unter den Völkern der Welt einnimmt, daß die Übergänge fehlen. Man könnte einwenden, daß letzteres nicht zutrifft, daß vielmehr auch hier Übergänge vorhanden sind, und dabei auf das Beispiel der Galla, der Fulbe und anderer Stämme Nordafrikas hinweisen. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß bei den nordafrikanischen Negerstämmen eine Blutmischung mit semitischen und hamitischen Völkern in nachweislich historischen Zeiten stattgefunden hat, man es also hier nicht mit reinen Negern zu tun hat. Letztere findet man eigentlich nur unter den Bantu, deren Wohnsitze im großen und ganzen südlich einer Linie sich befinden, die man von der Mündung des Kamerunflusses bis zum Kap Guardafui ziehen kann.

Verweilen wir einen Augenblick bei den körperlichen Merkmalen, die den Neger vom Weißen unterscheiden. Die ausgeprägte Dolichocephalie des Negers findet man auch bei anderen Völkern, die man keinenfalls zu den Negern rechnen kann, ebenso den Prognathismus, die starke Entwickelung der Unterkieferpartie und die Schiefstellung der Zähne. Wenn auch grade diese Merkmale auf eine prinzipiell verschiedene Richtung der Entwickelung hindeuten, die im schroffen Gegensatze zu der stärkeren Entwickelung der oberen Partien des Kopfes, des Gehirnes bei den indo-germanischen Völkern steht, so gibt es doch noch andere Merkmale, die den Gegensatz zu einem unüberbrückbaren machen. Es sind dies erstlich die weit höhere Ziffer in dem Verhältnis des Oberarmes zum Unterarme, die dem Neger verhältnismäßig längere Glieder verleiht, die lebhaft an die langen Arme der menschen-

ähnlichen Affen erinnern, die stärkere Ausbildung der Sehnen an den Gliedmaßen auf Kosten der Muskulatur, wodurch die sogenannte Wadenlosigkeit der Neger entsteht, der völlig verschiedene Querdurchschnitt der Haare und deren wollige Kräuselung, die selbst bei den Papua und den Australnegern in dieser Form nicht wiedergefunden wird, und vor allem, was bisher noch lange nicht genug gewürdigt ist, die grundverschiedene Konstruktion der Genitalien, indem z. B. beim Penis der Erectus in dem Maße, wie er beim Weißen die Regel bildet, fehlt, wodurch der Coitus beim Neger sich ganz anders vollzieht, als bei den Kaukasiern. Schon der letztere Unterschied ist ein so tief gehender, daß seine Herausbildung in der Entwickelungsgeschichte der Menschenrassen Hunderttausende von Jahren erfordert haben muß.

Viel einfacher erklären sich diese Unterschiede, wenn man die These von der Abstammung der Menschen von einem Elternpaare fahren läßt und für die verschiedenen Menschenrassen einen verschiedenen Ursprung annimmt. In der Zoologie würde das Vorhandensein so vieler Unterschiede jedem Gelehrten vollkommen genügen, gesonderte Arten zu konstruieren. Beim Menschen hat das unwillkürliche Festhalten an der traditionellen Adamtheorie dies bisher verhindert. Der unlängst verstorbene Philosoph Eduard von Hartmann sagt in seiner Abhandlung über „Entwickelung": „Der Mensch stammt zweifellos von tierischen Vorfahren ab, die vermutlich mit fossilen Gibbonarten systematisch verwandt waren." Wer verbietet nun anzunehmen, daß der Indo-Europäer, der Mongole, der Neger von verschiedenen tierischen Vorfahrenarten abstammt, die unter sich zwar ebenso verwandt, wie heutzutage noch die menschenähnlichen Affen unter einander, dennoch aber schon die Grundlagen für die verschiedenartige Entwickelung in sich trugen, eine Entwickelung, die bei einer weiteren Ausbildung grade der Verschiedenheiten niemals in konvergierender, sondern stets in divergierender Richtung sich bewegen mußte. Die Nachkommen dieser tierischen Vorfahren müssen also erst recht verschiedene Arten bilden, die je länger desto mehr sich von einander entfernen. Und bezeichnet man diejenige Art, die die geistig höchststehende Entwickelungsrichtung genommen hat und der wir selbst angehören, mit dem Namen „Mensch" (Homo sapiens), so ist der Neger, streng genommen, kein Mensch in diesem Sinne des Wortes!

Praktisch ergibt sich aus dieser Theorie für die Lösung der Negerfrage ein Grundsatz von ungeheurer Tragweite. Wenn die natürliche Entwickelungsgeschichte des Negers eine sich immer noch steigernde Divergenz dem Weißen gegenüber herbeigeführt hat, so wird der Mensch es nicht fertig bringen, eine Konvergenz wieder zu erzielen. Mit anderen Worten, die künstliche Kultur des Weißen, in unnatürlicher Weise dem Neger aufgepfropft, wird niemals aus dem Neger, von der Hautfarbe ganz abgesehen, einen Weißen machen. Bei dem zivilisiertesten Neger wird stets die brutale Negernatur wieder zum Durchbruch kommen. Die praktische Erfahrung von Jahrhunderten hat die Richtigkeit dieser Theorie vollauf bestätigt. Warum also sollen wir uns bemühen, in falsch verstandener Humanität aus dem Neger das zu machen, was wir sind, ihm unsere Kultur aufzudrängen, anstatt seine natürliche Entwickelung nach Möglichkeit in solche Bahnen zu leiten, wie sie erstlich seiner Natur angepaßt sind und zweitens wie sie ihn am besten befähigen, den Kampf ums Dasein in Konkurrenz mit dem Weißen aufzunehmen? Die bisher in dieser Beziehung befolgten Prinzipien können nur zu einem furchtbaren Vernichtungskampf zwischen den beiden Rassen führen, der natürlich mit dem vollständigen Tode der für diesen Kampf am wenigsten gut ausgerüsteten Rasse enden muß. Die wahre

Humanität würde also darin bestehen, den oben empfohlenen Weg der natürlichen Weiterentwickelung des Negers zu betreten. Darin gipfelt unsere vierte positive Forderung!

Bevor wir an die Betrachtung der sozial-wirtschaftlichen und der privatrechtlichen Seite der Negerfrage gehen, ist nochmals zu betonen, daß diese Gesichtspunkte stets erst in zweiter Linie zu berücksichtigen sind, jedenfalls nie, ohne an den bisher aufgestellten religiös-politischen und wissenschaftlichen Postulaten streng festzuhalten. Letztere müssen immer vorgehen, wenn sie mit ersteren in Konflikt kommen.

Die Negerfrage ist jetzt, nachdem der Aufstand der Herero so gut wie niedergeschlagen und die Hauptmacht der Hottentotten gebrochen ist, in Deutsch-Südwestafrika akut geworden. Von den verschiedensten Seiten sind mehr oder weniger gut durchdachte Vorschläge zur Lösung laut geworden. Erst in allerletzter Zeit hat eine an die Kölnische Zeitung aus Windhuk gerichtete längere Zuschrift einiges Aufsehen erregt, nicht weil sie etwa eine wirklich befriedigende Lösung lieferte, sondern weil sie die brennendsten Fragen zum ersten Male von beiden Seiten beleuchtet. Es heißt dort u. a., daß rund 10000 kriegsgefangene Herero, zum größeren Teile Frauen und Kinder, entweder in den Gefangenenquartieren zu Windhuk, Okahandja etc. untergebracht sind oder an der Rhede in Swakopmund und am Hafen Lüderitzbucht oder auf den Eisenbahn- und Militärstationen oder auf den Farmen der Privatleute arbeiten. Es berührt den unbefangenen Leser recht eigentümlich, wenn dort gesagt wird:

> Die Gefangenen werden milde behandelt, sind mit alten Uniformstücken und Decken genügend ausgestattet und erhalten reichlich Verpflegung; den Frauen hat die Regierung Kleider aus Deutschland kommen lassen, die aber etwas zu kurz ausgefallen sind, da die schlanken Hereroschönen unsere Damen um Kopfeslänge überragen.

Die Feinde, die unsere eigenen Angehörigen in der brutalsten Weise niedergemetzelt haben, werden also reichlich gekleidet und verpflegt, während unsere Truppen im Felde hungern und dursten und die ungeheuerlichsten Strapazen aushalten müssen! Und dann denke man sich die grotesken Figuren der Negerweiber in den ihnen ungewohnten und unbequemen europäischen Kleidern herumstelzend, während unsere Soldaten in zerrissenem Fußzeug und verschlissenen Uniformen den ungewohnten Einflüssen des afrikanischen Klimas ausgesetzt sind. Sogar Tabak wird den armen Herero geliefert, damit sie auch nichts von ihren bisherigen Genüssen entbehren!

Nach einer Beschreibung der — sehr leichten — Arbeiten, mit denen die Herero beschäftigt werden, fährt der Gewährsmann der Kölnerin fort:

> Die große Frage ist nun die: was soll aus den Herero nach Beendigung des Kriegszustandes geschehen? Zwei Ansichten stehen sich hier schroff gegenüber, die der Missionare und die der mit Land und Leuten gleichfalls vertrauten südwestafrikanischen Farmer. Die Mission will, wohl auch im eigenen Interesse (!), den Herero recht bald wieder zu einer gewissen Selbständigkeit verhelfen durch Schaffung von Reservaten. Demgegenüber erklären die Ansiedler: unter keinen Umständen Reservate, denn der wirtschaftlichen Selbständigkeit wird der Drang nach der politischen folgen und wir haben in einigen Jahren einen neuen Aufstand! Das Richtige wird, wie häufig, zwischen beiden Ansichten liegen!

Das erwähnte eigene Interesse der Missionare dürfte unzweifelhaft darin beruhen, daß die Mission nicht das nötige Material zum Bekehren verlieren will, weil sie sonst eben überflüssig wäre. Aus den obigen Deduktionen dürfte zur Genüge hervorgehen, daß sie das wirklich ist! So viel gutes und anerkennenswertes in subjektiver Hinsicht die Mission unter den Heiden anderer Rassen in allen Teilen der Welt geleistet hat, so schädlich und kulturfeindlich ist sie in der Regel wider ihren Willen überall geworden. Die theoretische Ansicht der Farmer über die wirtschaftliche Selbständigkeit der Neger deckt sich vollkommen mit unseren obigen Ausführungen; die gezogenen Schlußfolgerungen sind aber verkehrt. Der Vorschlag des Korrespondenten der Kölnischen Zeitung gipfelt nun in folgendem:

> Mit allerhöchstens 20000 Herero hätte die deutsche Regierung nach Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung zu rechnen. Hiervon kann die Hälfte mit Leichtigkeit bei der Regierung (Truppe, Verwaltungsbehörden, Staatsbahn Swakopmund—Windhuk, an der Küste) und bei Privaten (Farmern, Kaufleuten, Otavibahn, Otavi- und Onjatigruben) untergebracht werden; der Rest von höchstens 10000 Köpfen mit 2- bis 3000 Männern bildet aber kaum eine Gefahr für die Farmer, sobald diese Eingeborenen auf einige räumlich gehörig getrennte Plätze, deren Mittelpunkt je eine Militärstation in Kompaniestärke bildet, verteilt werden. Aus diesen Eingeborenenplätzen erhalten dann neu ins Land kommende Farmer und sonstige wirtschaftliche Unternehmungen ihre Arbeiterfamilien, bis der ganze Hererostamm auf die Mitte und den nördlichen Teil des Schutzgebiets verteilt ist. In derselben Weise wäre im Süden mit den Hottentotten zu verfahren.

Einer gleichartigen Behandlung der Herero und Hottentotten muß man entschieden widersprechen, schon weil diese beiden Rassen nicht gleichen Charakters sind. Der Hottentott ist ein Nomade und als solcher faul und arbeitsunlustig. Es sind ganz natürliche, naturwissenschaftliche Gründe, die es bewirken, daß der Hottentott zum Aussterben verurteilt ist, genau wie der Indianer und der Australneger. Eine Rasse, die sich neuen Existenzbedingungen nicht anpassen kann, verliert dadurch die Existenzberechtigung und geht unter. Das ist ein ehernes Naturgesetz, dem keine künstlichen Mittel Einhalt tun können. Ein Beweis dafür wird schon dadurch geliefert, daß die sogenannten Bastarde in Südwestafrika (in den englischen Kolonien heißen sie Griqua) sich zu einem eigenen Völkchen entwickelt haben, das für den Kampf ums Dasein durch seine Blutmischung besser geeignet zu sein scheint und ein nützliches Bindeglied zwischen Weißen und Farbigen in der wirtschaftlichen Erschließung des Landes zu werden verspricht, wenn man es in dieser Mittelstellung zu erhalten versteht! Darum sollte man die Hottentotten nach Beendigung des Aufstandes, so viel oder so wenig von ihnen übrig geblieben ist, nach einer anderen deutschen Kolonie transportieren, etwa nach Togo, wo sie nichts schaden können und bald genug verschwinden, bezw. in der übrigen Bevölkerung aufgehen werden. Damit haben wir die fünfte positive Forderung.

Wenden wir uns wieder den eigentlichen Negern zu. Ihre kulturelle Aufgabe ist nun einmal die Erschließung und Bearbeitung des dunklen Erdteils, da der Weiße in den heißen Regionen nicht viel körperliche Arbeit leisten kann. Darum müßten sie in denjenigen Landstrichen, die durch Weiße bestellt werden können, den Letzteren Platz machen oder doch nur in einer so beschränkten Anzahl geduldet

sein, daß sie numerisch nicht die Oberhand erlangen und nicht gefährlich werden können. Diese Forderung trifft in erster Linie auf die unter britischer Oberhoheit stehenden Gebiete zu. Aber auch in den deutschen Schutzgebieten, die noch in der gemäßigten Zone liegen, oder in solchen Gegenden, die vermöge ihrer Höhenlage ein gutes Ansiedelungsland für unsere eigenen Landsleute abgeben und in Kamerun und Togo, wie in Deutsch-Ostafrika reichlich zu finden sind, muß der Neger weichen und ihm die Ansiedelung verboten sein. Dieses Postulat ist von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit!

Auf der anderen Seite hat der Neger gewisse, unbestreitbare und doch so oft bestrittene Rechte als ursprünglicher Besitzer des dunklen Erdteils, den der Weiße ihm genommen hat, ohne ihm das richtige Äquivalent dafür wiederzugeben. Man könnte dagegen einwenden, das sei ja gerade der Grund, warum die Missionare bemüht seien, den Negern als Entgelt für die gleichsam geraubte ungebundene Freiheit die Segnungen der christlichen europäischen Kultur zugängig zu machen. Aber die will der Neger garnicht, die mag er nicht, die taugt ihm nicht, wie wir oben gesehen haben. Woher kommt es sonst, daß der mit aller Kultur vertraut gewordene Neger, wenn er einmal in sein Heimatdorf zurückkehren und sich frei und ungezwungen bewegen kann, sofort wieder in den früheren Zustand der Barbarei zurückfällt und sogleich wieder der frühere ungeleckte, schmutzige Wilde wird? Man hat dies früher nicht begreifen können, obwohl man die gleiche Erscheinung bei allen Naturvölkern beobachtet hat, bis einmal ein Indianer, der in Philadelphia auf der Universität studiert hatte und schwermütig geworden war, die Lösung dieses psychologischen Rätsels gab und erklärte, daß er sich früher, wo er die sogenannte Kultur nicht gekannt hatte, weit glücklicher gefühlt habe als mit allen Segnungen und Bedürfnissen der Zivilisation. In der Bedürfnislosigkeit liegt das Glück des Negers; mit den Bedürfnissen kehrt auch die Sorge ein, wie er die Bedürfnisse befriedigen kann. Wenn man aber dem Neger zugleich mit dem Lande und der Ungebundenheit des vagierenden Lebens die Möglichkeit nimmt, seine geringen, primitiven Bedürfnisse in der bisherigen einfachsten und bequemsten Weise zu befriedigen, so ist der Weiße verpflichtet, ihm auch diejenigen Mittel und Wege an die Hand zu geben, wie er sich das Leben in einer Weise selbst gestalten kann, daß er, ohne aus der gewohnten Sphäre herausgerissen zu werden, unter den neuen Verhältnissen dieselbe leichte, mühelose Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse mit neuen Mitteln findet. Das heißt mit anderen Worten, man soll dem Neger zeigen, wie er seine bisherige einfache Lebensweise, seinen Hausbau, seine Feldbestellung, seine Gesunderhaltung usw. unter Benutzung der Kenntnisse der Weißen zu einer möglichst bequemen und vollkommenen machen kann. Unterweisung der Neger in den verschiedensten Handwerken, in Ackerbau und Viehzucht, den Tropenverhältnissen angemessen, ist mithin eine Forderung, die man unbedingt aufstellen muß. Der Neger muß, wie schon oben gesagt, in die Lage versetzt werden, den Kampf ums Dasein in der für ihn natürlichsten und vorteilhaftesten Weise neben, bezw. unter, nicht gegen den Weißen führen zu können.

Eine direkt Folgerung dieser Bedingung ist es, wenn man eine wissenschaftliche Belehrung der Neger, die sogenannte höhere Bildung unbedingt verwerfen muß. Auch zwänge man ihn nicht in europäische Kleidung, in der er sich unbehaglich fühlt und wie ein Affe auf dem Jahrmarkt aussieht. Vor allem vermeide man es, ihn in eine amtliche Stellung, wenn auch untergeordneter Art, zu bringen, wo

er in die Lage kommen kann, irgend eine Autorität einem Weißen gegenüber ausüben zu müssen. Nichts verdirbt den schon an sich zur Eitelkeit geneigten Neger mehr als eine Machtstellung. Darum dürfen Neger als Polizisten eine Polizeigewalt auch nur gegen Neger ausüben.

Der Vorschlag der Schaffung von Reservaten ergibt sich aus allem Vorgesagten als sehr richtig; auch gebe man jedem Neger ein kleines begrenztes Grundeigentum zum alleinigen Besitz, mit einer bestimmten Maximalgrenze, um der Gefahr vorzubeugen, daß ein einzelner Neger zu reich und zu mächtig wird und sich im Laufe der Zeit eine Einrichtung herausbildet, wie die der Großleute bei den Herero, die selbst auf der faulen Haut lagen und in rücksichtslosester Weise ihre Sklaven für sich arbeiten ließen. Der Weiße, der so die soziale Fürsorge für den Schwarzen übernimmt, muß auch dem schwächeren Eingeborenen seine Freiheit und Unabhängigkeit gegenüber dem Stärkeren garantieren.

Um die bereits gelegentlich erwähnte Vermischung der verschiedenen Negerstämme zu erzielen und damit die Gefahr einer gemeinsamen Aktion gegen die Weißen zu vermindern, gibt es ein sehr einfaches Mittel, das auch in manch anderer Hinsicht viele Vorteile bietet; man siedele die altausgedienten ostafrikanischen Askaris unter gleichen Bedingungen unter anderen Völkerstämmen, z. B. den Herero in den Reservaten an. Sie werden ihre neuen Stammesgenossen mit der ihnen gewohnten deutschen Disziplin vertraut machen und zugleich eine gewisse Überwachung der unruhigen Geister übernehmen. Wenn man aber in dieser Weise die Zügel der Regierung dem Neger gegenüber stramm anzieht, so sorge man auch dafür durch Schaffung von Negerkommissaren für jeden Distrikt, daß der Neger nicht brutal unterdrückt, sondern in jeder Beziehung gerecht behandelt werde. Das kann nur dazu dienen, unsere eigene Stellung in den Augen der Schwarzen zu befestigen; auch sind wir das uns selbst schuldig, daß wir in weiser Mäßigung gewissermaßen über den Parteien stehen.

Sodann folgt aus unserer Verpflichtung, das Land in jeder Weise zu erschließen und zu kultivieren, auch das Recht, von dem Neger ein gewisses Maß von Mitarbeit zu fordern. Wir müssen ihn daher zwingen, aus seinem früheren Elend herauszukommen, seine eigene materielle Lage soweit zu heben, daß er nicht Hungersnöten ausgesetzt ist, wie das früher so oft der Fall war. Der Neger muß daher verpflichtet sein, das ihm überwiesene Land entsprechend zu bebauen und zu pflegen, er muß ein gewisses Maß von Arbeit leisten, sowohl zu seinem eigenen Vorteil, wie auch als Gegenleistung für die ihm vom Weißen gewährten Vorteile, also als eine seinen Verhältnissen angemessene Form unserer bürgerlichen Steuern. Die Erziehung zur Arbeit ist eine Forderung, die dem Neger gegenüber unnachsichtlich durchgeführt werden muß, aus ethischen, wie aus materiellen Gründen.

Dies wären in großen Umrissen diejenigen Forderungen, die man in der Negerfrage unbedingt aufstellen muß. Wenn mir jemand einwendet, daß sie keine endgültige Lösung der Negerfrage ergeben, so räume ich das ohne weiteres ein; aber das bisherige Vorgehen der Weißen in Afrika ist es erst recht nicht. Im Gegenteil, wenn wir in der bisherigen Weise fortwursteln mit halben Maßregeln, so treiben wir die Negerfrage gar bald auf die Spitze, um sie dann nur mit dem Schwert nicht lösen, sondern nur zerhauen zu können und nachher doch wieder vor denselben Fragen zu stehen, nur unter viel schwierigeren Umständen. Eine endgültige Lösung der Negerfrage gibt es ebensowenig, wie die vielen europäischen

Fragen, z. B. in Rußland, als gelöst betrachtet werden können. Aber die vorgeschlagene Art und Weise eines Versuches einer Lösung dürfte für die nächsten Jahrzehnte, vielleicht für dieses ganze Jahrhundert genügen, sie dürfte eine endgültige, natürliche Lösung in richtigster Weise vorbereiten. Solange man noch nicht sagen kann, welche Entwickelung Europa in diesem Jahrhundert nehmen wird, wie sich die Auswanderungsverhältnisse in absehbarer Zeit stellen werden, in welchem Maße wir gezwungenermaßen auf Afrika angewiesen sein werden, so lange dürfte die vorgeschlagene Lösung eine hinreichende sein.

Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über die übrigen Farbigen in Afrika hinzuzufügen.

Höchst eigentümlich ist die Stellung der Araber in unseren Kolonien, speziell in Ostafrika, teilweise auch in Kamerun. Mit Rücksicht auf die blutigen Kämpfe, die wir früher mit ihnen zu führen gezwungen waren, können wir eigentlich mit ihrem jetzigen Verhalten recht zufrieden sein, sie machen uns augenblicklich verhältnismäßig wenig zu schaffen. Auf der anderen Seite kann aber die deutsche Regierung nicht wachsam genug den Verlauf der panislamitischen Bewegung, die seit einigen Jahren eingesetzt und von der Türkei ihren Ausgang genommen hat, beobachten und verfolgen, um rechtzeitig eine etwa sich entwickelnde Gefahr in die richtigen Bahnen zu lenken. Jetzt ist es noch zu früh, ein abschließendes Urteil hierüber zu fällen.

Dagegen sollte man von vornherein eine Richtschnur ziehen für das Verhalten gegen eine etwaige Chinesenfrage. Die Söhne des Reiches der Mitte sollte man unter keinen Umständen als Ansiedler nach Afrika hereinlassen. Bedarf man ihrer als Arbeiter, so sorge man auch dafür, daß sie nach Ablauf ihres Arbeitskontraktes sofort in ihre Heimat zurückkehren.

Weit schwieriger, weil schon so alt, ist die Indierfrage, die in mancher Hinsicht der Chinesenfrage ähnelt. Wie der Chinese ist der Indier bestrebt, nachdem er sich im Auslande einen bescheidenen Wohlstand erworben, in seine Heimat zurückzukehren, um dort von seinen Zinsen zu leben. Infolgedessen legt der Indier sein erworbenes Kapital nie im Auslande an und bedeutet für unsere Kolonien nur eine Kapitalentziehung. Würde sich der Indier dazu verstehen, in unseren Kolonien dauernd zu bleiben, Nachkommen zu erzeugen, sein Geld in der Kolonie anzulegen, dort Bürger zu werden, so wäre er als intelligenter, kulturfördernder Faktor sehr zu begrüßen. Wie aber die Sachen bis jetzt stehen, ist der Indier nur ein gefährlicher Konkurrent für den Europäer, dessen Anwesenheit in den deutschen Kolonien nur Ostindien Vorteil bringt, und der daher nach Möglichkeit fernzuhalten ist, es sei denn, daß er sein Indiertum aufzugeben bereit wäre und dauernd deutscher Untertan wird. Das wird jedoch vorläufig nur in Ausnahmefällen geschehen. Selbst in britischen Kolonien fängt der Indier an unbequem zu werden, wie die Geschichte der letzten Zeit beweist, weshalb auch die Briten durch gesetzgeberische Maßregeln sich seiner zu erwehren suchen.

Woldemar Schütze, Hamburg.

Vierter Jahresbericht des Kaiserlich Biologisch-Landwirtschaftlichen Instituts Amani für das Etatsjahr 1. April 1905 bis 31. März 1906.

Vor einigen Wochen brachte die Kölnische Zeitung unter dem Titel „Ein Tropengarten" eine Betrachtung über den Entwicklungsgang des weltberühmten botanischen Gartens zu Buitenzorg auf Java. Diese Studie zeigte, wie sich diese jetzt von der ganzen Welt bewunderte Schöpfung gegen die Absicht und den Wunsch einer engherzigen und kurzsichtigen Verwaltung durch die Energie einiger weniger Männer der Wissenschaft zu seiner jetzigen Höhe emporgerungen hat. Auch jetzt noch bedarf es trotz eines staatlichen Zuschusses von mehr als 200000 Mark weiter der Unterstützung reicher Gönner, interessierter Pflanzerkreise, um die Arbeiten des zahlreichen Gelehrtenkreises auf der Höhe der Anforderungen zu halten. Denn nicht allein wissenschaftlichen Zwecken dient das Institut, es beteiligt sich durch das Studium der wichtigsten Kulturpflanzen und ihrer Lebensbedingungen auch an der praktischen Arbeit und ist auf diese Weise zur bedeutendsten internationalen Auskunftsstelle herangewachsen. Von hier schöpfen deutsche Gelehrte und Pflanzer Belehrung, von hier erhalten wir bei den uns noch fremden Kulturversuchen mit tropischen Gewächsen Rat und Auskunft.

Obwohl die Bedeutung solcher wissenschaftlichen Institute für die Praxis unserer kolonialen Betätigung schon in weiten Kreisen längst bekannt war, hat man sich an maßgebender Stelle ziemlich spät — wahrscheinlich aus Sparsamkeitsrücksichten zur Schöpfung ähnlicher Einrichtungen entschlossen. So entstand zunächst in Kamerun der botanische Garten zu Victoria, dessen Entwicklung auch längere Zeit hindurch durch Personenwechsel und unzureichende Ausstattung gehemmt wurde.

Seit vier Jahren besteht das neue Institut zu Amani, dessen 4. Jahresbericht folgend, wir seine Entwicklung betrachten und uns an seinen Erfolgen erfreuen wollen.

Am 5. Mai 1905 übernahm der Geh. Regierungsrat Dr. F. Stuhlmann die Geschäfte als Direktor. Aus dem Berichte über die Personalien sei nur hervorgehoben, daß durch Beurlaubungen und Personenwechsel die Arbeiten mehrfach gestört wurden. Auch der Mangel an einheimischen Arbeitern wirkte ungünstig auf die Fortentwicklung des Instituts. Zu beachten ist, daß der Hauptgrund für den Arbeitermangel darin zu suchen ist, daß die vorzüglichen Arbeiterstämme der Wanyamwezi und Wassukuma in ihrem eigenen Lande bei der Entwicklung der Handelsverhältnisse durch die englische Ugandabahn Verdienst genug finden und nun weniger in die Fremde auf Arbeit gehen. Der Lohn des gewöhnlichen Arbeiters mußte auf 40 Heller für den Tag erhöht werden, eine Maßregel, welche erfahrungsmäßig seine Rückwirkung auf die Privatpflanzungen auszuüben pflegt, die ohnehin schon erheblich unter Arbeitermangel und Höhe der Löhne leiden.

Das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut verfügt jetzt außer den kleineren Nebenbauten über ein Fremdenhaus, sieben Beamtenhäuser und drei Laboratoriumsbauten. Da die Anstalt auch leidlich mit Apparaten, Chemikalien usw. versehen ist, können fremde Gelehrte hier jederzeit für die meisten Untersuchungen ausreichende Arbeitsgelegenheit finden. Dieselbe wurde am nachhaltigsten und längsten von dem Geh. Medizinalrat Professor Dr. Robert Koch und seinem Assistenten Oberarzt Dr. Kudicke benutzt, welche hier die Untersuchungen über das afrikanische Recurrenzfieber abschlossen und die Studien über Trypanosomiasis fortsetzten. Der Vorsitzende der allgemeinen Entomologischen Gesellschaft Dr. A. Schroeder aus Husum weilte über 4 Monate, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Engler einige Tage in Amani. An sonstigen Besuchern seien erwähnt: Geh. Regierungsrat Professor Dr. Paasche, Vizepräsident des Reichstages, Dr. med. Richard Kandt, Joachim Graf v. Pfeil, Dr. Zintgraf, fernerhin Gouverneur Graf v. Goetzen, eine Anzahl von Pflanzern und Beamten. Am 4. und 25. Juni hielten die Pflanzer Ostusambara's ihre Versammlungen in Amani. Von Westusambara besuchte bisher noch kein einziger Pflanzer das Institut. Ebenso hat der Komissar des Kolonialwirtschaftlichen Komitees Herr J. Booth nur die Nebenstation Mombo, welche umfangreiche Baumwollenversuche ausführt, nicht aber Amani besucht.

Von der Fertigstellung der im Bau begriffenen Bahn der Sigi-Export-Gesellschaft wird eine Verbesserung der Verbindungen erhofft.

Das Ergebnis der meteorologischen Beobachtungen ist, daß das Klima von Amani ein sehr mildes und gleichmäßiges war, mit einer mittleren Jahrestemperatur von 19,6° C, einem äußersten Maximum von 30,7° und einem äußersten Minimum von 11,2°. Von Juni bis September sind die kühlsten, von November bis März die heißesten Monate. Die relative Feuchtigkeit ist recht hoch und betrug im Jahresmittel 85 %. Das Jahr 1905 hatte einen Gesamtregenfall von 2380,5 mm an 176 Tagen, 151 Tage hatten mehr als 0,5 mm Regen. Januar, Februar waren außergewöhnlich, Juni und August ziemlich trocken, ohne daß die Kulturen Schaden litten. Außerordentlich heftig waren die Regen im April 1905 und besonders schlimm an dem stürmischen Tage des 26. April, an welchem viele Bäume entwurzelt wurden und im Gebirge große Erdrutsche eintraten, aber den Anstaltspflanzungen nur wenig schadeten.

An der landwirtschaftlichen Ausstellung in Zanzibar beteiligte sich das Institut und erhielt ebenso wie die Versuchsstation Mombo ein „Certificate of Merit."

Von den Arbeiten im Botanischen Laboratorium seien erwähnt: Ordnung und Vergrößerung des Herbariums, welches durch die Sammlungen der Herren Dr. W. Busse und Dr. Holtz einen sehr wertvollen Zuwachs erhielt. Bei den neuerdings angelegten Sammlungen wurden in erster Linie die verschiedenen Nutzholzarten, zu denen Abbildungen gefertigt werden, berücksichtigt. Eine Veröffentlichung über die Nutzhölzer Ostafrikas ist in Aussicht genommen. Außerdem wurde mit der Sammlung von den verschiedenen Erzeugnissen der tropischen Pflanzenwelt begonnen. Leider litt die praktische Arbeit, besonders auf dem Studiengebiete der Pflanzenkrankheiten durch die mannigfachen Neben-Beschäftigungen der beiden Botaniker. Eine ausgedehntere Untersuchung fand statt über die Kräuselkrankheit des Maniok, über Kautschukgewinnung aus der Rinde von Manihot Glazovii und andere einheimische Milchsaftliefernde Pflanzen. Es wurden Anzapfungsversuche gemacht und der gewonnene Kautschuk wurde im

chemischen Laboratorium untersucht. Von den dort ausgeführten 77 Untersuchungen ergaben 17 Proben von Ficus elastica und (9) Castilloa elastica nicht besonders gute Ergebnisse, während 17 Proben von Manihot Glazovii und Hevea brasiliensis (21) durchweg gute Resultate zeigten. Ein abschließendes Urteil ließ sich bei der Unvollständigkeit des Materials noch nicht fällen. Auch Lianenkautschuk von Mascarenhasia oder Landolphia (5) mit guter Kautschukeigenschaft kamen zur Untersuchung. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, eine in der Praxis verwertbare neue hier wildwachsende Kautschukpflanze aufzufinden. Die diesbezüglichen Untersuchungen sollen aber fortgesetzt werden.

Die Unterhaltung und Ausbreitung der Pflanzungen wurde durch den immermehr zunehmenden Arbeitermangel und durch die Notwendigkeit, die Arbeiter vermehrt zu Transporten und Bauten heranzuziehen, erschwert. Die Reinigung der Pflanzungen und Wege mußte beschränkt werden, die Ordnung des botanischen Gartens nach den natürlichen Familien mußte unterbleiben. Dennoch litten die meisten Pflanzungen nicht. Im Sigital konnten sogar die Pflanzungen ausgedehnt werden, auch wurde Gelände für Aufforstungsversuche gerodet und sogar zum Teil bepflanzt.

Außerdem wurden Kickxia, Cinchona robusta und Kampferbäume gepflanzt. Das Hauptgewicht wurde aber auf die Anzucht der verschiedenen Nutzgewächse gelegt, deren Zahl sich jetzt auf 75000 beläuft.

Chinin- Kampferbäume, Kautschuk-, Obst-, Pfefferpflanzen, Bambusen, Nutzhölzer wurden in beträchtlicher Zahl abgegeben. Dagegen konnte Samen noch nicht verteilt werden.

Sehr eingehende Versuche sind mit den verschiedenen Kaffeearten, mit Thee, Kakao im Sigital, Kola, Areca Catechu, Piper, Betle und Mate, mit einer großen Anzahl von Schattenbäumen und Windbrechern gemacht worden. Von Medizinalpflanzen sind Cinchona, Cocain lieferer und eine Menge von Heil- und Giftpflanzen angebaut worden. Auf die Anpflanzung von Kautschuk und Guttapercha, Castilloa, Ficus Elastica, Ficus Schlechteri, Hevea brasiliensis, Kickxia u. a. wurde besonderer Wert gelegt. Daneben sind Faserstoffe, Bambusen, Baumwollarten, Jute, Gewürze, Öl-, Farb-, Gerbstoffe und Harzliefernde Pflanzen und Nutzhölzer, Fruchtbäume, Knollen, Zuckerhaltige- und Futterpflanzen der verschiedensten Art angepflanzt.

Neben den bereits erwähnten Kautschuk-Prüfungen wurden im chemischen Laboratorium Gerbstoffe, Gummiharze, Wasser- und Erzproben sowie Pfeilgifte untersucht. Leider ergab die Untersuchung von Uranpacherz aus dem Ulugurugebirge an Ort und Stelle, daß dem Auftreten vorerst wenig Bedeutung beizumessen ist, weil es, wenn auch auf verschiedene Gänge verteilt, viel zu sparsam in den einzelnen Gängen stattfindet. Die Ergebnisse einer $4^1/_2$ Monat dauernden Reise des Ingenieur-Chemikers V. Lommel werden demnächst an anderer Stelle bekannt gegeben werden. Eine Malachitprobe aus Udjiji erwies sich als kupferreich, eine Probe Magneteisenstein enthielt 70 % Eisenoxyduloxyd. Vegetationsversuche für die wichtigeren Nutzpflanzen nebst Düngungsversuchen sind in die Wege geleitet.

Sehr umfangreich waren die Arbeiten im zoologisch-entomologischen Laboratorium. Hier war die Aufgabe, die zahlreichen Schädlinge unserer Pflanzungen zu erkennen und Mittel zu ihrer Vernichtung aufzufinden. Wenn dies auch aus bereits oben erwähnten Gründen noch nicht überall gelungen ist und die

mühsamen und zeitraubenden Arbeiten fortgesetzt und praktisch erprobt werden müssen, so ist doch schon Manches Erfreuliche in der Erkenntnis der Schädlinge und ihrer Vernichtung geleistet. Es kamen die Heuschrecken, eine Fleckenkrankheit der Sisalagave, eine größere Anzahl von Baumwollschädlingen und eine Methode zur Desinfizierung der Baumwollsaat zur Untersuchung. Es wird ferner über die Feinde der Sisalagaven und Kokospalmen, die Hundsaffen und ihre Vertilgung, die Kräuselkrankheit des Kautschuks, des Kaffees, andere Erkrankungen der Nutzpflanzen und Nutzhölzer und die Mittel zu ihrer Bekämpfung berichtet. Von besonderer Wichtigkeit sind die vorgeschlagenen Maßnahmen zur Konservierung von Mais und von Körnerfrüchten, obgleich die Versuche mit einem Dörrapparat nicht befriedigten. Die Berichte über Bienen- und Seidenraupenzucht gaben über die einschlägigen Verhältnisse interessante Aufschlüsse.

Die entomologische Sammlung enthält einen großen Teil der bisher in Deutsch-Ostafrika beobachteten schädlichen Insekten samt ihren Entwicklungsstadien. Wir wollen hoffen, daß das Institut berufen ist, in dem erbitterten Kampfe gegen die bisher leider nur zu siegreich gewesenen zahlreichen Schädlinge die Überlegenheit zu gewinnen und unsere vielfach hart bedrohten, kostbaren Kulturen retten möge.

Auch auf der Versuchsstation Mombo, welche in Vertretung durch einen Gärtner geleitet wurde, herrschte Arbeitermangel. Trotzdem die Zahl der Leute durch Inanspruchnahme auf Amani auf ein Drittel sank, wurden noch umfangreiche Bauarbeiten ausgeführt. Bei den landwirtschaftlichen Arbeiten wurde das Hauptgewicht auf die Baumwollkulturen, welche auf 53,1 ha ausgedehnt wurden, gelegt. Daneben wurden noch 2600 Manihot Glazovii gepflanzt. Kleinere Posten von Früchten und Pflanzen, größere an Saat von Manihot Glazovii und 160000 Sisalbubillen konnten verkauft werden.

Die Erträge der Baumwollfelder waren nicht annähernd normal, obwohl der Boden im Allgemeinen nicht für ungünstig gehalten wird und sich durch fortgesetzte Kultur noch besser für Baumwolle eignen wird. Sehr ungünstig beeinflußt den Anbau — und dies dürfte entscheidend sein — die unregelmäßige und unberechenbare Verteilung der Regen.

Die Versuche mit Baumwolle sollen infolge der ungünstigen Erfahrungen eingeschränkt und solche mit Rizinus, Jute und Santalum album fortgesetzt werden. Weitere Versuche mit verschiedenen Bambusen, Nutzhölzern, amerikanischem Riesenmais, Maniok aus Madagaskar fielen günstig aus. Leider hat das bereits erwähnte Hochwasser vielen Schaden an den Kautschuk- und Tiekholzbeständen getan.

Die Veröffentlichungen des Institus in den „Berichten über Land- und Forstwissenschaft“ und im „Pflanzer“ umfassen beinahe 1000 Druckseiten mit zahlreichen Anlagen. Die Bücherei, der leider meistens noch die älteren Jahrgänge der Zeitschriften fehlen, hat sich durch Kauf und Austausch auf 1600 Nummern vermehrt. Hoffentlich findet sich ein begüterter Kolonialfreund und hilft dem obenerwähnten Mangel ab und beschafft die älteren Zeitschriften.

Auch der Jahresbericht der Domaine Kwai in Westusambara klagt über Arbeitermangel, Unbeständigkeit, Unzuverlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Neger und empfiehlt schon jetzt, die Einführung asiatischer Arbeiter ins Auge zu fassen. Mit den vorhandenen mangelhaften Arbeitern erscheint die Fortführung einer rationellen Viehzucht und Pflege ohne dauernde Schädigung nicht gewährleistet. Hiermit würde für die Besiedlung durch Europäer bei sonst günstigen Verhältnissen

ein erheblicher Mißstand in Kauf genommen werden müssen. Leider waren die Absatzverhältnisse dieses Siedlungsversuches bisher noch mangelhaft, so daß ein Urteil über die Aussichten europäischer Siedler auf dieses Beispiel hin noch nicht gefällt werden darf. Erst nach Herstellung eines 5 km langen Anschlußweges an die bereits begonnene Fahrstraße Mombo-Schume-Wald und nach Weiterführung der Usambarabahn nach Masinde mit Abzweigung nach der Hochfläche des Schume-Waldes dürfte die Grundlage für einen rentablen Absatz und für das Gedeihen der Siedlung Kwai gegeben sein.

Wenn bisher fast die gesamte 2500 Ztr. betragende Kartoffelernte infolge der schlechten Wegeverhältnisse an die Schweine verfüttert werden mußte, so wird sich in Zukunft durch Wege- und Bahnbau eine nutzbringende Verwertung aller Erzeugnisse bei weiterer Ausdehnung der Siedlungen erzielen lassen und der Eisenbahn ganz ansehnliche Frachten zuführen. Zur Zeit ist noch die Viehzucht die Hauptsache, jedoch ist ihre Ausdehnung durch den Mangel an Ställen beschränkt, deren Errichtung der augenblickliche Pächter von der Regierung ausgeführt zu sehen wünscht. An Pferden sind 21, an Rindvieh etwa 100, Schweine 50, Esel 15, daneben Ziegen und Schafe vorhanden. Es wird jedoch eine Vermehrung der Pferde auf 60, die Zucht einer größeren Zahl Milchvieh zur Butterbereitung und von 150 Schweinen angestrebt, während die Eselzucht aufgegeben werden soll.

Der Bericht, welcher so vieles Erfreuliche über die Entwicklung des so wichtigen Institutes gegeben hat, enthält auch manche Hinweise auf das, was noch zu bessern sein dürfte. Zunächst scheint, daß die bisherige Zahl der Beamten für die schnelle und ununterbrochene Fortführung der Arbeiten nicht genügt während der Urlaubszeit und der Abwesenheit auf größeren Dienstreisen. Ebenso ist es wünschenswert die Zahl der Arbeiter für die Bedürfnisse ausreichend und stabiler zu machen. Für die Ausstattung mit Apparaten und Material sollte mehr als leidlich*) gesorgt sein, so daß nicht nur für die Arbeit unserer Fachmänner gesorgt ist, sondern auch daß wir in der Lage sind, die unseren Gelehrten in Buitenzorg und anderer Orts gewährte Gastfreundschaft nur einigermaßen entgelten zu können. Bei der hohen Wichtigkeit, welche das Institut hat und bei der Bedeutung, welche ihm für die weitere Entwicklung der Pflanzungen in ganz Deutsch-Ostafrika zugebilligt werden muß, sollte nicht an den Kosten seiner Ausstattung gespart werden. Hier können durch eine sachgemäße Tätigkeit Millionen gespart werden. In Java hat, wie wir in dem bereits erwähnten Artikel der Kölnischen Zeitung sehen können, eine engherzige Bureaukratie die Entwicklung der jetzt so hoch geschätzten Auskunftsstelle für Tropenkulturen in früheren Zeiten gehemmt, halten wir uns von diesem nunmehr bei den Holländern lange überwundenen Fehler frei und folgen wir den Spuren der Männer, welche nicht nur der Wissenschaft ungeahnte Erfolge errangen, sondern auch der Praxis unschätzbare Dienste leisteten und ihr die Wege wiesen, auf denen sich die glänzende, wirtschaftliche Entwicklung der holländischen Kolonien in neurer Zeit aufgebaut hat. Möge dem neuen Institut, ebenso wie dem Botanischen Garten in Victoria in Kamerun, und alle den Anstalten, welche wie wir hoffen wollen, sich nun bald in allen Schutzgebieten entwickeln werden, ein ähnlicher Erfolg wie Buitenzorg beschieden sein.

Gallus, Oberstleutnant a. D.

---

*) S. 467 des Berichts.

Die Nebenflüsse des Kongo als Verkehrsstraßen.

Der Kassaï ist ein prächtiger Wasserweg nach dem Innern Afrikas und ist schiffbar auf eine Länge von 840 km.

Nach der von Kpt. Thys im Jahr 1887 vorgenommenen Erkundung beträgt die Breite bei Kwamouth 500—600 m und wurden hier im März 1886 Tiefen bis zu 30 m gemessen, später verbreitert sich der Fluß aber bis auf 7000 m und verschmälert sich erst wieder kurz vor Moutchie auf 700—800 m. Wenig oberhalb der Einmündung des Sankuru beträgt die Breite 750 m, die Tiefe 7 m, die Geschwindigkeit 1,10 m. Unter 8° südl. Breite fand Dr. Büchner während der Trockenzeit den Fluß 120 m breit, 3,05 m tief, 3 m Geschwindigkeit. Die Strömung ist am stärksten an der Einmündung des Lulua und durchfließt den Fluß hier 80 m in der Minute.

Ein belgischer Missionar äußert sich über die Schiffahrt auf dem Kassaï wie folgt: „Der Kassaï, welcher an seiner Mündung relativ schmal ist, verbreitert sich bis zu mehreren Lieus von Ufer zu Ufer, aber die Wassermenge bleibt dieselbe, was der Fluß an Breite gewinnt, verliert er an Tiefe, die sehr zahlreichen Sandbänke, sowie die vom Strom entwurzelten und in ihn hineingefallenen Bäume machen die Schiffahrt schwierig, besonders für Fahrzeuge, welche stromab fahren und nicht Herr ihrer Bewegungen sind.

Ein guter Kapitän wird aber stets auf weite Entfernungen die Gefahr erkennen können. Lange parallele Linien auf der Wasseroberfläche zeigen eine Sandbank an, zwei einen Winkel bildende Falten sind das Zeichen eines „stick“ oder „swoc“, Baumstamm oder Baumreste, welche unter dem Wasser versteckt sind. Ähnliche Anzeichen machen Felsen unter dem Wasserspiegel kenntlich.“

Wißmann stellte im April 1886 die Möglichkeit einer bequemeren Befahrung des Kassaï bis 108 km jenseits der Luluamündung fest, woselbst ein herrlich schöner 7 m hoher Wasserfall (der Wißmann-Fall) der Schiffahrt endgültig ein Ziel setzt. Dieses Hindernis hat einschließlich der folgenden Schnellen eine Länge von 2500 m.

Dr. Wolf setzte die Erkundung jenseits fort und fand eine weitere 90 km lange schiffbare Strecke bis zum Pogge-Fall.

Oberhalb dieses Hindernisses ist die Schiffahrt durch zahlreiche Schnellen behindert, wenn nicht unmöglich gemacht, wie auch die Erkundung Schindlers ergab.

Nebenflüsse des Kassaï:

1. Der Mefini mündet im April in einer Breite von 700 m, einer Tiefe von $3^1/_2$ Faden, einer Geschwindigkeit von $1^1/_2$ Meilen, weiter aufwärts erweitert er sich auf eine Breite von 350—600 m, jenseits des Leopold-Sees, Ikatta genannt, beträgt die Breite 250—300 m, die mittlere Tiefe 3—4 m, die Geschwindigkeit 2 Knoten, unter 23° 10′ östl. Br. beträgt die Breite des Flusses 35 m, die Tiefe 4 m, die Geschwindigkeit 7 Knoten. Während im unteren Lauf Inseln und Sand-

bänke, im Mittellauf scharfe Windungen die Schiffahrt erschweren, finden sich im Oberlauf an mehreren Stellen Stromschnellen, jedoch ist trotz dieser Schwierigkeiten der Fluß bis 550 km aufwärts schiffbar.

Der Kwango, welcher im März 1886 von Wißmann erkundet wurde, mündet in einem Delta, welches so zahlreich mit Inseln angefüllt ist, daß die Einfahrt nur schwer gefunden werden kann. An der Spitze des Deltas weist der Fluß im März eine Breite von 650 m, eine mittlere Tiefe von 3,50 m und eine Geschwindigkeit von 1,30 m in der Minute auf. Die Schiffahrt mit Dampfern ist bequem bis ungefähr 4° südl. Breite möglich, d. i. auf eine Länge von etwa 100 km. Jenseits dieses Punktes wird, wie Greenfell mit dem „Peace" im Dezember 1886 feststellte, die Schiffahrt immer beschwerlicher, da der sich immer mehr verbreiternde Fluß an Tiefe abnimmt und die Sandbänke sich erheblich vermehren. Am 27. Dezember hatte die Fahrt Greenfells an den etwa 220 km Luftlinie von der Mündung entfernten Schnellen von Kingungi unter 5° 8′ eine Ende. Dieses Hindernis besteht aus einer mächtigen etwa 600 Schritt langen Steinbarre, welche der Strom aus Steinmassen, Blöcken, Geröll, Sand usw. selbst angeschwemmt hat.

Im Jahr 1899 stellte ein Angestellter des Kongostaates fest, daß bei dem etwa zwei Monate dauernden höchsten Wasserstand die Schnellen vermittest Dampfer überwunden werden können. Derselbe hatte nur einige Felsen sprengen lassen und so eine, wenn auch schwierige Passage freigelegt. Da die ausgeführte Arbeit aber nur die Fahrtverhältnisse bei Hochwasser verbessert, bei Niedrig-Wasser aber einen 1,50 m hohen Fall bestehen läßt, sollen weitere Felssprengungen stattfinden, deart, daß das Niveau des Flusses ober- und unterhalb des Hindernisses so ausgeglichen wird, daß nur noch eine Differenz von 50 cm vorhanden ist. Ermöglicht soll dieses werden durch die Herstellung eines 20 m breiten und 150 m langen Kanals, welcher zu jeder Jahreszeit für mittlere Flußdampfer schiffbar ist.

Auf diese Weise würden weitere 400 schiffbare Kilometer bis zu den Franz-Joseph-Fällen in den Verkehr einbezogen werden. Diese Flußstrecke oberhalb der Kingungi-Fälle wurde bereits im Juli 1880 vom Major Mechow erkundet. Dieser erreichte den Kwango an der Einmündung des Kambo und war der Hauptstrom an dieser Stelle etwa 500 Schritt breit. Er gleicht mit majestätischer Ruhe dahinfließend der Elbe bei Dresden. Eine Weiterfahrt nach Süden oberhalb der Einmündung des Kambo machen drei kurz aufeinander folgende Hindernisse: der Kaiser Wilhelm-, der Kaiser Franz Joseph- und der König Dom Luiz-Fall unmöglich.

Die etwa 500 m breite Dschumma, welche mit einer Stromgeschwindigkeit von 1½ Meilen in der Stunde mündet, ist abgesehen von einigen kleinen Sandbänken zunächst frei von Schiffahrtshindernissen. Bald nimmt stromauf die Breite bis 1 km zu, wobei das Flußbett viele Inseln anfüllen, nach deren Verschwinden sich der Fluß wieder bis auf 350—250 m verschmälert. Der Major Parminter konnte im Jahr 1894 mit einer kleinen Dampfbarkasse leicht bis an die unter 7° liegende Grenze der Schiffbarkeit gelangen.

Die Kamtscha stellte sich bei einer im Dezember und Januar von M. Stache vorgenommenen Erkundung als ein tiefer Fluß dar, dessen Breite zwischen 80 und 100 m schwankt. Jenseits Badinga verengert sich das Bett schnell bis auf 35 bis 40 m Breite, bleibt aber tief, jedoch werden seine Biegungen schärfer, die auch schon vorher im Bett befindlichen Baumstumpfe werden zahlreicher und gefährlicher.

Der Loange ist im Mai ein schöner Fluß mit einer mittleren Breite von 200—250 m, sich manchmal bis auf 500—600 m ausdehnend, mit tiefem Wasser und starkem Strom. Der Fluß ist bei Hochwasser für die größten Dampfer schiffbar, jedoch sind, wie bei allen Flüssen des Kongosystems auch im Loange einige schwierige Stellen vorhanden.

Der Sankuru, welcher nach Dr. Wolff unmittelbar vor seiner Einmündung annähernd 4000 m weit parallel so mit dem Kassaï läuft. daß man versucht ist das rechte Sankuru-Ufer für das rechte Kassaï-Ufer zu halten, mündet in zwei 250 bis 300 m breiten Armen, nach deren Vereinigung sich der Strom zur Regenzeit stellenweise bis auf 2000—3000 m verbreitert, diese Breite wird noch öfter ereicht, während 12—14 Fuß Tiefe gemessen werden.

Nach den von Wißmann im März 1886 vorgenommenen Messungen mißt der Sankuru an der Spitze seines Deltas 450 m Breite, 5 m Tiefe, 0,75 m Geschwindigkeit in der Sekunde.

Bei Katchich hat der Fluß eine Breite von 150 m.

Die Tiefe des Flusses schwankt zwischen 1,25—10 m und beträgt nach Dr. Wolff im Mittel 3 m. Die mittlere Geschwindigkeit beträgt 3—4 Meilen in der Stunde.

In der ganzen Länge seines Laufes befinden sich zahlreiche Inseln.

Im Januar 1886 war Dr. Wolff den Fluß im Dampfer 800 km aufwärts bis 5° 30′ südl. Br. und 25° östl. L. gefahren, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen. Von diesem Punkt setzte er seinen Weg zu Fuß fort und fand unter 6° Schnellen (die Wolff-Fälle), welche selbst die Schiffahrt für Kanoes unmöglich machten.

Über diese Erkundung sagt Dr. Wolff: „Ein Gewirr von Sandbänken und Inseln läßt die Mündung schwer erkennen. Einige Kilometer aufwärts werden die Bänke seltener und ohne Schwierigkeiten können den Fluß bei 2—3 m Durchschnittstiefe größere Flußdampfer befahren. Bereits ehe der Lubi ihm sein Wasser zuführt, zeigt er scharfe Krümmungen bei einer Breite von 150 m. Der Sankuru eröffnete sich mir weiter aufwärts (von der Mündung an) als ein mächtig schöner Strom, dessen Breite zuweilen 2—3000 m erreichte und der eine vorzügliche Wasserstraße bei 3 m durchschnittlicher Tiefe bildete. Bis zur Lubi-Mündung war der Kanoe-Verkehr auf dem Strom ein reger, die Fahrzeuge nahmen oft 80 Personen auf. Jenseits der Lubi-Mündung wurde der Fluß durch die bis zu 100 m steilen Wände zuweilen auf 200 m eingeengt bei durchschnittlicher Tiefe von 3 m und 7500 m Stromgeschwindigkeit. Nahe dem 6° südl. Br. mußte ich teilweise den Landweg einschlagen, da Stromschnellen vorher dem „En avant“ und somit überhaupt der Schiffahrt Halt geboten. Ich bin mit dem „En avant“ durch vier Stromschnellen gefahren, wobei das Schiff jedoch zweimal bei nur 2 Fuß Tiefgang auf einen Stein rannte.“

Während die Schiffahrt auf dem Sankuru bis zur Einmündung des Lubi keinerlei Schwierigkeiten findet, ist jenseits dieses Punktes der Verkehr mit Dampfern schwierig, da der Fluß sehr gewunden ist, und unter 5° 30′ hört die Schiffbarkeit für Dampfer auf, da der Wolff-Fall ein unüberwindliches Hindernis bildet.

Nebenflüsse des Sankuru:

Der Lubudi, welcher im März 1886 an der Mündung 300 m breit und 4 Faden tief gemessen wurde, ist schiffbar, jedoch schon 11 km aufwärts verschmälert

er sich auf 15 m, und da er sehr viele Krümmungen aufweist, dürfte hier wohl bereits für größere Fahrzeuge die Schiffbarkeit aufhören.

Der Lufebu, welcher in einem Delta, dessen Arme 30 und 50 m breit sind, mündet, wurde von Dr. Wolff mit dem „En avant", dessen Maschine später entzwei ging, bis 4°40′ südl. Br. und 25°5′ östl. L. befahren. Die Schiffahrt auf den in seiner Breite zwischen 60 und 100 m wechselnden Fluß ist leicht, da wenig Inseln und Sandbänke vorhanden sind, dagegen stets genügende Tiefe gefunden wird. Dr. Wolff nahm den Endpunkt der Schiffbarkeit für Dampfer unter 5°30′ südl. Br. an, da sich hier starke Schnellen im Fluß befinden.

Der Lubi, welcher an seiner Mündung 50 m breit ist, wurde von Dr. Wolff 92 km aufwärts befahren. Seine Beschiffung ist gefährlich, da sein Bett sehr gewunden, seine Strömung heftig ist. Trotzdem kam der „En avant" bis 5° 30′, wo Schnellen, die jenseits immer zahlreicher werden, eine Weiterfahrt hinderten.

Der Lulua, dessen Breite auf 175 m, dessen Tiefe 4,80 m und Geschwindigkeit auf 1,05 m im März 1886 von Wißmann bestimmt wurden, ist von letzterem im Mai 1886 stromab befahren worden. Drei Fahrttage wurden keinerlei Hindernisse getroffen, dann folgten Schnellen, der Strom war sehr heftig. Die Hindernisse hörten erst bei Luebo auf und ist nach der Ansicht Wißmanns dieser Ort der äußerste Punkt der Schiffbarkeit nach Süden auf dem Lulua. Bis zu diesem Dorf können Dampfer von 5—6 Fuß Tiefgang gelangen und zwar ist nach Parmineter die Schiffahrt verhältnismäßig leicht, jenseits hat der bis Luluaburg etwa 450 m breite Fluß eine Geschwindigkeit von 250—300 m und ist voll von Schnellen.

Die Alima mündet in den Kongo in einem Delta, welches an seiner Basis fast 25 km mißt und fünf an sich wenig bedeutende Hauptarme aufweist. Zur Einfahrt wird gewöhnlich der 50 m breite, 6 m tiefe und 75 cm in der Sekunde Strömungsgeschwindigkeit aufweisende südlichste Arm benutzt.

Nach Ballay schwankt die Breite des vereinigten Stromes zwischen 150—300 m, seine Tiefe ist über 5 m, seine Stromgeschwindigkeit ungefähr zwei Knoten in der Stunde. Felsen und Sandbänke sind nicht vorhanden. Wenn die Alima trotzdem als eine günstige Verkehrsstraße nicht angesehen werden kann und selbst Dampfer von 7—8 Tonnen nur schwer passieren können, so hat dieses seinen Grund erstens in den scharfen Biegungen seiner zahlreichen Windungen, sowie in der an einzelnen Stellen herrschenden starken Strömung, welche von den Fahrzeugen außerordentlich starke Maschinen erfordert.

Die Schiffbarkeit erhält bei dem 300 km von der Mündung entfernten Diele, welches mit kleinen Fahrzeugen zu jeder Jahreszeit erreicht werden kann, im allgemeinen ihr Ende, da der Fluß jenseits dieses Ortes Schnellen bildet.

Der Leketi ist sehr schmal, kann aber von kleinen Dampfschaluppen eine Strecke aufwärts befahren werden.

Der Pana wurde im Jahr 1902 von dem den Fluß aufwärts fahrenden Kapitän Scherlinck erforscht. Er ist ein in der Breite zwischen 35 und 65 m wechselnder bedeutender Wasserlauf von einer Gesamtlänge von 300 km. Da er jedoch starke Krümmungen und eine große Stromgeschwindigkeit, die oft Wirbel hervorruft, aufweist, so ist eine Befahrung mit Dampfern nicht angängig.

Der südlich der Alima und oberhalb des Kassaï von Westen her in den Kongo mündende Lesini ist ein ziemlich geringfügiger Fluß, der ebenes, schwach bewohntes Land entwässert.

Der Likuala aux Herbes wurde im März und April 1900 im Mittel- und Unterlauf durch Kapitän Jobit bis Botungo, etwa 0°50′ nördl. Br., aufgenommen und für Piroguen und wahrscheinlich auch für kleine Dampfer von geringem Tiefgang auf eine Länge von 300 km schiffbar gefunden. Der an der Mündung 500 m breite und 2—3 m tiefe Fluß ist kurz unterhalb des Einflusses des Bailly 100 m breit und 3 m tief. Dicht oberhalb der Einmündung dieses Nebenflusses befindet sich eine Furt, welche nur einen Wasserstand von 1,20 m aufwies, jedoch hatte der Fluß oberhalb der Einmündung dieses Hindernisses bei einer Breite von 60 m, eine Tiefe von 2 m, sodaß wahrscheinlich auch der Oberlauf dem Verkehr dienstbar gemacht werden kann. Der gleichen Ansicht sind drei Beamte der dort tätigen französischen Handelskompagnie, die im September und Oktober 1902 den Fluß mit einem Dampfer befuhren und hierbei etwa um 40—45′ weiter aufwärts bis Ebelo gelangten. Vasseur glaubt, daß von diesem Punkt die Quelle des Flusses noch ziemlich weit entfernt liegt, denn man erreichte dort bei starker Strömung bei 3 m keinen Grund. Nach den Marken zu urteilen, die das jährliche Hochwasser an den Bäumen zurückgelassen hat, muß der Fluß um 1,5 m steigen und das Land im November vollständig überfluten.

Des Sanga ist schon bei Beschreibung der „Binnenwasserstraßen in Kamerun“ in Heft 7 des Jahrgangs 1904 dieser Zeitschrift Erwähnung getan und zwar bis Nola. Bei diesem Ort beginnen für die Schiffahrt Schwierigkeiten in dem Hauptstrom, dem Sanga-Mambere. Von Nola bis Bania ist das Bett des Flusses eng und mit Felsen angefüllt, welche Schnellen verursachen. Das Haupthindernis liegt bei Bania selbst, von welchem Ort sich größere Schnellen auf eine Strecke von 5—6 km Länge aufwärts bis Likaia hinziehen.

Bei Niedrig-Wasser bilden diese Bania- oder Dschumbi-Schnellen ein absolutes Hindernis, da es aber Brazza am 4. Januar 1902 gelang seinen Dampfer Courbet vermittest Ziehen vom Ufer usw. über diese Stromschnellen zu bringen, so dürfte die Herstellung einer fahrbaren Straße auf dieser Strecke wohl möglich sein.

Jenseits der Bania-Schnellen entfaltet sich der Sanga und bildet Inseln, jedoch auch auf dieser Strecke finden sich eine Anzahl Schnellen, welche besonders zahlreich sind in der Nähe von Carnotville und welche während der Zeit des Niedrig-Wasser ein Befahren des Flusses so gut wie unmöglich machen. Während der Periode des Hochwassers scheint jedoch ein Schiffsverkehr möglich, denn Brazza, welcher seinen Dampfer Courbet Ende Oktober 1893 zu Land an den Bania-Schnellen hatte vorbeischaffen lassen, vermochte mit diesem Fahrzeug bei Hochwasser ungefähr bis Tendira zu gelangen, oberhalb welchen Ortes er durch unüberwindbare Schnellen aufgehalten wurde.

Ähnliche Hindernisse dürften die Schiffahrt weiter oberhalb auf dem Sanga-Mambere unmöglich machen.

Über die Schiffbarkeit des Sanga nördlich Wesso äußert sich Dr. Plehn, welcher den Fluß im Juni 1899 erkundete: „Das Fahrwasser bis Bayanga ist durch Sandbänke sehr eingeengt. Die Schiffbarkeit für Dampfer hört bei Salo auf, 1$^{1}/_{2}$ Rudertage oberhalb Bayanga und die Bergfahrt im Canoe bis zum Posten Carnotville erfordert 10—12 Tage.“

Die Annales de geographie urteilen über die Schiffbarkeit des Sanga im ganzen: „Der schiffbare Teil des Sanga hört bei Nola auf, ..., der Ikela Mambere bietet schiffbare Abschnitte.

Der Sanga ist schiffbar zu jeder Jahreszeit bis zum N'Goko, während 8 Monate bis Bayanga. Es würde unklug sein diesen Punkt mit Dampferfahrzeugen zu überschreiten, welche tiefer gehen als 0,50 m nach dem festgestellten Anschwellen vom Ende Juli bis 15. November ohne eine genaue Kenntnis des Flusses."

Der Ubanghi, welcher zuerst von Stanley im Jahre 1877 entdeckt wurde, hat die von den ersten Forschungsreisenden Greenfell, von Gele usw. gehegten Hoffnungen hinsichtlich einer guten Wasserverkehrsstraße nach dem Innern nicht in der Weise erfüllt, wie man durch die Verhältnisse seines untersten Laufes, anzunehmen berechtigt war. Der Strom hat zwar bei genügender Wassermenge eine Länge von 2500 km, jedoch ist nur der kleinste Teil zusammenhängend schiffbar, was sich aus dem großen Niveau-Unterschied zwischen Quelle und Mündung ergibt. Der Fluß fällt auf seinem 2500 km langen Lauf um fast 940 m. Jedoch wird dieser Höhenunterschied nicht in gleichmäßiger Weise ausgeglichen, wie sich schon aus den folgenden Angaben ergiebt:

Station Amadis	610	m über Meer
Baglime	540	" " "
Abdallah	440	" " "
Songo	390	" " "
Mündung	360	" " "

Diese Verschiedenheit des Gefälles bringt es mit sich, daß die mehr oder minder langen Abschnitte ruhig fließenden Wassers durch Schnellen oder Fälle getrennt sind.

Das niedriegste Niveau weist der Fluß im März und April auf, dann beginnt er zu steigen, hat im Mai, Juni und Juli ein mittleres Niveau, im August, September, Oktober und November Hochwasser mit dem höchsten Niveaustand im Oktober, wobei ein Niveau-Unterschied zwischen höchst und niedrigst von 6—8 m zu verzeichnen ist. Ende November fällt das Wasser wieder, bis Ende Februar das niedrigste Niveau erreicht wird. Diese Bewegung des Wassers tritt nach der Quelle zu entsprechend früher ein und zwar beginnt nach Schweinfurth im Oberlauf das Steigen bereits Ende März und im April und reicht die Schnellzeit des Flusses dann bis in den Dezember.

Der Ubanghi ist bequem schiffbar bis zu den Songoschnellen, ausgenommen zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes, da dann die Felsen von Zinga 45 km unterhalb der Songoschnellen die Schiffahrt behindern und an dieser Stelle sich nur eine schmale Fahrtrinne längs des rechten Ufers befindet. Dieses Hindernis war bei der Bergfahrt von Géle's im November 1887 nicht vorhanden, wurde aber von dem Genannten bei seiner Talfahrt im Jahre 1889 bemerkt. Greenfell, welcher diesen Flußteil im Februar 1885, also während der Zeit der Niedrig-Wasser befuhr, fand den Strom bis 2° 3′ wenig tief, sodaß die Vorwärtsbewegung nur mit großer Vorsicht möglich war, da sich Felsen im Flußbett befanden. Wirklich gefährlich wurden diese Hindernisse jedoch erst jenseits 3° 50′.

Bei der Fahrt von Géle's im Jahre 1886, welche bei Hochwasser stattfand wurden stets Tiefen von wenigstens 1,80 m, manchmal auch 11 m gefunden, am Äquator war die Breite 2730 Yards, die Tiefe 36 Fuß, die Strömung in der Stunde 2¼ engl. Meilen, bei Nundja 2500 m breit, 11 m tief, Strömung 1 m in der Sekunde, unterhalb der Songoschnellen 1200 m breit, 7 m tief, Strömung 1,30 m.

Unter 4° nördl. Br. verengert sich der Fluß plötzlich von 1200 m auf 800 m Breite und wird durch eine Insel und drei Felsen in fünf Teile geteilt. Die Hauptmasse des Wassers wirft sich ungefähr in der Mitte durch eine 250 m breite Enge hinab. Längs des rechten Ufers befindet sich ein kleiner Fall, welcher nach Ansicht von Géle's bei Niedrig-Wasser vielleicht nicht vorhanden ist, längs des linken Ufers läuft eine Schnelle, über welche die Eingeborenen ihre Piroguen hinaufziehen. Dieses Hindernis führt den Namen „Songoschnelle“. Dieselbe besteht eigentlich aus zwei Teilen: dem ersten, einer Felsenbariere und dem zweiten, Klippen. In beiden Fällen wird das Hindernis einfach durch die Heftigkeit des Stromes gebildet, welche mit dem Anschwellen des Wassers zunimmt. Zu jeder Zeit ist für Dampfer genügend Wassertiefe vorhanden, sodaß es zur Überwindung dieses Hindernisses nur starker Maschinen bedarf.

Die erste Fahrt des Kapitain v. Géle erreichte hier ihr Ende Oktober 1886, also zur Zeit des Hochwassers, weil der Dampfer En avant das Hindernis wegen des starken Stromes nicht zu überwinden vermochte. Der Missionar Greenfell, welcher ebenfalls schon zweimal, November 1884 und Februar 1885 den Fluß erkundet hatte, und zu dem letztangegebenen Zeitpunkt glücklich über das Hindernis hinweggekommen war, sprach die Ansicht aus, daß der günstigste Augenblick zum Passieren der Schnellen des Ubanghi die Zeit des niedrigsten Wasserstandes im Februar sei, weil dann die Felsen im Flußbette sichtbar wären und der Steuermann die Fahrstraße leicht wählen könne. v. Géle richtete es deshalb bei seiner nächsten Erkundigungsfahrt Ende 1887 so ein, daß er am Ende der Höchstwasserperiode — im November — das erste Hindernis erreichte. Die Strömung war noch sehr reißend, aber weit geringer als im Oktober 1886. Der Unterschied in der Höhe des Wasserspiegels betrug 1,2 m. Aber auch jetzt war der En avant noch nicht im Stande aus eigener Kraft das Hindernis zu überwinden, jedoch gelang es, das Schiff über die verschiedenen Schnellen zu schleppen. Den Beweis, daß starke Maschinen allein zum Überwinden der Schnellen genügen, erbrachte Delcoumne, indem er am 21. August 1889 mit dem Dampfer Auguste Beernaert die erste und zweite Schnelle ohne Schwierigkeit überwand, alle weiteren ebenso auch die Schnellen von Belly und Gomba. Im Jahre 1900 fuhr Seguin mit dem Dampfer Kuango ebenfalls die Songoschnellen stromauf.

Jenseits dieses Hindernisses folgt auf eine Strecke von 29 km vollständig freies Fahrwasser bis zu den Bongaschnellen. Diese werden durch eine 300—500 m lange Felsenbarriere gebildet, welche die ganze Breite (1800 m) des Flusses von Ufer zu Ufer durchzieht. Bei Hochwasser ist alles von Wasser bedeckt, bei Niedrig-Wasser tauchen die Felsen auf und ist für Dampfer nicht genügend Tiefe vorhanden, auch nimmt der Strom an Heftigkeit zu. Zu dieser Zeit sind die Bongaschnellen unpassierbar, sobald aber die Wasser etwas steigen, kann man den Dampfer hinüberziehen und später hebt sich das Niveau und nimmt die Strömung ab, derart, daß ein Dampfer mit eigener Kraft hinüberfahren kann. Die Bongaschnelle bildet also nur bei Niedrig-Wasser und in der ersten und letzten Zeit des mittleren Niveaustandes ein Hindernis für die Schiffahrt. Im November 1887 war längs des linken Ufers eine noch heute zu benützende Durchfahrt wahrzunehmen, welche der En avant befahren konnte, da die höchsten Felsen noch 1,50 m unter dem Wasserspiegel lagen und in der Zeit des Hochwassers die Strömung nicht besonders stark war.

Es folgen nun, nur durch kurze schiffbare Strecken von einander getrennt, fünf weitere Hindernisse, über welche v. Géle im Juli—September 1889, nachdem der Dampfer „En avant“ die beiden vorhergehenden Schnellen mit eigener Kraft überfahren hatte: „Oberhalb Belly verengert sich das Flußbett bis auf 400 m und sind Tiefen bis zu 16 m nachgewiesen worden. Die Strömung ist verhältnismäßig schwach und konnte der En avant dieses Hindernis verhältnismäßig leicht überwinden.“ Es befindet sich an diesem Punkt zu jeder Jahreszeit eine Schnelle. Bei mittlerem Wasserstand im Juni und Juli können Dampfer hier aufwärtsgehen und selbst bei Hochwasser gelangte der mit starken Maschinen ausgerüstete Dampfer „Alima“ über das Hindernis. Die Talfahrt mit Dampfern ist gefährlich bei Niedrig- und Mittelhohem-Wasser (Ende Dezember bis Mitte Juni) infolge der Felsen, welche zu schnellen Richtungsveränderungen zwingen, die Steurer der Schiffe müssen also schnell zu sehen und gut zu steuern vermögen.

Wenig oberhalb verbreitert sich der Fluß auf mehr als 2000 m, aber hier ist er mit Felsen und Inseln übersät, zwischen denen das Wasser brausend dahinstürzt. Dieses ist das Haupthindernis. Auf der Weiterfahrt boten sich ganz ähnliche Verhältnisse, wie bei den Bongaschnellen: das Bett war felsiger Grund, über welchem das Wasser Strudel bildete. Glücklich kam man über diese Stellen hinweg, da das Niveau hoch genug war, bei Niedrig-Wasser muß allerdings die Fahrt sehr schwierig, wenn nicht unmöglich sein.“

Fünf Kilometer weiter stromauf werden die Wassermassen wieder eingeengt durch zwei felsige Landzungen, welche so eine Schnelle bilden — die Schnelle En avant —, deren Passage 1889 der entlastete Dampfer von Géle's leicht bewerkstelligte. Wenig oberhalb verbreitert sich der Fluß und bietet ein wirres Durcheinander von Inseln, Klippen, Stromschnellen, Wasserfällen usw., zwischen denen man sich nur schwer zurechtfinden kann. Dieses Hindernis — die Elefantenschnelle — verläuft von SW. nach NO. und wird von einer größeren Inselgruppe — den Elefanten-Inseln — und einer großen Insel, welche untereinander und mit beiden Ufern durch eine Felsenbariere verbunden sind, gebildet. Das Wasser strömt hier mit der außerordentlichen Geschwindigkeit von 18 km in der Stunde dahin in drei großen Kanälen, welche mit Schnellen angefüllt sind. Der am linken Ufer befindliche Kanal führt eine große Menge Wasser zwischen Felsen hindurch, welche bei Hochwasser bedeckt sind, bei Niedrig-Wasser aber eine Passage für einen Dampfer frei lassen. Der Strom ist jedoch immer sehr heftig und gutes Steuern daher notwendig. Die Alima konnte Oktober 1890 dieses Hindernis ohne Hülfe durchfahren. Der mittlere Kanal ist bei Niedrig-Wasser fast trocken und daher vollkommen unpassierbar. Sobald beim Schnellen der Wasser das Niveau eine gewisse Höhe erreicht hat, kann man einen Dampfer hinaufziehen, wie es von Géle 1889 tat. Man benützt dann eine Senkung, welche verhältnismäßig ruhiges Wasser, bei einer Breite von 15—25 m, sowie einer mittleren Tiefe von 1,20 m aufweist. Im Kanal am rechten Ufer befindet sich eine $2^1/_2$—3 m breite Rinne, in welcher bei einer Tiefe von nur 0,9 m eine außerordentlich starke Strömung herrscht, jedoch ist das Hinaufziehen eines entlasteten Dampfers möglich.

Nach einer kurzen Strecke ruhigen Wassers folgen nun die Mokuongeh-Schnellen. Der Fluß hat hier eine Breite von 2000 m, und ist von Klippen und Inseln vollständig übersät, jedoch ist eine Durchfahrt vorhanden, welche schon der Dampfer En avant unter von Géle aus eigener Kraft benutzen konnte.

Abgesehen von diesen angeführten wesentlichsten Hindernissen ist die Fahrt auf der 37 km langen Strecke Belly—Mokuongeh noch durch eine Unzahl Inseln und Klippen, welche im Flußbett zerstreut liegen, wesentlich erschwert.

Jenseits der letztgenannten Schnelle öffnet der Strom auf eine Länge von 275 km bis Banzy eine 800—900 m breite Wasserstraße, welche bei einer mittleren Tiefe von 4—5 m frei von Hindernissen ist, wenn auch Klippen noch ab und zu auftauchen.

Die erste Schwierigkeit entsteht bei Banzy, woselbst der Fluß durch zwei Landspitzen zu einer Schnelle eingeengt wird, über welche der Dampfer En avant mit Seilen hinübergezogen werden konnte. Das Hindernis besteht nur in starkem Strom und kann ein Dampfer Ende Dezember bis Ende April aus eigener Kraft über dasselbe hinweggelangen, später ist ein Hinüberziehen möglich und wenn das Niveau noch mehr steigt kommt ein Zeitpunkt, an welchem infolge der starken Strömung auch dieses nicht mehr möglich ist. Das Hindernis ist dann absolut gesperrt.

Nach 50 km folgen die Schnellen von Setema. Dieses Hindernis setzt sich drei Felsenlinien, welche den ganzen Fluß durchqueren, zusammen.

Die erste Linie bildet eigentlich keine Schnelle, sondern die Ufer nähern sich lediglich bis auf 300 m, die Strömung ist schwach, die Tiefe bis zu 50 m und können Dampfer ohne Mühe vorwärts kommen. Die zweite Linie bildet das ernsthafteste Hindernis. Das Wasser fließt durch vier Engen, überall Schnellen bildend. Die erste Enge, welche die beträchtlichste ist, bietet stets genug Wasser, aber die Strömung ist, ausgenommen bei Niedrig-Wasser außerordentlich stark. Bei Talfahrten kann diese Stelle ohne Weiteres benutzt werden. Die zweite und dritte Enge sind bei Niedrig-Wasser infolge des geringen Wasserstandes vollkommen gesperrt. Die vierte Enge endlich ist nur fahrbar Ende Mai, jedoch finden sich in derselben ebenfalls Klippen. Zur Zeit des mittleren Wasserstandes kann der Dampfer hinübergezogen werden, aber bei Hochwasser ist auch dieses wegen der zu starken Strömung unmöglich.

Die Schnellen von Banzy und Setema fand Marchand im April, wenn auch schwierig, so doch passierbar.

Jenseits Setema ist der Ubanghi auf eine Länge von 160 km für Dampfer bis zu den Schnellen von Banafia und Bagozzo schiffbar, welche Hindernisse von einem Dampfer leicht überwunden werden können, sobald das Wasser genügend hoch gestiegen ist. Jenseits der Einmündung des Bangasso finden sich viele Felsen und Sandbänke, auch ist weiter oberhalb der 2370 m breite Fluß von zahlreichen Inseln durchsetzt. Es folgt dann der Fall von Mokwangu, welcher, da das Wasser in der ganzen Breite des Flusses in einer Höhe von 4 m senkrecht hinabfällt, die Schiffahrt vollkommen unmöglich macht. v. Géle, welcher diesen Abschnitt im Januar 1891 erkundete, sagt über die Strecke Banafia—Mokwangu: „Der Fluß ist durch die Schnellen von Bagozzo in zwei Abschnitte geteilt. Piroguen können leicht die erste Linie der Schnellen von Banafia überwinden, ebenso die zweite von Bagozzo, aber jenseits ist die Schiffahrt gefährlich und endlich unmöglich. Die dritte Barriere wird durch den Fall von Mokwangu gebildet, welcher unüberwindlich ist.“

Jenseits Mokwangu bieten sich der Schiffahrt als Hindernis weitere Schnellen, welche von Géle und Roget erkundet haben und sie selbst für Piroguen unfahrbar erklären. Bei Abdallah teilt sich der Strom in zahlreiche größere und kleinere Arme, vereinigt sich oberhalb jedoch bald zu einem einzigen Bett. Diese anscheinend

absolut unpassierbare Strecke reicht bis Djabbir und sagt Roget im Juni 1890 über den Abschnitt Abdallah—Djabbir: „Vor Djabbir ist der Uelle 200 m breit, aber sehr tief. Ober- und unterhalb verbreitert er sich beträchtlich und bildet große Inseln, er ist infolge seiner zahlreichen Schnellen für Dampfer vollständig unbefahrbar, Piroguen teils erleichtert teils nicht fahren über dieselben hinab," und von Gèle fand im Januar 1891: „Jenseits Mokwangu finden sich zwei weitere Schnellen, diejenigen von Langon und Bouté. Diese Hindernisse sperren den Fluß auf eine Länge von 8 km und ist oberhalb der letztgenannten Schnelle die Schiffahrt in Piroguen möglich aber schwierig."

Über den Ubanghi bei Djabbir sagt Kommandant Roget: „Vor Djabbir ist der Uelle 200 m breit, aber sehr tief. Ober- und unterhalb verbreitert er sich beträchtlich und bildet große Inseln, er ist für Dampfer vollkommen unbefahrbar infolge seiner zahlreichen Schnellen. Piroguen teils erleichtert, teils nicht, fahren über dieselben hinab."

Jenseits Djabbir, woselbst der Fluß an einigen Stellen zuerst von Junker erkundet wurde, ist der Ubanghi bis Gurnangu von Schnellen durchsetzt, die meist von Piroguen überwunden werden können, jedoch sind einzelne auch für diese Fahrzeuge gefährlich. Immerhin dürfte sich der Fluß auch auf dieser Strecke als Verkehrsstraße eignen, — Leutnant Milz fand den Fluß bis zur Einmündung der Bima schiffbar — besonders wenn einige Ergänzungsarbeiten vorgenommen werden, da zwischen den einzelnen Schnellen sich stets schiffbare Abschnitte befinden und die Hindernisse selbst nicht immer absolut unfahrbar sind. So konnte die Expedition Vankerkhoven, von Djabbir den Fluß aufwärts gehend, bis Bomokandi mit Piroguen 59 von 60 Schnellen überfahren. Als hauptsächlichste der letzteren sind zu nennen: Zwei Stunden unterhalb der Zuflüsse Uerre und Bima der schöne Fall von Goe, das ernsthafteste aller Hindernisse, und kurz vor Bomokandi die Schnellen von Siassi. Zwischen Bima- und Uerre-Mündung liegen die gefürchteten Katarakte der Insel Kombiäko, woselbst der Fluß auf eine Breite von 200 m eingeengt wird. Das Wasser zwengt sich durch ein Chaos von Felsmassen und hat ein so starkes Gefälle, daß man im Fluß oberhalb des Katarakts nicht stehen kann. Auch bei Hochflut wird das Wasser an jener Stelle nicht ausgeglichen.

Den Abschnitt oberhalb des Zuflusses Bomokandi beschreibt Leutnant Gustin im September 1891 stromabwärts wie folgt: „Ein Kilometer oberhalb Bomokandi teilt sich der Uelle in mehrere Arme, durch welche die Wasser heftig hindurchströmen. Zahlreiche Felsen und Sandbänke bilden gefährliche Hindernisse für die Schiffahrt. Der Niveau-Unterschied wird nicht durch einen einheitlichen Fall, sondern durch sehr verschiedenartige Schnellen ausgeglichen. Man kann die Ausdehnung der Bank, welche der Fluß in diesem Abschnitt überwindet, auf 1000 m schätzen. Der Höhenunterschied beträgt 10 m. Von diesen Schnellen bis zu denjenigen von Doie fließt der Strom ruhig und langsam, und wird nur lebhafter einige hundert m oberhalb Siassi, aber er ist nicht gefährlich für die Schiffahrt.

Nach Junker soll der an der Mündung der Bima 600 m breite Strom in der Trockenzeit so flach sein, daß man hindurchwaten kann.

Erst jenseits des Nebenflusses Bomokandi werden diese Hindernisse seltener und wird der Fluß wiederum auf eine längere Strecke schiffbar.

Die Schnellen von Doie haben eine Länge von 1000—1500 m. Der nun folgende Abschnitt Bomokandi—Dongu—Surure wechselt in der Breite zwischen

75 und 300. Unterhalb Amadis befindet sich der $2^1/_2$ m hohe Fall von Panga, gebildet durch eine Felsenbarriere, welche von Ufer zu Ufer reichend als ein unüberwindliches Hindernis anzusehen ist. Oberhalb Amadis entsteht durch Verengung des Flußbettes die infolge ihrer starken Strömung beschwerlichen Engen von Magaregare.

Durch die sich in unregelmäßigen Abständen folgenden Stromschnellen zerfällt der Fluß in drei schiffbare Teile und zwar sind die Grenzen: die Fälle von Furru, die Schnellen von Setibu und der Fall von Angba unterhalb Niagera. Das bedeutendste Hindernis auf dieser Strecke ist die durch Schweinfurt bekannt gewordene Schnelle von Kissange hart unterhalb der Einmündung des Duru, auf welche der größte Teil der 30 m Gefälle entfällt, welche der Fluß auf dem 100 km langen Abschnitt Dongu—Gadda hat.

Diese Hindernisse, welche je nach der Jahreszeit eine verschiedene Wichtigkeit besitzen, üben niemals eine vollständige Sperrung aus, sondern stets findet sich ein wenigstens für Piroguen fahrbarer Kanal.

Jenseits Dongu wird der Fluß zum Gebirgsstrom. Der Ort liegt 2600 Fuß hoch, die Quelle befindet sich in einer Höhe von 4200 Fuß, bei einer Lauflänge von 250 km hat der Fluß demnach ein Gefälle von 490 m. Trotzdem ist oberhalb Dongu noch immer ein Verkehr mit Piroguen möglich bis Surure und erst jenseits dieses Ortes werden die Stromschnellen so heftig und zahlreich, daß selbst die Eingeborenen keine Kanoes mehr auf dem Fluß haben. Es ist selbstverständlich, daß die Wasserverhältnisse auch des letztgenannten Teiles des Ubanghi—Uelle je nach der Jahreszeit wechseln. Außer bei höchstem Wasserstand ist der Strom sehr stark und die Engen sind schwierig zu überwinden, bei Niedrig-Wasser zeigt das Bett nur eine Reihe von Felsen und Klippen, die Tiefe ist gering. Im Großen und Ganzen besteht die Gefährlichkeit der angeführten Stellen mehr in einer großen Geschwindigkeit des Stromes, als in einer wirklichen Sperrung durch Felsen usw., sodaß es bei künstlicher Nachhülfe leicht sein wird eine ausgezeichnete Wasserstraße zu schaffen.

Die Songoschnellen teilen den Fluß hinsichtlich seiner Schiffbarkeit gewissermaßen in zwei Abschnitte, in welchen die Möglichkeit der Schiffahrt wechselt, je nach der Höhe des Wasserstandes, welcher im Oktober das Niveau 5—8 m hebt.

Der Ubanghi ist für Dampfer stets schiffbar bis zu den Songoschnellen, ausgenommen in der Zeit niedrigsten Wasserstandes — März und April —, zu welchem Zeitpunkt die Zinga-Felsen die Schiffe aufhalten.

Oberhalb der Songoschnellen machen unzählige Felsspitzen und Sandbänke, welche nur mit wenig Wasser bedeckt sind, die Schiffahrt schwierig und gefährlich zur Zeit des mittleren Wasserstandes. Bei Niedrig-Wasser — März und April — wird der Dampferverkehr hier ganz unmöglich und man muß zur Benutzung der Eingeborenen-Piroguen zurückkehren. Oberhalb der Elephantenschnellen bis Bomu können Dampfer von geringem Tiefgang und großer Geschwindigkeit die Bootsfahrt ersetzen in der Zeit des Hochwassers, besonders in den Monaten Juli, August, September, Oktober, November, und die Bootsfahrten können die Dampfer unterstützen in der Zeit der mittleren Wasser, besonders in den Monaten Mai, Juni, Juli, Dezember, Januar, Februar.

Der geeignetste Zeitpunkt zu einer Bergfahrt ist die Zeit des mittleren Wasserstandes, weil dann ein Vordringen am weitesten möglich ist, der Zeitraum

genügt vollkommen, um die Fahrt bis Kissangi auszudehnen. Die Stromschnellen haben noch keine zu starke Strömung und die Felsen sind genügend hoch mit Wasser bedeckt. Die Schiffahrt von Géle's im Jahre 1886 erhielt ihr Ende unter 21° 55′ östl. Breite, da das Wasser zu sehr gefallen war. Die Beschreibung der Talfahrt zeigt, daß sich der Forscher einem vollkommen anderen Fluß gegenübersah.

„Auf der Rückfahrt war das Wasser 3 m gefallen, der Lauf vollständig verändert. Das Fahrzeug stieß häufig auf Grund, die Stromschnellen bei Setema wurden ebenso wie bei der Bergfahrt passiert, das Hindernis bei Banzy existiert nicht mehr, die Wasser waren ganz ruhig und wir kamen darüber hinweg ohne die Schnellen zu bemerken. Viel gefährlicher ist dagegen die Schnelle von Mokuongeh geworden, weil sie mehr eingeengt ist. Am Elephanten-Fall war die benutzte Rinne trocken, der Versuch in der mittleren Stromschnelle hindurchzukommen mißlang, jedoch wurde endlich eine enge Spalte zwischen zwei Felsen entdeckt, durch die der der Maschinen entkleidete und entladene Dampfer hindurchkam. Oberhalb Belly war neuer Aufenthalt. Die frühere Schnelle war nicht mehr vorhanden, dagegen hat sich etwas oberhalb eine neue gebildet, welche darum gefährlich ist, weil sie sich gerade in der Biegung des Flusses befindet. Die Strömung ist sehr heftig, der Fluß nicht mehr als 40 m breit, trotzdem geht die Tatfahrt gut von statten. Bei Bonga ist der ganze Fluß in Aufruhr, unsere frühere Durchfahrt existiert nicht mehr, vor uns befindet sich ein Fall. Erst am nächsten Morgen können wir eine ganz schmale Rinne hart am linken Ufer auffinden, welche eine mächtige Strömung hat und unter mancherlei Schwierigkeiten passiert werden kann. Das letzte Hindernis bei Songo hat eine gefährliche Änderung erfahren, die Lanzeninsel ist Halbinsel geworden, die obere Schnelle ist viel gefährlicher, weil mehr eingeengt, die untere ruhiger. 45 km unterhalb, bei Zinga ist abermals eine Felsenbarriere vorhanden, von der wir keine Ahnung hatten, hier fand sich längs des rechten Ufers eine fahrbare Rinne.“

Nebenflüsse des Ubanghi:

Der Nghiri, von v. Géle Oktober 1886 erkundet, ist an der Mündung 100 m breit, 5—6 m tief. Unter 1° 20′ nördl. Br. bei Mikutu ist er 3 m tief und teilt sich dann in eine Unzahl Kanäle. Er ist 170 km schiffbar.

Die Ibenga, von v. Géle Oktober 1886 erkundet, ist an der Mündung 90 m breit, 4,50 m tief und hat eine Geschwindigkeit von 0,50 m. Die Schiffahrt ist außerordentlich schwierig, da zahllose tote Baumstämme im Flußbett stehen. 100 km oberhalb der Mündung wurde die Weiterfahrt des Dampfers durch eine Baumbarriere unmöglich gemacht. Breite 30 m, Tiefe 3,50 m. Jenseits treten Felsen aus dem Wasser und die Schiffahrt wird selbst für kleine Boote schwierig.

Der Lua wurde im Februar 1896 mit dem En avant 6 Tage aufwärts befahren und hatte der Fluß, obwohl es die Zeit niedrigen Wasserstandes war, niemals weniger als 4,50 m Tiefe bei 100 m mittlerer Breite.

Der Lobay, von Pauwel im September—November 1901 erkundet, stellt sich bis einer Mündungsbreite von 300 m, einer Tiefe von 4,50 m und einer Geschwindigkeit von 0,75 m in der Sekunde, sogleich als ein mächtiger Zufluß dar. Von seiner Mündnng bis zu den ersten Fällen, welche sich 8 km oberhalb Loko befinden, bietet der Lobay eine schiffbare Verkehrsader von 80 km Länge bei einer mittleren Breite von 120 m dar, die Tiefe wechselt zwischen 2 und 3 m. Ungünstig für den Schiffsverkehr ist, daß der Fluß auf dieser Strecke zahlreiche Krümmungen

macht, deren Bogen mit Pflanzenbänken angefüllt sind. Der 3 m hohe Fall bei Zomia bildet das erste Hindernis und ziehen sich oberhalb desselben noch mehrere Schnellen und Fälle hin, über welchen die Strömung außerordentlich stark ist.

Bei Bogoto sperren nur Schnellen den Lobay und nach mehreren kleinen durch Schnellen von einander getrennten fahrbaren Abschnitten machen die oberhalb Bassari liegenden Katarakten jeden Verkehr unmöglich.

Der Poko ist an der Mündung ungefähr 90 m breit. Bei Niedrig-Wasser ist seine Wassermenge gering und er ist dann nur 50 km aufwärts schiffbar bis Yuka. Nebont, welcher den Fluß im September 7 Tage aufwärts fuhr, fand den Strom so stark, daß er den Weg in einem Tage stromab zurücklegen konnte. Schnellen hielten die Weiterfahrt auf. Später konnte Trechot den Fluß bei Hochwasser 100 km aufwärts fahren, dann treten Felsen aus dem Wasser und die Schiffahrt wurde selbst für kleine flachgehende Boote schwierig.

Der Kemo, welcher an der Mündung 70 m breit ist, wurde im Oktober 1891 von Brumach ohne Schwierigkeit 10 Tage aufwärts befahren. Weiter jenseits hindern jedoch Schnellen und starke Strömung den Verkehr selbst kleinster Flußfahrzeuge.

Der rechte Nebenfluß Tomi, dessen durchschnittliche Breite bei Niedrig-Wasser 30 m, bei Hochwasser, bei welchem das Niveau um 5 m steigt, 100 m beträgt, ist, da seine kleinen dicht oberhalb der Mündung gelegenen Schnellen in jeder Jahreszeit ohne erhebliche Schwierigkeiten überwunden werden können, für Piroguen bequem das ganze Jahr schiffbar bis 5° 46′ nördl. Breite, 150 km nördlich des Ubanghi, wo Gentil die Station Krebedsche anlegte. Die Möglichkeit der Dampfschiffahrt auf dieser Strecke dauert etwa vier Monate.

Der Kuango wurde im November 1889 von v. Gèle ein kleines Stück aufwärts befahren und fand der Genannte an der Mündung eine Breite von 180 m und eine Tiefe von 4 m, Geschwindigkeit 0,72 m in der Sekunde. Nach 110 km Fahrt kam der Forscher zu einer Felsenbariere, welche, ausgenommen Niedrig-Wasser, von Dampfern überwunden werden kann, der Fall von Zumba.

Im Jahre 1901 fuhr Seguin mit einem Boot und drei Piroguen noch 180 km weiter bis zu den Baidu-Fällen. Diese bilden einen richtigen Fall und sind im April, zu welcher Zeit der Reisende diesen Punkt erreichte, selbst für Piroguen unfahrbar. Das Hindernis wird durch eine Menge Felsen gebildet, zwischen denen der Strom hindurch braust. Seguin hält ein Überwinden dieser Schnellen durch Fahrzeuge zur Zeit des Hochwassers nicht für ausgeschlossen.

Die Fahrt auf dem, im Durchschnitt 150—200 m breiten Fluß ist mühselig, schwierig und zum Teil gefährlich infolge der vorhandenen Krümmungen, sowie des Vorhandenseins von Felsen und Sandbänken, welche zum Teil Schnellen und kleine Fälle hervorrufen, wodurch die Fahrt selbst im Boot stark behindert wird.

Zahlreiche Flüsse ergießen sich in den Kuango, aber ausgenommen von zwei oder drei sind dieselben ohne alle Bedeutung. Die meisten dieser Flußbetten führen nur während der Regenzeit Wasser und wenige Stunde nach Ende der Niederschläge sind sie trocken. Die Folge dieser Tatsachen ist, daß das Niveau des Hauptflusses je nach der Jahreszeit schnell und erheblich wechselt.

Der Banghi, ein schmaler Strom, welcher nach v. Gèle Mitte November an der Mündung 60 m breit, 5,50 m tief ist und eine Geschwindigkeit von 1,20 m in der Sekunde hat, war noch wenig bekannt, als Julien im Mai 1899 eine ge-

nauere Erkundung vornahm. Bei dem Dorf Quandallé ist der Fluß 20 m breit und 0,5—0,75 m tief, aber bildet, obwohl sein Strom heftig ist bis kurz vor dem oberhalb des Dorfes gelegenen Sumpf Bolo keine Schnellen. Das wesentlichste Hindernis bilden die Schnellen von Grombéré, 6 km südlich Duoré, welche eine Niveaudifferenz von 6,5 m aufweisen und somit die Schiffahrt nicht absolut aufzuhalten vermögen.

Der Kotto ist nur einige 30 km aufwärts schiffbar, dann treten die Schnellen auf und nach Kommandant Hanolet ist der Kotto „ein Fluß von sehr wechselnder Breite und hat keine besondere Bedeutung als Eindringungsstraße, bei Niedrig-Wasser ist sein Tiefgang gering und er bildet eine Folge von Schnellen und Fällen.“

Nach Marinel ist der Fluß an seiner Mündung bei Hochwasser 225 m breit 4,20 m tief und hat eine Geschwindigkeit von 6—7 m in der Sekunde, am Einfluß des Bangano beträgt die Breite während der Trockenzeit 100 m Breite, 25 cm Tiefe und ist die Stromgeschwindigkeit 2,50 m in der Sekunde. Bei der Erkundung v. Gèle's im Dezember 1889 fielen die Wasser so schnell, daß der Genannte sich beeilen mußte nach Ganda zurückzukommen, woselbst der Fluß eine Breite von 270 m, eine mittlere Tiefe von 1,90 m und eine Geschwindigkeit von 0,96 cm hat. Im Jahre 1901 fuhr Supperville von dem 200 engl. Meilen von der Mündung entfernten Kirva den Fluß in Kanoes hinab und fand ihn selbst bei Trockenzeit schiffbar.

Die ersten Schnellen des Kotto liegen bei Kembo, bis zu welchem Ort Schiffe mit geringem Tiefgang in den Monaten Juli bis September gelangen können. Es folgen dann vier vollständig unzugängliche Kilometer und dann zwischen Bazuma und Gaibe 24 km, auf welchen zur Trockenzeit und in der Periode mittleren Wasserstandes ein Verkehr mit Piroguen unter Schwierigkeiten aufrecht erhalten werden kann. Zur Zeit der Hochwasser — Oktober — befinden sich in diesem Abschnitt vier Fälle: Soi 1 m hoch, Selega 2,50 m, Kindai 1,10 m, Kemhe 1,10 bis 1,40 m hoch, jedoch führen meist am Ufer schmale Kanäle entlang. Jenseits dieser Hindernisse behält der Fluß seine Breite von 300 m bei und ist für Piroguen bis Magba ohne Schwierigkeit zu befahren. Über den weiter oberhalb liegenden Abschnitt sagt Superville: „Von Parang Batie nach Hyrra (95 km) ist die Strömung schwach, die Niveaudifferenz zwischen beiden Orten beträgt nur 70 m. Während der Hochwasserperiode sind die Felsen hoch mit Wasser bedeckt, die Schiffahrt ist also leicht. 33 km unterhalb Hyrra bei dem Dorf Domagbu beginnen die Fälle und Schnellen, zuerst der Fall von Guru, dann 13 km weiter unterhalb die Enge und die Schnellen von Djia, auf welche 25 km abwärts die Schnellen und Fälle von Lindiri folgen. Sechs Kilometer weiter, beginnt eine Serie von Fällen, welche die Eingeborenen Bouto nennen und welche nach Leutnant Julien sich bis 10 km oberhalb Magba ausdehnen. Niles erkundete im Februar 1894 die beiden Quellflüsse des Kotto, Bali und Schinko, welche eine mittlere Breite von 150 m aufweisen, sehr tief sind und schnell fließen. Der erstgenannte ist schiffbar für Piroguen bis zum Dorf Basso unter 6°, wo ein Fall von mehreren Metern Höhe die Schiffahrt aufhält. Der Schinko, welcher Schnellen hat, ist einen Teil des Jahres über befahrbar.

Auf den Nebenflüssen Muku, Boto und Bari können im Unterlauf Piroguen verkehren.

Der Bomu, der wichtigste Zufluß des Ubanghi würde bei einer Lauflänge von 750 km eine schöne Verkehrsstraße nach dem Nil sein, wenn er nicht alle Augenblicke von Schnellen durchsetzt wäre. An seiner Mündung ist der Fluß 400 bis 500 m breit, sehr tief und mit Inseln angefüllt, weiter oberhalb wechselt der Fluß in seiner Breite zwischen 800 und 200 m und behält seine erhebliche Tiefe bei.

Nach einer Tagesfahrt sah sich der Dampfer v. Géle's durch die Schnellen von Goui aufgehalten, bei Niedrig-Wasser machen diese einen Dampferverkehr unmöglich, jedoch haben sie bei Hochwasser keinerlei Bedeutung und können in dieser Jahreszeit Dampfer bequem bis zu den Schnellen Haussens, 25 km von der Mündung entfernt gelangen. Dieses Hindernis beginnt oberhalb des Dorfes Oango und reicht bis zum Dorf Madabungu. Der Fluß ist für Dampfer und Piroguen auf dieser Strecke nicht befahrbar. Jenseits des letztgenannten Ortes ist ein Verkehr mit Piroguen möglich, trotzdem die Wasser, durch zahlreiche Felsen eingeengt, an einzelnen Stellen Schnellen, welche erst kurz vor Bangasso aufhören, bilden.

Oberhalb Bangasso konnte Marchand den Fluß mit seinem kleinen Dampfer Faidherbe bis zum Botu und diesen noch aufwärts bis zur Mündung der Ada, im Ganzen 800 km bequem befahren. Der Bomokandi ist ein wichtiger Wasserlauf, dessen Breite 125 km von der Mündung noch 100 m beträgt. Unter 6° machen Schnellen der Schiffahrt ein Ende.

Der Ruki hat infolge seiner Breite an der Mündung (800—1000 m) sowie durch die enorme Zahl der hier befindlichen Inseln das Ansehn eines großen Stromes, für welchen ihn Stantey auch hielt. Sehr bald verengert sich der Fluß jedoch bis auf 600 m und weniger und hat bei Bokuku, dem Endpunkt der Dampfschiffahrt für das ganze Jahr, eine Breite von 150 m. Tiefe und Stromgeschwindigkeit sind gering und ist die Schiffahrt auf dem Fluß verhältnismäßig leicht, obwohl an einzelnen Stellen die Tiefe nicht groß ist.

Der Nebenfluß Bussera schwankt in seinem Unterlauf bis Wena zwischen 450 m und 80 m Breite, die Tiefe zwischen 4 und 5 m und ist bis zu dem genannten Ort für kleine Dampfer das ganze Jahr schiffbar. Die Salonga wurde von Grenfell im Dampfer Peace 156 engl. Meilen aufwärts erkundet und es wurde festgestellt, daß der Lauf zwar sehr gewunden, die Schiffahrt aber leicht möglich ist.

Der in einem kleinen Delta mündende Loulongo hat im August an der Spitze seiner Verästelungen eine Breite von 800—1000 m, die sich weiter oberhalb bis auf 2000 m erweitert, eine Tiefe von 4—10 m und eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 50 m in der Sekunde. An der Loupori-Mündung beträgt die Breite 800 m, die Tiefe 3—10 m, jenseits verringert sich die erstere, während die erhebliche Tiefe bleibt. Hindernd für die Schiffahrt, die selbst mit größeren Flußdampfern 600 km aufwärts bis N'Gonga möglich ist, ist die starke Strömung. Von François berichtet: „Im Fluß befinden sich viele Krümmungen, Verengungen und viele Bäume, die eine der unangenehmsten Fährlichkeiten bilden. Besonderer Aufmerksamkeit bedurfte es bei dem Steuermann bei Überwindung der Krümmungen. Die hier bedeutende Strömung brachte den Dampfer einige Male in Gefahr und konnte nur mit Volldampf überwunden werden. Bei Hochwasser dürfte die Fahrt in den nur 50 m breiten Engen und Krümmungen sehr schwierig sein. Die Hochwassermarke befand sich 2—3 m über dem jetzigen mittleren Wasserstand. Unter 10′ nördl. Breite hielt eine Pflanzenbarre die Fahrt an.“

Der Loupori hat nach v. François im August an der Mündung eine Breite von 350—500 m, eine Tiefe von 3—5 m und eine Geschwindigkeit von 40 m in der Minute, später behält der Fluß eine durchschnittliche Breite von 500 m bei. Bei Ikengo hat nach von Gèle der Fluß eine Breite von 60 m, eine Tiefe von 3,50 m und eine Geschwindigkeit von 0,75 m in der Sekunde. Der Fluß ist zu jeder Jahreszeit für kleinere Dampfer 300 km aufwärts schiffbar, jedoch erschweren zur Zeit der Niedrig-Wasser Sandbänke und hohe Baumstümpfe den Verkehr ganz erheblich.

Der Mongala, welcher von Hansens im April 1884 an der Mündung 600 m breit gefunden wurde, wurde von Grenfell im November 1885 an Bord des Peace genauer erkundet und bis 2° 6′, woselbst der Fluß 135 m Breite und 3—4 m Tiefe hatte, befahren. Kurz oberhalb der Mündung hat der Fluß zur Zeit des Hochwassers eine Tiefe von 6,50 m.

Im November 1886 fuhr Leutnant Beert in einem kleinen Dampfer den Fluß 325 km aufwärts, bis zu dem Punkt, an welchem Schnellen die Schiffahrt verhindern. Der Fluß ist auf dieser Strecke sehr gewunden, die Tiefe betrug an dem erwähnten Endpunkt $1\frac{1}{2}$ m.

Hodister erkundete November 1889 mit dem Dampfer „General Stanford“ den Oberlauf des Monai genannten Hauptquellflusses, welcher bei einer Breite von 60 m und einer Geschwindigkeit von 3 Knoten keine Schnellen aufweist, die beiden anderen Quellflüsse zeigen ähnliche Verhältnisse.

Der an der Mündung 60 m breite Nebenfluß Ibanza wird bereits nach 100 m durch Schnellen gesperrt, jedoch konnte Hodister im November 1889 dieses Hindernis verhältnismäßig leicht überwinden, und dann soll nach Aussagen von Eingeborenen der Fluß noch sehr weit aufwärts schiffbar sein.

Der Rubi mündet in einem fünfarmigen Delta, dessen westlicher Arm durch Pflanzen gesperrt ist und dessen östlicher, 50 m breit, zwar frei aber für die Schiffahrt doch gefährlich ist. Die Tiefe des im Mai 1884 von Hanssen befahrenen Flusses ist bei einer Breite von 800—400 m gering. Im November 1883 fand Stanley den Fluß 55 km oberhalb seiner Mündung 270 m breit. Unter 2° 55′ wird die Schiffahrt durch die von Grenfell erreichten Fälle von Lubi gesperrt. Der Fluß mißt hier 180 m Breite, 3—4 m Tiefe und fand Becker jenseits dieses Hindernisses weitere Schnellen und Fälle, welche die Schiffahrt schwierig, wenn nicht unmöglich machen.

Der Aruwimi wurde 1877 von Stanley entdeckt und 1883 von dem Genannten zuerst auf eine Entfernung von 315 km bis zu dem Punkt befahren, an welchem die Yambuga-Schnellen der Schiffahrt ein Ende bereiten.

Der an seiner Mündung 1550 m breite, wenig Tiefe aufweisende und mit Inseln übersäete Fluß verengert sich schnell und beträgt seine Breite bei Mokulu nur noch 820 m, später tritt stellenweise wieder eine Verbreiterung ein und unterhalb der Yambuga-Schnellen beträgt der Abstand beider Ufer 1300 m. Im Juli hatte der Fluß 680 englische Meilen von der Mündung eine Breite von 825 Yards, eine Tiefe von 9 Fuß und eine Geschwindigkeit von 3 Knoten.

Die 400 m breiten Schnellen können nach Ansicht Stanley's zu Schiff leicht überwunden werden. Es folgen dann noch weitere von Piroguen befahrbare Schnellen,

so diejenigen von Gulugnéré, Mariri, Bandeya usw. bis der 9 m hohe Panga-Fall der Schiffahrt ein absolutes Hindernis entgegensetzt. Weiter oberhalb folgen die wenig gefährlichen Schnellen von Nedjambi, Mabengu, Aroujadou. Während der Aruwimi bisher auf den zwischen den Schnellen liegenden Abschnitten schiffbar ist, häufen sich die Schnellen nun derart, nehmen an Gefährlichkeit so zu und erreicht die Strömung eine derartige Stärke, daß jede Schiffahrt aufhören muß.

Bei Mairi beträgt die Breite des Flusses 400—500 m, an der Einmündung des Nepoko 400 m.

Der Lulu, ein Nebenfluß des Aruwimi, wurde 1891 von Chaltin erkundet. Obgleich der an der Mündung 50 m breite Fluß erhebliche Tiefen aufweist — bei Niedrig-Wasser an der Mündung 2 m, bei Yambiosi 4,50 m, bei Bassali 4 m, bei Bokondadu 6 m, bei Bokangolia 4 m — ist die Schiffahrt doch schwierig und gefährlich, wegen der vielen Wendungen des starken Stromes, welcher im Mittel 50 m in der Minute beträgt, und einem wahren Wald von toten Bäumen, welche das Flußbett anfüllen. Trotzdem konnten größere Kanoes und ein kleiner Dampfer, mit großer Vorsicht gesteuert, bis Bakangolia geführt werden. Jenseits dieses Ortes ist noch der Verkehr mit kleineren Kanoes möglich bis Outchwa, aber an einzelnen Stellen ist der Fluß durch Baumstümpfe derart gesperrt, daß nur eine Durchfahrt von wenigen Zentimetern bleibt. Der Tela, Nebenfluß des Lulu, welcher an der Mündung 50—55 Yards breit und 10—16 Fuß tief ist, ist, obwohl auch mit Baumstümpfen durchsetzt, auf seinem ganzen Lauf leicht schiffbar.

Der 1600 km lange Lomami wurde im Dezember 1888 von Delcomune an Bord des „Roi des Belges" ohne Schwierigkeit bis Bana Kemba befahren.

Die Breite des Flusses an der Mündung beträgt 800—1200 m, die Tiefe 3 Faden, die Geschwindigkeit 2 Seemeilen. Die Breite wechselt dann mit 300 bis 600 m, einzelne Stellen finden sich mit 2—3 km Breite, allmählich verengert sich der Fluß auf 150—250 m. Die Tiefe beträgt 3—5 Faden, die Strömung $2^1/_2$ bis 3 engl. Meilen.

Ein Nachteil des leicht befahrbaren Stromes sind seine vielen Krümmungen, welche bewirken, daß der von Delcomune erreichte südlichste Punkt, welcher in der Luftlinie 550 km von der Mündung entfernt ist, 930 km Wasserfahrt erfordert.

Im Oktober und November 1889 setzte der Gouverneur Jaussen diese Erkundung fort und gelangte ohne Zwischenfall zu dem von Delcomune erreichten Punkt. Sehr bald jenseits desselben wiesen große Schaumwellen auf das Vorhandensein eines Falles oder einer Schnelle hin. Der Strom wurde reißender und reißender und $4^1/_2$ Stunden später befand sich Jaussen in einer Enge nicht überschreitbarer Schnellen. Der Strom, welcher kurz vorher noch 200 m Breite hatte, verengerte sich plötzlich auf 50—60 m. 6—7 km weiter oberhalb stürzt der Fluß zwischen zwei Felswänden hinab und bildet den Lisambie-Fall. An diesen schließen sich weiter oberhalb noch Schnellen und Fälle, zwischen denen sich schiffbare Abschnitte befinden, bis zu dem unter 4° 50 liegenden Fall von N'Gongo Lutita. Südlich dieses Hindernisses bildet der Lomami wieder eine bequeme Schiffahrtsstraße, so fand z. B. Delcomune den Strom unter 7° 30' Mitte Juli für größere Fahrzeuge fahrbar.

Der wenig unterhalb der Stanley-Fälle einmündende Mbura hat im Juni (Niedrig-Wasser) kurz vor der Trennung seiner beiden Mündungs-Arme eine Breite

von 300—350 m, eine Tiefe von 7 m und eine Stromgeschwindigkeit von 1,50 m. Nach Marken an den Bäumen stellte Dodson fest, daß das Niveau bei Hochwasser 1,40 m höher stehe.

Wenig oberhalb seiner Mündung in den Kongo entsteht der Mbura aus dem 400 m breiten Leindi und dem 300 m breiten Lokepo, der letztere hat eine Tiefe von 7—8 m, jedoch macht eine wenig oberhalb des Zusammenflusses befindliche 60—70 m lange, eine Niveau-Differenz von 9 m überwindende Schnelle, welcher andere ähnliche Hindernisse folgen, den Schiffsverkehr unmöglich.

D. Kürchhoff.

Haushalt von Britisch-Ostafrika.

Die finanzielle Lage und Entwicklung der nördlichen Nachbarkolonie von Deutsch-Ostafrika muß uns im gewissen Sinne interessieren. Amtlicherseits werden die Zahlen der tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben der letzten Jahre, sowie der Voranschlag für das mit dem 31. März dieses Jahres abgelaufene Geschäftsjahr 1905 bekannt gegeben. Das Rechnungsjahr lief vom 1. April bis zum 31. März. Am 31. März des Jahres 1905 ergab sich eine Ersparnis von 70000 £.

Die Einnahme war mit 122000 £ veranschlagt, tatsächlich kamen annähernd 155000 £ ein. Die Haupteinnahmequelle sind die Zölle, die auch in dem genannten Jahr die veranschlagte Summe um nahezu 20 v. H. überstiegen, und bei denen man auch für das nächste Geschäftsjahr eine weitere Zunahme um 450000 £ erhofft. Erwähnt muß werden, daß an diese Zunahme die Einfuhrzölle, sowie Lagergelder und Transitgebühren ihren Anteil haben, daß aber die Einfuhrzölle hinter dem Voranschlage und den gehegten Erwartungen zurück blieben. Der zweitwichtigste Posten in den Einnahmen sind Lizenzen und Steuern, und zwar handelt es sich um Abgabe für die Registrierung von Arbeitern und Trägern, die Dhau- und Bootskontrolle, Jagdscheine, Lizenzen, Landmessung, Viehschau, Markt- und Viehhürden-Gebühren, Registrierung von Urkunden, Paß- und Verschiffungsgebühren und zuletzt und nicht am wenigsten die Hüttensteuern. Die Mehreinnahmen über den Voranschlag betrugen bei Lizenzen und Steuern mehr als 50 v. H., die Hüttensteuer bildet davon die Hälfte. „Die einzelnen Provinzen waren an der Hüttensteuer im verflossenen Rechnungsjahre, wie folgt beteiligt:

Seyidi Provinz . . .	5935 £
Tanaland	2138 „
Ukamba	8462 „
Kenia	7690 „
Kisumu	12526 „
Naivasha	657 „
Jubaland	257 „

Inwieweit die tatsächlichen Erlebnisse der übrigen Posten von den Voranschlägen abweichen, konnte ich nicht feststellen, doch ist es als sicher anzunehmen, daß die Vermessungsgebühren den Voranschlag bedeutend überstiegen haben, auch die Gebühren für Jagdscheine dürften mehr ergeben, als erwartet wurde, weil der Zustrom von Jägern infolge der bequemen Bahnverbindung nicht gering ist.

Sehr beträchtich sind auch die Einnahmen für Post und Telegraphie, betragen sie doch fast $^{1}/_{10}$ des Voranschlages für 1906. Freilich bleiben sie hinter den Erwartungen zurück. Der Ausfall scheint hauptsächlich einem zu geringen Gewinn aus dem Markenverkauf zuzuschreiben zu sein. Günstiger, als man erwartet hatte, gestaltete sich die Telegrammeinnahme in Britisch-Ostafrika. Ganz beträchlich erhöht,

nämlich um das siebenfache, ist die Summe, die für den Verkauf von Land und Häusern angesetzt ist, ebenso erfuhr der Posten, Einnahme aus Regierungseigentum, eine Erhöhung. Wie geben die Zahlen, mit denen die einzelnen Provinzen beteiligt sind, in folgendem wieder, weil sie ein beredtes Zeugnis für den Grad der wirtschaftlichen Erschließung der einzelnen Landesteile angeben und weisen auf die auffällige Zunahme für die Provinz Naivasha hin:

	1905	1904
Seyidie	1352	1154
Ukamba	667	267
Kisumu	580	257
Naivasha	2433	333
Jubaland	100	100
Tanaland	500	—
Kenia	133	—

In den Ausgaben steht der Posten für Militär mit 84000 £ an der Spitze, doch wurden im Jahre 1904 33000 £ erspart. Doch wird hierzu bemerkt, daß in dieser Abrechnung nur die Beträge aufgenommen worden sind, die von Britisch-Ostafrika bisher wirklich gezahlt worden sind. In Wirklichkeit stehen bei diesem Posten noch ganz beträchtliche Summen aus, denn das Reservebataillon war lange Zeit in Somaliland und Zentralafrika beschäftigt und wurde während dieser Zeit von jenen Protektoraten unterhalten, — aber nur vorzugsweise; denn die Kosten gehen auf Rechnung von Britisch-Ostafrika und werden im demnächstigen Etat in die Erscheinung treten.

„Das dritte Bataillon, die eigentliche Truppe Britisch-Ostafrikas, bestand bisher aus vier Kompanien Sudanesen und einer Kompanie Suahelis. Diesmal sind sechs Sudanesenkompanien und zwei Suaheliskompanien vorgesehen. Die entstehenden Mehrkosten sind unerheblich.

Die beiden bisher aus Uganda entliehenen Kompanien sind aufgelöst worden, dafür hat das aus Zentralafrika entliehene erste Bataillon jetzt sechs Kompanien gegen früher vier.

Neu ist, daß diesmal für Unterstützung der Volunteerbewegung 1000 £ ausgeworfen sind.“

Die Ugandabahn hat von den veranschlagten 45000 £ weniger als 12000 £ verausgabt, in Wirklichkeit also 33000 £ erspart. Im Voranschlag von 1905 waren deshalb nur 10000 £ aufgenommen, aber man hoffte, in diesem Jahre ohne jeden Verlust abzuschneiden.

Bei den Ausgaben der Zivilverwaltung zeigen sich einige Steigerungen. Ebenso sind in der Forstverwaltung, Polizeiverwaltung und bei der Post durch Einstellung neuer Kräfte mehr Ausgaben zu erwarten.

Ebenso ist der Vermessungsdienst besser geregelt worden, was sich als eine dringende Notwendigkeit herausgestellt hatte, denn es ist wiederholt vorgekommen, daß die Regierung den Anträgen auf Landüberlassung nicht stattgeben konnte, weil sie keine Vermessungsbeamte hatte. Auch jetzt wird der Mangel an Karten noch lebhaft empfunden. Der frühere General-Gouverneur Sir Charles Eliot schreibt deshalb in seinem Buche „The East Africa Protectorate“, daß er gezwungen war, in den Grenzgebieten häufig auf deutsche Karten zurückzugreifen, weil die britische Regierung keine Vermessungen vorgenommen hatte. Im „African

Standard“ von 23. September 1905 findet sich auch der Vorschlag eines Pflanzers, die Regierung solle eine Anleihe von 100000 £ aufnehmen, und dafür 50 Vermessungsbeamte hinaussenden, die binnen zwei Jahren das ganze britische Ostafrika vermessen könnten. Sehr viel Unkosten macht die Polizei und die Gefängnisse, und auch im Etat von 1905 ist die dafür vorgesehene Summe wieder beträchtlich erhöht worden.

Insgesamt aber scheint unbestreitbar, daß sich die Finanzen von Britisch-Ostafrika hauptsächlich infolge der Zoll- und Hüttensteuereinnahmen verbessern, sodaß die Spannung zwischen den Einnahmen und Ausgaben immer geringer wird. 1902 kamen 95000 £ ein und 311000 wurden ausgegeben, das war also ein Defizit von 216000 £, 1903 standen einer Einnahme von 109000 £ Ausgaben von 419000 £ gegenüber, d. h. der Fehlbetrag belief sich auf 310000 £, 1904 kamen 155000 £ ein und 303000 wurden ausgegeben. Das Defizit betrug also nur noch 148000 £.

Nun, die Zuschüsse des Mutterlandes, die Deutsch-Ostafrika erforderte, sind ja gleichfalls von Jahr zu Jahr geringer geworden und werden hoffentlich bald unnötig werden.

Hch.

Die brandenburgisch-preußische Kolonisation in Guinea unter Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten.

I.

Übergang der Kolonisationsbestrebungen in den Ostseeländern zur großen Hansaperiode. Die Organisation der brandenburgischen Marine durch Bernhard Raule. Kaperfahrten. Beginn der überseeischen Kolonisation. Die erste brandenburgische Niederlassung in Guinea.

Die Geschichte der deutschen kolonisatorischen Bewegung weist bis zur Periode des Großen Kurfürsten im wesentlichen zwei tiefe Einschnitte auf, die den charakteristischen Perioden der kolonisatorischen Tätigkeit das historische Merkzeichen geben. Zwar könnte man bei oberflächlicher Betrachtung von einem Parallelismus der beiden Epochen sprechen, insofern als das treibende Moment in beiden stark religiöser Natur war, geht man jedoch dem innerlichen Wesen der Dinge nach, so wird die Epoche der Aufseglung der Ostseeländer, die die Zeit der Ordenstätigkeit einschließt, von der Hansazeitgeschichte zu trennen sein. In jener bahnte vor allem das Kreuz sich selbst und erst in zweiter Linie dem Kaufmann den Weg. Hier wiederum ging Bremer, Lübecker und Hamburger Handelsgeist über die Ozeane, um in fernen Ländern die Schößlinge des Deutschtums und des Christentums einzupflanzen.

Die Tätigkeit dieser beiden Epochen läßt sich mit historischer Genauigkeit etwa ein halbes Jahrtausend verfolgen. Schon das Jahr 1017 sieht ein regelrechtes Handelsverkehrbedürfnis zwischen Kaiser Heinrich III. und dem Großfürsten Jaroslaw. Man pflegt diesen Vertragsabschluß die Wiege der hansischen Periode zu bezeichnen. Und über den Beginn der Aufseglung der Ostseeländer, die die Geschichte speziell des Schwertritterordens war, und nach dessen Zusammenschluß mit dem deutschen Orden einschließt, schreibt Heinrich der Lette*) („wie das Chrystenthom vnd die deutsche Herrschaft sich im Lande der Liven, Letten vnd Esthen Bahn gebrochen hat") und Balthasar Russow**), ein zeitgenössischer Chronist „Jn dem Jar vnseres HERRN 1158 hebben de Bremer Koeplüde Lyfflandt erstlick vpgesegelt".

Die Epoche der Kolonisation der Ostseeländer mußte einer innern Notwendigkeit zufolge in ihren letzten Zügen auch der hansischen Bewegung eine gewaltsame Unterbrechung schaffen. Das ausbreitende Rußland wurde in Esth-Liv-Lettland ebenso zum Hindernis für die Ordenstätigkeit, als es in Nowgorod, Pskow, Smolensk, Dorpat die Ausbreitung der deutschkolonisatorischen Idee unterband und zum größten Teil das Gewonnene vernichtete.

---

*) Heinrici Chronicon Livoniae i. d. Monumenta Germaniae historica. Herausgeg. von Arndt, Bd. XXIII.

**) Balthasar Russow: Chronica der Provintz Lyfflandt, pag. 3.

Die verzweifelten Kämpfe ohne Ende auf und über den Meeren führten schließlich auch den Niedergang im innern Organismus der Hansa herbei. Mochte auch das stark in den Vordergrund tretende gemeinsame Handelsinteresse die Streitaxt oft begraben lassen, es kam doch zu immer neuen Reibungen, die schließlich zu den Exzessen ausarten, die die Vorboten der Auflösung zu sein pflegen.

Die Reformationsepoche verschärfte die vorhandene Kampfstimmung noch ganz besonders. Und die in der Reformation immanente Idee ist es wohl am letzten Ende, die dem stärksten Geist der hansischen Epoche, dem, der am ersten berufen schien, eine neue Glanzzeit der Hansa zu bereiten, ein trauriges Ende bereitete. Ich meine das tragische Schicksal Jürgen Wullenwevers, der durch Folter und Hinrichtung am 24. September 1537 starb. —

Lange Jahre ruhte nun der Gedanke der Kolonisation in Deutschland. Innere Wirren zerrissen und zersetzten die Länder, sodaß ein leidlich gesichertes politisches Hindämmern innerhalb der ernsten Grenzen schon das Ziel aller Wünsche bedeuten mochte.

Erst die Zeit der letzten Regierungsjahre des großen Kurfürsten war dazu ausersehn, eine neue Periode starker kolonisatorischer Tätigkeit beginnen zu lassen.

Die Erfolge Hollands und Englands als kolonisierende Länder waren dem Großen Kurfürsten in deren ganzen Tragweite klar geworden. Er erkannte sehr wohl, daß den Ländern die wirtschaftlichen Stützpunkte in Afrika, überhaupt die überseeischen nicht nur politisches Relief böten, sondern daß sie auf die Consolidierung des Handels, des stärksten Rückgrats der staatfortbildenden Idee, von ungewöhnlichem Einfluß sein und bleiben mußten. Doch diese Erkenntnis konnte über theoretische Erwägungen nicht hinausgelangen. Ein kurzes Verweilen in der Geschichte der Anfangsregierungsperiode des Großen Kürfürsten macht die Gründe hierfür leicht erkennbar. Nichtsdestoweniger behielt der Große Kurfürst die Idee fest, er verarbeitete sie mit ruhiger Überlegung, um sie zu gegebner Zeit in praktische Arbeit umzusetzen.

Endlich ward auch der indirekte Anstoß zur Betätigung gegeben.

Im Jahre 1675 brach zwischen Brandenburg und Schweden Krieg aus, in dem naturgemäß der Marine eine entscheidende Rolle zugewiesen sein mußte. Brandenburg, dessen Marine damals noch kaum ein Begriff war, — die ungünstigen politischen Verwicklungen ließen den Kurfürsten ja an alles eher denken als an eine Verwirklichung seiner maritimen Pläne — mußte nun so rasch als möglich geschaffen werden. Da erbot sich Bernhard Raule, ein Reeder aus Middelburg auf Seeland, der als ebenso erfahrener wie mutig draufgängerischer Seemann im Stile seiner Zeit galt, dem Kurfürsten zum Beistand an. Er schlug Friedrich Wilhelm vor, schwedische Schiffe zum Vorteil Brandenburgs kapern zu wollen, und er wollte überdies dem Kurfürsten Kriegsschiffe zur Verfügung stellen. So wenig es anzunehmen ist, daß Raule aus Uneigennützigkeit gehandelt habe, so läßt sich doch kein eigentlicher Beweis führen, daß der Kurfürst im Rechenexempel Raules nur das Bereicherungsobjekt für den nicht nur damals in schweren Nöten steckenden Seemann spielte. Jedenfalls erblickte Raule in der Gelegenheit, sich unter der brandenburgischen Flagge betätigen zu können, die einzige Möglichkeit, sich wirtschaftlich zu rangieren. Droysen allerdings meint ja, daß während des Rauleschen Regimes vom Kommandanten bis zum letzten Schiffsjungen runter jeder den Kurfürsten nach Kräften „begaunerte“. Es steht fest, daß Raule, und darauf kommts

auch nur an, ausgerüstet mit kurfürstlichen Kommissionspatenten schnelle und rationelle Arbeit leistete. Binnen kurzem hatte er zehn schwedische Schiffe durch Kaperei aufgebracht. Dies bedeutete für Schweden, zumal im Kriegszustande eine ganz empfindliche Schlappe.

Zwar wurden Raules Erfolge in der Kaperei schwedischer Schiffe durch Schwedens Protest gegen den von einem „Holländer" (Raule) verübten Seeraub illusorisch gemacht, denn die Generalstaaten befahlen die Rückgabe der aufgebrachten Schiffe, aber Friedrich Wilhelm entließ doch Raule, was ihm nahe genug gelegt wurde, dennoch nicht.

Es verdient übrigens schon an dieser Stelle ganz besonders hervorgehoben zu werden, daß die Generalstaaten nicht immer so prompter Justiz sich befleißigten. Es kostete sie nicht gerade starker Selbstbeherrschung, um auch anders zu können. Denn wie im Verlauf des Weitern gezeigt werden soll, wußten sie bei dem Raubzug und Treubruch des holländischen Gouverneurs von Mina gegen die kleine brandenburgische Kolonie auf St. Thomas, auf die Klage Friedrich Wilhelms weder eine Antwort, noch überhaupt eine Genugtuung zu finden. Doch darüber wird später einiges zu sagen sein.

Von Raule trennte sich also der Kurfürst nicht. Er erhöhte vielmehr dessen Position, die am Ende in der Stellung als kurfürstlichen Rat und Generaldirektor der brandenburgischen Marine, den Ausdruck der kurfürstlichen Billigung der Rauleschen Pläne fand.

Für Raule gabs nun eine Zeit großer Arbeit. In Erfüllung eines neu geschlossenen Vertrags „zur Stellung von Kriegsschiffen", bei deren Kommando auch Raules Bruder Jacob beteiligt war, wurden die drei Fregatten Kurprinz, Berlin und Spanien ausgerüstet, deren Armierung, trotz der Raschheit der Schöpfung eine verhältnismäßg gute war. Mit 20, 16 bezüglicherweise 10 Geschützen bedeuteten die Fregatten zwar noch keinen sehr zu fürchtenden Machtfaktor, allein sie bildeten doch immerhin einen sichtbarlichen Anfang, der im Krieg von einiger Bedeutung sein konnte. Die Galloten Potsdam und Cleve, die ebenfalls dem neuen Marinebestande noch angehörten, kamen mehr als Zähler in Betracht.

Trotz ihrer Kleinheit fanden aber Berlin und Spanien in der Seeschlacht zwischen Bornholm und Moen am 4. und 5. Juni 1676 Gelegenheit, sich hervorragend auszuzeichnen. Im gemeinsamen Angriff eroberten die Fregatten eine stattliche schwedische Fregatte mit 22 Geschützen.

Über diesen ersten Erfolg der bis dahin völlig unbekannten brandenburgischen Marine war das Erstaunen der Schweden, Holländer und Engländer nicht gering. Wenn auch der Friede zu St. Germain am 26. Juni 1679 dem Kurfürsten die Früchte seiner beharrlichen Bestrebungen zum Teil wieder raubte, so sorgte er doch dafür, daß die einmal begonnene Ausrüstungsarbeit der Flotte nicht leiden sollte.

In diese Zeit fällt auch als starkes Ereignis für das Wachstum der brandenburgischen Marine die Kaperei spanischer Schiffe, mit der es folgende Bewandnis hatte.

Um die Umsicht zu beleuchten, mit der diese ins Werk gesetzt wurde, sei auf folgende Aufzeichnungen über die Ausrüstung etc. der Kaperflotte hingewiesen.

Es wurde eine Flotte von 6 Fregatten zu 20—60 Kanonen und 1 Brander

mit 600 Matrosen und 300 Soldaten, und zwar nach dieser Anordnung*) ausgerüstet:

1. Kommandeur Cornelius Claes van Beveren auf dem Friedrich Wilhelm, mit 40 Kanonen, 120 Matrosen, 40 Soldaten, Fähnrich Rasmus Müller.
2. Vizekommandeur Cornelius Reers auf dem „Kurprinzen“, 32 Kanonen, 100 Matrosen, 40 Soldaten, Fähnrich von Bornstaedt.
3. Kapt. Thomas Alders auf „Dorothea“, 32 Kanonen, 100 Matrosen, 40 Soldaten, Fähnrich Erdmann von Massow.
4. Kapt. Jean Lesage auf „Roter Löwe“ 20 Kanonen, 70 Matrosen, 20 Soldaten, Fähnrich Geika.
5. Kapt. Martin Ferdinand Fors auf „Fuchs“, 20 Kanonen, 65 Matrosen, 20 Soldaten, Fähnrich Jacob von Frosten.
6. Kapt. Claes Sybrantz auf „Berlin“, 16 Kanonen, 50 Matrosen, 20 Soldaten, Fähnrich Joh. v. Schierstaedt.

Kapt. Martin Kock auf dem Brander mit 10 Matrosen.

Der Plan und Zweck dieser Flottenausrüstung wurde keineswegs sehr geheim gehalten. Dem französischen und dänischen Hofe ließ Friedrich Wilhelm Mitteilung zugehen. Es lag dem Kurfürsten daran, von Dänemark die freie, ungehinderte Durchfahrt durch den Sund versichert zu werden. Ferner hoffte der Kurfürst, Dänemak zur Teilnahme an der Eintreibung der Schuld zu bestimmen, da es ebenfalls von Spanien etwa 3 Millionen zu fordern hatte, doch lehnte es ab. Von Paris wurde erbeten, „in den Porten, Seehäfen und Festungen der Krone Frankreichs Sicherheit, Vorschub und Retraite zu erwecken“. Auch diese Vergünstigung wurde nicht versagt.

Nach Erledigung dieser diplomatischen Verhandlungen konnte nun ernstlich die Eintreibung der schuldigen Subsidien von Spanien, die es nach dem Bündnis vom Jahre 1674 Brandenburg schuldete (etwa 1800000 Taler) begonnen werden. In dem Bündnis war die Entrichtung von 32000 Talern monatlicher Subsidien stipuliert worden, die allmählich zu der für die damalige Zeit ungewöhnlichen Summe (1800000 Taler) angewachsen waren.

Nun wird ja von verschiedenen Geschichtsschreibern behauptet, und auch Stenzel schließt sich im II. Band seiner Geschichte des Preuß. Staates (IV. Hauptstück) dem an, daß Spanien damals nicht in der Lage war, die aus dem Subsidienverhältnis schuldige Summe an Brandenburg zu zahlen. „Was der Kurfürst jedoch nicht glaubte, vielmehr dafür hielt, man wolle ihm nur, wie es dort (Spanien) gewöhnlich war, mit leeren Versprechungen hinhalten“. Dazu war er besonders darüber erbittert, daß er, seiner Meinung nach, für die Rückgabe niederländischer Städte an Spanien habe das schwedische Pommern wieder herausgeben müssen (Stenzel). „Er werde andere Maßregeln ergreifen, um zu seinem Gelde zu kommen, ließ er seinen Gesandten in der Abschiedsaudienz zu Madrid erklären.“

Am Hofe von Madrid wollte man natürlich nichts davon hören, daß Pommern der Preis gewesen sei, für den Spanien das, was es in den Niederlanden verloren, zurückerhalten habe (Droysen). Schließlich glaubte man wohl in Madrid, daß Holland und Frankreich alles eher als einen kriegerischen Angriff durch Fried-

---

*) Aus Reskript „Potsdam 17. Juli 1680“. Instruktion für den directeur de marine Benj. Raule wie auch andere Schiffskapitäns zur Betreibung der von der Krone Spaniens schuldigen Subsidien.

rich Wilhelm dulden würden. Es kam jedoch, wie die diplomatischen Verhandlungen speziell mit Paris zeigten, wesentlich anders.

Unter dem Befehl Beverens lief die Flotte im Sommer 1680 von Pillau aus. Zunächst kreuzte sie in der Nordsee. Der erste Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Die Aufbringung des stolzen spanischen Kriegsschiffs Carolus II, das mit 52 Kanonen armiert war, und reiche Ladung Brabanter Spitzen und Tuche an Bord hatte, im Hafen von Ostende, charakterisierte sich als guter Abschlagsgewinn. Schiff und Ladung wurden nach Pillau gebracht, und hier erzielten die Waren einen Erlös von 100000 Talern.

Zu gleicher Zeit etwa kreuzte der Vizekommandeur Reers mit 5 Schiffen im Canal, um den Herzog von Parma, der als ablösender Gouverneur nach Brüssel auf der Fahrt sich befand, abzufangen. Doch wird versichert, daß hierzu kein Befehl des Kurfürsten ergangen war.

Nach dem Erfolge im Hafen von Ostende finden wir die Flotte, und zwar diesmal Wappen von Brandenburg (20 Kanonen und entsprechende Besatzung) und Morian (16 Kanonen — Kapt. Bartelsen) im Atlantischen Ozean wieder. An der amerikanischen Küste gelang noch einmal die Fortnahme zweier spanischer Gallionen, deren Ladung in Jamaika verkauft wurde.

Es bedarf gewiß nicht vieler Versicherungen, daß Spanien über die Fortnahme der Schiffe und die sehr empfindliche Störung seines Handels nicht gerade entzückt war. Es begann ernstlich zu rüsten, und vor allem England und Holland durch sehr bewegliche Klagen aufzureizen.

Damals wie heute wurden diese Klagen durch diplomatische Noten flankiert, nur mit dem Unterschied, daß der sonst geübte offiziell höfliche Ton einer erst beginnenden Macht wie Brandenburg gegenüber nicht für notwendig erachtet wurde. Dies blieb aber im Grunde auch die einzige und sehr geringe Genugtuung für Spanien. Im übrigen machte die zwischen Spanien und dem Gouverneur der spanischen Niederlande gewechselte Note „wegen Züchtigung des Marquis von Brandenburg" auf Friedrich Wilhelm auch nicht den allermindesten Eindruck. Und um den Granden Gefühlen Spaniens nichts an Kränkung zu ersparen, mußte sich die Ablehnung des „Züchtigungsbegehrens" von dem Gouverneur der Niederlande testieren lassen, „daß dies nicht so leicht sei, da man sogar Muße haben würde, Belgien gegen diesen Marquis zu verteidigen". Eine Beschwerde Spaniens bei Dänemark, und das Verlangen der Schließung des Sunds, brachte die Antwort, die allerdings als nicht gerade sehr mutige Ausflucht gekennzeichnet werden kann: „Die Brandenburger wären ohne Genehmigung der Krone durchgeschlüpft". Ebenso blieben Spaniens Beschwerden im Haag und London ohne wesentlichen Erfolg.

Es blieb Spanien nichts anderes übrig, als seine Armada auslaufen zu lassen. Da hieß es denn für Kapt. Blonck retirieren, als er nach etwa zweistündigem Gefecht seinen Irrtum, mit einigen Gallionen zu tun zu haben, erkannt hatte. Blonck hatte ja im wesentlichen auch den Befehl erhalten, nach Guinea und Angola zu gehen und daselbst Handel und Gewerbe, „so zu Niemands Schaden gereiche", zu treiben. Zunächst suchte er aber den portugiesischen Hafen Lagos als Zuflucht auf, und dann segelte er, fast auf gut Glück, immer auf der Hut vor der, wie er annahm, ihn verfolgenden spanischen Armada an der Goldküste Afrikas entlang. Am 15. Mai 1681 ließ er die Flotte endlich vor Guinea an der Westküste vor Anker

gehen. Hier gründete er zwischen Axim und dem Vorgebirge der 3 Spitzen die erste brandenburgische Niederlassung.

Der kolonisatorische Plan des Kurfürsten begann also in sinnfällige Erscheinung zu treten. Und wie Friedrich Wilhelm bei all seinen staatsmännischen Plänen und Unternehmungen gewöhnt war, die Operationsbasis fest zu fundieren, so ließ er sich auch als Kolonisator angelegen sein, alle Wahrscheinlichkeiten und Erfolgsmöglichkeiten in den Kreis seiner Maßnahmen zu ziehen.

Als Objekt kam ihm nicht nur Guinea, und vor allen Dingen nicht in allererster Linie, in Frage. Vielmehr wurde zuerst Ostindien in den Bereich der Erwägungen gezogen. Schon vor Ausbruch des Kriegs waren Unterhandlungen mit Dänemark wegen des Forts Tranquebar, das seit 1616 Hauptort der dänischen Kolonien in Indien war, eingeleitet. Der Kaufpreis sollte 90000 Taler in bar und in 100000 Taler Aktien einer dort zu begründenden Handelsgesellschaft bestehen. Der Krieg verhinderte jedoch die Beendigung der Verhandlungen, die dann resultatlos blieb.

Dem Kurfürsten blieben nach dem Kriege zwischen Brandenburg und Schweden als Hafenplätze allein Königsberg und Pillau. Und diese mußten zunächst durch Schaffung besonderer Organisationen dem allmählich zur Blüte glangenden maritimen Werk nutzbar gemacht werden. Der Hafen von Pillau wurde erweitert und in jeder Hinsicht, soweit die damaligen Erfahrungen eben ausreichten, als Flottenstation ausgebaut.

Einem neugebildeten Admiralitätskollegium wurde es als Sitz angewiesen, das andererseits in steter Fühlung mit der gleichfalls neugegründeten Handelsgesellschaft in Königsberg zu bleiben hatte. Um den Schiffsbau durch besondere Benefizien zu fördern, verordnete Friedrich Wilhelm die Herabsetzung des Ausfuhrzolls für alle in Brandenburg-Preußen gebauten Schiffe um 10%. Gegen die uneingeschränkte Handelsfreiheit wurde auf der anderen Seite ein mäßiger Schutzzoll als gerechtfertigtes Bollwerk errichtet.

Im Überblick über den Fortschritt dieses Progamms darf man aber nicht vergessen, daß all diese Maßregeln des Kurfürsten nicht gar so leicht in Taten umzusetzen waren. Wohl erkannte Friedrich Wilhelm die Bedeutung der von ihm in Angriff genommenen Organisationen, doch er hatte mit krämerhafter Kleinlichkeit und Engherzigkeit noch schwere Kämpfe zu bestehen, ehe ihm die Kaufleute und seine Vertrauten sogar folgten. Diesem Widerstand konnte er Königsberg zuschreiben, daß es ihm damals nicht gelang, zu einem Hauptstapelpunkt des Handels zu werden. Man überließ es lieber Lübeck, den Vorrang, der ihm gerade zu dieser Zeit hätte streitig gemacht werden können, erneut zu behaupten. In Königsberg wußten die Neunmalweisen immer wieder neues Aufhebens von dem Risiko zu machen, zu dem sie wie sie blinderweise glaubten, Friedrich Wilhelm drängen wollte.

Mit Frankreich hatten inzwischen auch Unterhandlungen betreffend Gründung einer Kolonie in Guinea begonnen, doch auch diese zerschlugen sich ergebnislos. Der Gedanke, daß Friedrich Wilhelm mit Frankreich deshalb unterhandelte, ist ja nicht mit heutigen Empfindungen anzusehen. Die Verhältnisse lagen damals doch um Vieles anders. Damals ließ es sich Friedrich Wilhelm auch angelegen sein, an allen wichtigen Plätzen des In- und Auslandes zur Pflege und Schutz der angeknüpften Handelsbeziehungen Konsuln einzusetzen.

Die gute Entwicklung der Marine unter Raules umsichtiger Leitung, der sich zudem der kräftigsten Unterstützung durch den Kurfürsten sebst jederzeit versichert halten konnte, ließen die Ausführung der zuletzt als feststehend erachteten Idee der Kolonisation in Guinea auf eigene Faust, als gesichert erscheinen.

Daß sich die 1675 zum ersten Mal auf dem Meer erschienene Flagge Brandenburgs nicht wieder von den Ozeanen verbannen lassen würde, dafür wollte der Kurfürst seine ganze Energie einsetzen. Daß aber alle aufgewendeten Mühen und Erfolge den Kurfürsten selbst nur wenige Jahre überdauern würden, lag ja außerhalb des Berechnungsplans des weitsichtigen Fürsten.

Im Jahre 1680 fand im Berliner Schloß eine eingehende Unterredung des Großen Kurfürsten mit Bernhard Raule statt, den nunmehr ca. 30 wohl ausgerüstete Schiffe zu Verfügung standen. Als dem Extrakt der Unterredung ist der folgende Befehl an den Grafen Dönhoff anzusehen:

> „dass Er auf zwey Schiffe, welche Seine Chvrfürstliche Durchlaucht nach Guinea schicken, zwantzig guthe gesunde Musquetiere nebst zwey Unteroffizieren von denen in Preußen stehenden Regimentern zu Fusse zu geben vnd selbige gehörig zu mundieren habe." —

Am 15. Mai 1681 waren, wie bereits gesagt, die beiden Schiffe Wappen von Brandenburg und Morian an der Westküste, in der Nähe des Kaps der 3 Spitzen erschienen. Ungesäumt wurde nun mit der Gründung der ersten Ansiedlung begonnen und zwar bei den Ahantos im Dorfe Poqueso, dem heutigen Princestown. Es kam ein Vertrag Blanks mit den Cabusiern (Häuptlingen) Pregate, Sophonie und Apaniy zustande, der durch nachstehende Urkunde des Kurfürsten Bestätigung fand.

> Friedrich Wilhelm, Chvrfürst von Brandenburg u. s. w.
>
> Unsern günstigen Gruß zuvor!
>
> Wir haben vernommen, wessmaszen Einige von uns nacher Guinea ausgeschickete See-Officirer Wie Sie durch des Höchsten Vorsehung und Geleithe auff Eurer Küsthe angelanget, mit Evch einen Vergleich am 16. May dieses 1681 Jahres getroffen, worinnen Ihr Euch vermittels Eides verbunden mit Niemanden, wer er auch Sey, alsz mit unseren Schiffen und Leuthen zu handeln, auch die umbliegenden Oerter zur solcher negotiation mit zu zu ziehen, und dasz Ihr gedachten Unseren Officieren einen Platz angewiesen, um daselbst ein Fort zu bauen auch uns zu Eurem Schutzherren angenommen. Wie uns Nuhn solches lieb und angenehm zu hören gewesen, alsz haben wir nicht alleine besagten Vergleich gerne und willig approbieret und gewiszer Persohn Vollmacht aufgetragen, denselben von Unseretwegen zu ratificieren, besondern Wir schicken auch alles was gehöret nicht alleine zu aufbauunge eines solchen Forts sonder auch zur defendirunge desselben, Ingleichen die bedungene Presente, und auszer denen, noch andere mehr, damit Ihr darausz unsere Gnade so vielmehr zu erkennen habet. Wie Wir Euch denn auch hiermit in unseren Schutz und protection aufnehmen, und Unseren Bedienten Befehl gaben, Euch Wieder Eure nach Möglichkeit zu protegiren. Im Übrigen zweiffeln Wir nicht, Ihr werdet auch dasjenige, was Ihr vermittels eydes Versprochen, aufrichtigk halthen und Unseren Leuthen und Schiffen mit aller Willfährigkeit und nothdurft an Hand gehen.

Welches wir denn jederzeith mit gnadenn geneigtem Willen, womit Wir Euch zugethan verbleiben, erkennen werden.

Geben auff Unserem Schlosz zu Potsdam, den 16. May 1682.

denen Groſſ Achtbaren und Edlen Cabiſiern auff der Guineiſchen Goldküſte zwiſchen Axim und Cabotris, Puntas, Hr. Pregate, Hr. Sophony, Hr. Apany, Unſeren lieben Freunden.

Zur Erinnerung an die Gründung der erſten Kolonie ließ der Gr. Kurfürſt von einem Teil des ihm überſandten Goldes eine Denkmünze ſchlagen, die auf der Vorderſeite ein Schiff mit geſchwellten Segeln zeigte. Ferner die Umſchrift Deo Duce Auspiciis Serenissimi Electoris Brandenburgici. (Unter Gottes Führung und Regierung des erhabenen Churfürſten von Brandenburg).

Die Rückſeite zeigt einen knienden Mohren, der einem ankommenden Schiffe eine Schale voll Gold und Elefantenzähne anbietet. Die Umſchrift lautet hier: Coepta Navigatio Ad Oras Guineae A. MDCLXXXI Feliciter (wurde die Schiffahrt nach den Küſten Guineas im Jahre 1681 glücklich angefangen).

Die Koloniſationsepoche des Großen Kurfürſten

II.

Gründungen in Guinea.

Die koloniale Entwicklung bis zum Tode des Kurfürſten.

Mit der Reproduktion des Vertrages, den Friedrich Wilhelm zu Potsdam am 16. Mai 1682 gab, ſchloß ich das vorige Kapitel. Es bedarf nunmehr eine Brücke zu den folgenden Geſchehniſſen auf koloniſatoriſchem Gebiete, eine Brücke, die ich aus den weſentlichſten Realitäten bauen will. Wir wiſſen bereits, daß der Kurfürſt den Plan, den überſeeiſchen Plan auszuführen im Begriffe iſt. Was ihn dazu in den Stand ſetzt, ſoll ſogleich bekannt gegeben werden.

Benjamin Raule hatte dem Kurfürſten (wie es ſcheint Anfang 1682 „Droyſen") das nachſtehende Verzeichnis von Schiffen eingereicht:

Die Schiffe, ſo S. Kf. D. bei allen Begebenheiten zu Dienſt ſtehn: als im Kriege wenn nötig zu Convoyen oder Jemand zu aſſiſtieren:

Friedrich Wilhelm zu Pferde	54 Kanonen
Das Wappen von Brandenburg	44 „
Gülden Löwe	32 „
Fuchs	20 „
Rother Löwe	20 „
Fortuna	20 „
Dragoner	20 „
Kurprinz	30 „
Markgraf z. Brandenburg	50 „
St. Joſeph zu einem Brenner	10 „

Leichte Fregatten, womit man im Canal vnd auf der biscayiſchen Küſte revagieren und die Commercien turbieren könnte:

Berlin	16 Kanonen
Prinzeſſin Maria	12 „
Waſſerhund	12 „
Prinz Ludwig	10 „

Einhorn	12	Kanonen
Morian	12	„

Schnawen, womit man die Ostsee allarmieren, und die Holländer, Engländer und Franzosen daraus halten kann!

Falcke	4	Kanonen
St. Jean Baptiste	4	„
Rummelpot	6	„
Littower Banner	6	„
Bernsteinfänger	6	„
Spandow	6	„
Maria	6	„

Proviantschiffe, die auch alle Zeit zu Brennern tüchtig:

Wolkenseule	170	Last
St. Pierre	70	„
Der Drache	80	„

item

eine Jacht mit 4 metall. Kanonen
eine „ „ 4 „ „
eine „ „ 4 eisern Stuca.

Das Tempo der Kolonisation wurde nun wesentlich beschleunigt und zwar durch die Übernahme des Kommandos durch Major v. d. Groeben, dessen Namen der nun sich anschließenden Epoche eigentlich die Signatur gibt.

Die Erfolge jenseits des Ozeans bedürften aber, um überhaupt als solche in Erscheinung zu treten, des für sie hergerichteten Aufnahmebodens in der brandenburgischen Heimat, bezüglicherweise in Preußen. Diese zu ermöglichen, wurde Friedrich Wilhelm wohl am schwersten gemacht.

„Am meisten jedoch den wohlgemeinten Absichten des Kürfürsten entgegen wirkte ohne Zweifel der Mangel an Tätigkeit und Handelstrieb bei den Bürgern seiner Stadt“, sagt P. L. Stuhr*), „er ließ sich diese auch schon im Jahre 1647 mit einem aus dem Dienste der holl. ostind. Handelsgesellschaft verabschiedeten Admiral Liers und einigen reichen holländischen Kaufleuten ein, die unter kurfürstl. Schutz und brandenburgischer Flagge eine ostindische Handelsgesellschaft zu errichten gedachten.“

Raule engagierte sich selbst aufs lebhafteste für diesen Plan. Wiederholt unterbreitete er Friedrich Wilhelm detaillierte Vorschläge und unterstützte er diese in persönlichen Vorträgen durch immer neue, und oft auch phantastische Argumente, die eben seiner kühnen Abenteuernatur entsprangen. Endlich hatte Raule die Genugtuung ein gewisses Ziel erreicht zu haben. Friedrich Wilhelm sanktionierte den ihm von Raule am 1. Januar 1682 gemachten Vorschlag zur Errichtung einer Handelsgesellschaft mit dem Zweck: nach den zwischen dem grünen Vorgebirge und Angola belegenen Ländern entweder von Hamburg oder Glückstadt oder den kurfürstlichen Ländern Seehandel zu treiben.

Am 17. Mai wurde der zu errichtenden Gesellschaft vom Kurfürsten ein Schutzbrief zugebilligt, mittels dessen der Gesellschaft eine 30jährige Freiheit „unter Schutz des Kurfürsten und brandenburgischen Flagge Handel zu treiben mit der

*) P. L. Stuhr. Die Gesch. der See- und Kolonialmacht des Gr. K. Berlin 1839 pag. 3.

Einschränkung, stets eine Meile von den holländischen Niederlassungen entfernt zu bleiben“ zugestanden wurde. Ohne Vorwissen des Kurfürsten sollte die Gesellschaft keine kriegerische Unternehmung beginnen, noch Friedensschlüsse vollziehen.

Finanziell war die Gesellschaft, die am 18. November 1682 endlich sich definitiv konstituieren konnte, folgendermaßen aufgebaut.

Durch Lose im Miedestwert von 200 Talern sollte eine Summe von 50000 Talern zusammen gebracht werden, um von diesen den Bau von 10 Handelsschiffen zu bestreiten. Natürlich sollte der Bau, für den der Kürfürst die im vorigen Kapitel bereits angegebenen Extraprivilegien erließ, im Lande selbst bewerkstelligt werden. Zur Unterweisung im Schiffsbau wurden Schiffsbaumeister, Schmiede und sonstige Fachhandwerker durch den Kurfürsten und dessen Oberschiffsdirektor von Menge aus den Niederlanden nach Königsberg berufen. Die günstige Erledigung des Streits mit den Generalstaaten, die Abberufung aller in brandenburgischen Diensten stehenden Holländer etc. hatte alle Hindernisse bereits aus dem Wege geräumt. Die Generalstaaten hatten offiziell erklärt: „daß die holländischen Befehlshaber und Seeleute, die wirklich in Diensten des Kurfürsten ständen, in dem Abberufungsschreiben nicht mit begriffen wären, und daß die brandenburgischen Untertanen, die nach Afrika handeln wollten, holländischerseits sich aller Unterstützung versprechen könnten, wenn sie sich mit ihrem Handel von denjenigen Küsten entfernt hielten, in denen die holländischen Handelsgesellschaften Niederlassungen gegründet hatten und schon ausschließlichen Handel trieben“ (Stub). Das war ja zwar sehr dehnbar ausgedrückt, doch der Kurfürst berücksichtigte diese Ordre der Generalstaaten im „Freiheitsbrief“ dennoch. —

Friedrich Wilhelm wünschte das Interesse für die kolonialen Bestrebungen in allen Bevölkerungsschichten zu erwecken. Deshalb war die Möglichkeit, Teilhaber der Handelsgesellschaft und Interessent am Überseehandel zu werden, außerordentlich erleichtert. Jeder konnte mit 200 Tl. eine Einlage und damit Teilhaberschaft erwerben. Nach jeder Rückkehr eines Schiffes sollte eine allgemeine Versammlung der Gesellschaftsmitglieder stattfinden, bei der aber erst 5 Mindestteile, bezüglicherweise 1000 Thaler Einlage Stimme verlieh. Zum Vorsitzenden wurde ein vom Kurfürsten designierter Minister bestellt, die Verwaltungsbeamten wählte die Gesellschaft selbst. Friedrich Wilhelm nahm für 8000 Taler Anteile, einige Hofbeamte und Berliner zusammen mit 22000 Talern, und endlich Raule und Gefährten mit 20000 Talern. Damit war das Gründungskapital beisammen und die Heimatstation für den Überseehandel geschaffen.

Im Vertrage, den Kapt. Blanc auf der ersten Reise mit den Cabusiern abgeschlossen hatte, war festgesetzt, daß Blanc innerhalb 10 Monaten wiederkehren und alles nötige Baumaterial für Schanzen und Veste mitbringen würde.

Diese Reise sollte nun unternommen werden, und zwar unter dem Oberbefehl über die Kriegsbesatzung der Schiffe, 25 Mann, des brandenburgischen Kammerjunkers Otto Friedrich von der Groeben. Kriegsbauleute und Handwerker in ausreichender Zahl vervollständigten die Mannschaft der Schiffe. Am 17. Juli 1682 stachen die Fregatten in See. Bei Accoda sollte die erste Niederlassung befestigt werden. Aber noch während der Unterhandlung mit den Cabusiern, versuchten die Holländer die erste eigentümliche Auslegung der von den Generalstaaten s. Z. ausgefertigten Ordre. Ein vom Gouverneur von Mina abgesandter holländischer Kaufmann erschien auf der Bildfläche, um kurzerhand Namens Hollands von Accoda

Besitz zu nehmen: Groeben versuchte zunächst einen Pakt zu schließen, derart, daß Brandenburg und Holland gemeinsam das Besitzrecht an Accoda teilen sollten. Doch darauf ließ sich der holländische Abgesandte nicht ein. Es hätte nun keinen Zweck gehabt, die Neugründungen mit Streitigkeiten einzuleiten, deren Folgen bei dem Wankelmut der Holländer in rebus mercantilibus gar nicht abgesehen werden konnten. Die brandenburgische Gesellschaft zog also weiter, um die Cabusier aufzusuchen, zu denen man früher schon in Beziehung getreten war. In der Nähe des Bergs Mamfro beim Dorf Pokeson fand sich denn auch der bestgeeignete Platz zur Anlage der Kolonie. Es fand nun eine festliche Zusammenkunft mit den Cabusiern statt, bei denen zur Erhöhung des Effekts mit Pulver nicht gespart wurde. Es hieß, den naturwüchsigen Cabusiern einen dröhnenden Respekt einzuflößen.

Am 1. Januar 1683 vollzog sich die offizielle Besitzergreifung des Platzes unter militärischen Formen. Schiffshauptmann Voß brachte die kurfürstlich brandenburgische Flagge vom Schiff. Mit klingendem Spiel wurde sie auf den Berg getragen, um hier als Hoheitszeichen des Kurfürsten aufgepflanzt zu werden. Mit den Cabusiern trank Groeben Fetis, eine Zeremonie, die im Quadratverhältnis zu deren Wichtigkeit in den Augen der Cabusier für einen europäischen Gaumen unschmackhaft war. Doch da half kein Sträuben, der Höllentrank mußte von Mund zu Mund gereicht werden. Im Namen des Kurfürsten nannte Groeben den neuen Platz Groß-Friedrichsburg.

Kleine Reibereien mit den Holländern blieben natürlich in der Folgezeit nicht aus. Doch den einmal in Besitz genommenen Platz räumten die Brandenburger nun nicht mehr. Man ging vielmehr unverzüglich an die Befestigung des Platzes; dessen sichere Naturanlage mag es nun erschwert haben, daß die Befestigung nicht in dem Umfange vorgenommen wurde, um große Garantien zu bieten. So tadelt z. B. Bosmann (Descript of Guinea) „daß die Brustwehren nicht hoch genug wären, um den Leuten beim Feuen einen guten Schutz bieten zu können, und daß die 46 eisernen Stücke eben nur an Zahl genügten, daß sie aber zu leicht und klein waren gegenüber den Kanonen, deren sich Holländer und Engländer im Ernstfalle bedienen konnten. Die Geschichte gibt ja auch Bosmanns Tadel Recht.

Die Kolonie blühte jedoch gut auf, und es wurden mit Schiffen, die im Hafen anlegten, gleich zu Beginn der Kolonie waren es ein englisches und ein deutsches Schiff, freundschaftlicher Salut gewechselt.

Mit den bereits bekannten Cabusiern wurden von Gr.-Friedrichsburg aus erneut Freundschafsbündnisse angeknüpft, die in gegenseitigen Geschenken und Verträgen zum Ausdruck gelangten. So kam am 24. Februar 1684 folgender Vertrag zustande:

„Haben die semptliche Capucier von Accada nachfolgende Puncta zugestanden und darauf geschwohren.

1. Dasz Sie Sr. Churfürst. Durchl. zu Brandenburg den ganzen Bey schenken und keine preetension hinführo machen wollen.
2. Wollen wier ein Hausz vor die gueter undt den Kauffmann bauen, imgleichen eine Loge für die Soldaten.
3. Wollen Sie nothwendige Hülffe dasz Fort auffzubauen thun, doch dasz von den Hr. Major und den Hr. Capitain Blanck vor die Arbeiter etwas verordnet werde, damit Sie zufrieden seyn wollen.

4. Haben Sie Fatise gegessen (oder einen Eyd gethann) nur Sr. Churf. Durchl. bei der ausgestreckten Flagge geschwohren, obiges zu halten, denen Leuten welche in dem Fort liegen, kein leyd zu thun, sondern Ihnen alle Lebensmittel bringen wollen, zu mehrer Versicherung haben Sie sich eigenhändig mit ihrem gewöhnlichen Character unterzeichnet.

Accada, d. 24. Februar 1684.

folgen Handzeichen und Namen von 23 Cabusiern. Ferner folgt:

Damit dasz hinführo keine preetension an dem Beye und umbliegenden Öhrten gemacht werde. So haben die drey Cabusiers, welchen das Landt alleine zukombt, solches vor eine peese Goldt an Se. Churf. Durchl. verkauffet, welches Sie mit Ihren gewöhlichen Charactern nochmahlen bezeichnet, solche feste zu halten und damit zu bezeugen dasz Ihnen die peese Gold davor bezahlet, auff den neun Fort Accada am 24. Febr. 1684.

C. C. von Schmitter

Capucier apui
„ jancke
Impabuja

Zum Schluß folgt als Nachschrift die Feststellung des zeitlichen Kommandanten Nathanaet Dilgetz (Ingenieur), daß und mit welchen Zeugen er diesen Vertrag festgesetzt und unterzeichnet hat.

Zwei und eine halbe Meile ostwärts von Gr.-Friedrichsburg legte nun Ingenieur C. C. von Snittler die Dorotheenschanze an, die gut armiert, dazu bestimmt war, Gr.-Friedrichsburg weitern Schutz zu bieten. Zur Sicherung des Wasserplatzes wurde weiter auf der Mitte des Vorgebirges der 3 Spitzen bei dem zwischen Mamfro und Accada belegnen Takarama ein festes Haus gebaut, und mit eisernen Kanonen ausgerüstet.

Groeben, dem das Klima wohl nicht dienlich war, mußte inzwischen schon zurückkehren, und Cap. Blanck war als Oberbefehlshaber zurückgeblieben. Er leitete den Aufschwung der Kolonie mit großer Umsicht und bereitete, um dem Kurfürsten die bisherigen Erfolge sichtbar vor Augen zu führen, eine Gesandschaft nach Berlin vor, die zugleich die Unterwerfungsurkunde der Cabusier dem Kurfürsten zu überreichen hatte. Die Urkunde hat diesen teilweisen Wortlaut:

„Nachdem Sr. Churf. Durchl. zu Brandenburg u. unser Gnädigster Herr, aus sonderbahren Gnaden bewogen worden, unter deszen Hohen Schutz nur Protectien zunehmen, die Mohren, wohnende unter dem Berge Momfort gelegen, bey der Capo Trespontas, und zu dem Ende daselbst eine Vestung aufrichten lassen wollen, zu mehrer Beschirmung der Capuciren und Ihren untergebenen Mohren, wieder alle Ihre Feinde: So verbinden Sich hiermit nochmahlen vorgemelte Capucieren von Momfort nich allein alle vorhergehende Contracte u. s. w. — — — zu dem ende haben sich die vorgedachte Capuciers bei Uns mit den gegenwärtigen Commendanten dieses Ohrts angegeben, und anerbotten, einen auch Ihren Mittel Sr. Ch. D. zu Brandenburg abzuschicken, der alle dieselbe Contracto, die von Ihnen vorhergehents unterzeichnet, nochmahlen confirmieren und bekräftigen sollen u. s. w.“

Datum Gr.-Friedrichsburg auf dem Berge Mamfort den 12. May 1684.

(unterstundt)

folgen die Namen von 28 Cabusiern von Mamfort, 26 Namen der Cabusier zu Accada, 16 Namen der Cabusier zu Taccra und 16 Namen der Cabusier von Trespontus.

Es war also eine Anerkennung der Hoheit des Kurfürsten in aller Form.

Die Gesandtschaft erregte in Berlin ganz gewaltiges Aufsehn. Nichtsdestoweniger hielt die Opferwilligkeit der Mitglieder der Handelsgesellschaft nicht lange an. Die Unkosten für die Reisen standen naturgemäß am Anfang noch nicht im ausgeglichenen Verhältnis zu den erzielten Gewinnen; den Mitgliedern, speziell den Ostfriesen, fehlte das Anziehnngsmittel der fetten Dividende. Einer nach dem andern trat aus, und das Unternehmen schien bereits gefährdet. Da handelte Friedrich Wilhelm mit kurzer Entschließung, und übernahm den ganzen Gesellschaftsanteil der Ostfriesen für sich selbst. Den früheren Teilhabern, deren Aktien der Kurfürst an sich brachte, sollte in 4 Jahren das Kapital ohne Zinsen zurückgezahlt werden. Unter der einheitlichen Leitung besserte sich die Lage der Gesellschaft nun zusehends und es wurden recht ansehnliche Überschüsse herausgewirtschaftet. Neben den Kürfürsten blieben als Mitteilhaber der Gesellschaft nur noch Raule nebst einigen Beamten, deren Interesse an der Gesellschaft aber mit den bei dieser innehabenden Posten sehr eng verbunden war.

Den Ostfriesen verblieben aber auch, trotz ihres Ausscheidens aus der Gesellschaft, die dieser gewählten Privilegien die 30jährigen Handelsfreiheit, die schließlich die Gründung eines See- und Handelsrat für den europäischen Seehandel unter brandenburgischer Flagge in Emden führte.

Raule, der immer mehr der Vertraute des Kurfürsten in maritimen Dingen zu werden verstand, wendete nun die ganze Aufmerksamkeit, und den ihn auszeichnenden Scharfblick auf das Blühen der Handelsbeziehungen, und es steht fest, mit guten Erfolgen.

Neben diesem Hauptunternehmen werden noch kleinere Beziehungen angeknüpft, die zwar für einige Zeit gewinnbringend schienen und es auch waren, aber doch das Interesse wie Gr.-Friedrichsburg nicht in Anspruch nehmen konnten.

Doch alle Mühen der letzten Jahre sollten Friedrich Wilhelm zu guterletzt noch bitter vergällt werden. Obwohl die Generalstaaten, vorzüglich auf Betreiben des Prinzen von Oranien nach den kompliziertesten Unterhandlungen 1685 die Rechtmäßigkeit der brandenburgischen Niederlassungen in Afrika anerkannt hatten, so war dem habsüchtigen Krämersinn der holländischen Handelsgesellschaften damit doch keine Fessel anzulegen möglich. Was waren ihnen Verträge, wenn es sich um Gewinne handelte. Der holländische Oberbefehlshaber von Mina, ein tropisch nachgedunkelter Ehrenmann, überrumpelte 1688 plötzlich die Schanzen bei Accada und Tacrama, und hauste hier mit seinen Horden wahrhaft vandalisch. Was von den Warenvorräten nicht gestohlen werden konnte, wurde vernichtet, die Besatzung wurde von einer starken Übermacht nach erbittertstem Kampfe gefangen genommen, der Hafen von Gr.-Friedrichsburg wurde eingeschlossen gehalten und das brandenburgische Schiff Berlin aufgebracht.

Zwar ließ es Friedrich Wilhelm an einer sehr dringlichen Vorstellung im Haag nicht fehlen, doch die Gemächlichkeit des Holländers setzte stets an dem Entschuldigungs- und Entschädigungspunkte mit nachhaltiger Sicherheit ein. Es wäre zweifellos zu den ernstesten Konflikten gekommen, hätte nur das Lebenslicht Friedrich Wilhelms noch einige Zeit vorgehalten. So aber erlebte er die Genugtuung nicht mehr, aber auch nicht den Verfall des Werks, das er mit bewunderungswürdigster Tatkraft, Entschlossenheit und mit staatsmännischem Weitblick in wenigen Jahren aus Nichts fest erschaffen hatte.

Er wollte Brandenburg den Welthandel zuwenden und eine Flottenmacht gründen.

Adolf Götz, Hamburg.

Die Eisenbahn Lüderitzbucht—Kubub.

Durch den Bericht des Hauptmann Schulze, Führers der ersten Eisenbahnbaukompanie, in den Mitteilungen für Forschungsreisende usw. XIX. Band, 3. Heft, Anlage zum amtlichen Kolonialblatt sind die Verhältnisse klar gelegt worden, unter denen der Bau der Eisenbahn Lüderitzbucht—Kubub, deren Fertigstellung Anfang Oktober bevorsteht, stattfinden mußte.

Es ist bekannt, daß General v. Trotha nicht nur den Bau dieser Bahn, sondern auch den bis Keetmannshoop sofort, als er die Bedeutung und den Umfang des Aufstandes im Süden erkannte, beantragte. Dies geschah zum ersten Male am 30. Oktober 1904 unter Hervorhebung aller Schwierigkeiten der Versorgung der Truppen im Süden mit Kriegsbedarf und unter gleichzeitigem Hinweis auf die wirtschaftliche Bedeutung, welche dieser Bahn nach dem Kriege zufallen mußte. Erst im Dezember 1905 wurde die Genehmigung zum Bau der 137,5 km langen Teilstrecke bis Kubub erteilt.

Die schnelle Herstellung dieser Bahn wäre ohne die Einleitung der Vorarbeiten, welche General v. Trotha sofort und zwar schon im Oktober 1904 befohlen hatte, unmöglich geworden. Der bereits erwähnte Bericht des Hauptmann Schulze gibt einen Einblick in die Schwierigkeiten, welche dem Bau entgegenstanden; außerdem erfahren wir Näheres über die Hafenverhältnisse in Lüderitzbucht. Nach dem Berichte ist nicht diese selbst, sondern der östlich davon, durch mehrere vorliegende Inseln geschützte Robertshafen, die geeignete Stelle für einen zukünftigen Hafenplatz. Derselbe gestattet Schiffen mit 25 Fuß Tiefgang bequeme Einfahrt und auf etwa 600 m Entfernung guten Ankerplatz. Fahrzeuge von 8 Fuß Tiefgang konnten bisher sehr gut an der nur 150 m langen Landungsbrücke anlegen. Eine Versandung dieses geräumigen Hafenbeckens soll nach den langjährigen Beobachtungen hier verkehrender Schiffskapitäne ausgeschlossen sein. Sollte es noch gelingen, wie es den Anschein hat, durch Erschließung der 35 km entfernten Quelle von Gr. Anichab die Frage der Wasserversorgung zu lösen, so steht der Lüderitzbucht eine aussichtsreiche Entwicklung bevor, wird doch durch den Eisenbahnbau das schlimmste Hindernis beseitigt und der bequeme Durchgang durch die gefährliche Namib ermöglicht. Da hier der schmalste Teil dieser Zone liegt, so mußte hier versucht werden, eine Trasse nach dem wasserreichen Aus bei Kubub zu legen.

Wir lernen weiterhin durch den Bericht kennen, daß schon unmittelbar hinter dem Meere der öde Küstenstreifen schnell und andauernd bis Aus auf etwa 1400 m ansteigt. Die Eisenbahn hat daher nicht nur den Sand der Dünen, den starren Fels, sondern auch erhebliche Höhenunterschiede zu überwinden. Der Eingang in das eigentliche Gebiet der Dünen bei km 19 liegt schon ungefähr 170 m hoch. Den eingehenden Erkundungen des Hauptmann Schulze gelang es, auf einem

Felsengrat einen im wesentlichen dünenfreien Weg für die Eisenbahn zu finden. Auf dem glatten Granitboden dieses Felsengrates haftet der Sand nicht und wird bei Stürmen über ihn hinweggefegt. Nachdem mittels schwieriger Felsarbeiten und Aufschüttungen besonders zwischen km 24 und 28 die etwa 400 m hochliegende Station Rotkuppe bei km 37,5 erreicht war, begegnete der Bahnbau bis km 100 keinen technischen Schwierigkeiten. Auf km 75,0 liegt die Station Tschaukaib auf etwa 800 m Höhe. Erst bei km 100,0 beginnt der Aufstieg zum Kububgebirge, der wiederum umfangreiche Sprengungen und Erdarbeiten erforderlich macht und bei Aus auf eine Höhe von ca. 1400 m*) gelangt. Auf der ganzen Strecke berührt diese Trasse keine einzige Wasserstelle. Trotzdem ist sie von der bauausführenden Firma Lenz gewählt, da diese die Bahn in Kapspur erbauen muß und somit Lokomotiven einstellen kann, welche mit einer Maschinen- und Tenderfüllung bis Aus durchfahren können; auch wird mit einer Wassererschließung etwa bei km 95 (Tsirub-Gebirge) gerechnet. Die hierauf bezüglichen Meldungen über den Fortgang des Bahnbaus von Anfang August besagten:

„Die Wasserbeschaffung ist noch immer der schwierigste Punkt bei diesem Bahnbau. Bis jetzt war der Baubetrieb auf die Kapstädter Wasserdampfer und auf die in Lüderitzbucht aufgestellten Kondensatoren angewiesen. Die Vorarbeiten zur Wassererschließung mittels Tiefbohrung längs der Bahn, unter andern auch bei km 95 den Garubergen (wahrscheinlich ist das Tschirub-Gebirge gemeint) sind soweit gediehen, daß nach Eintreffen des bestellten großen Bohrapparates die Bohrarbeiten begonnen werden können."

Im ganzen genommen sind nach Überwindung der Dünen und nach Beschaffung des Wassers die Bauverhältnisse für die Bahn sogar recht günstige. Der Boden ist meist fest und mit zahllosen Steinen besät, die eine vorzügliche Schotterung liefern werden. Kunstbauten kommen gar nicht vor, höchstens wird man gut tun, einige kleine Brücken über die Flußreviere, welche abkommen, zu bauen. Die Hauptarbeiten waren Felssprengungen und Steindammanschüttungen. Das nötige Steinmaterial wurde fast durchweg an den Arbeitsstellen gewonnen bezw. gefunden.

Die Befürchtung, daß bei heftigen Stürmen die Bahnlinie verschüttet werden könnte, ist nur zum Teil gerechtfertigt gewesen. Die bisher noch ungeschützten Einschnitte waren vornehmlich an den Enden und hier nur in dem Maße verweht, daß die Stockung im Bauzugsbetriebe etwa auf sieben Tage beschränkt blieb. Man hat von einer kostspieligen Eintunnelung nach den Erfahrungen der äußerst heftigen Stürme im Mai und Juni d. J. Abstand genommen und hofft vielmehr, daß durch die mit gutem Erfolge versuchten Grasanpflanzungen größerer Dünenstrecken, Besteckung und Festlegung durch Dung, die Errichtung von Zäunen, Schutzwällen und Gräben die Sandverwehungen so weit beschränkt werden können, daß ihre Abräumung in windstiller Zeit ohne große Arbeitsaufwendung erfolgen kann.

In Aus, einem Flußrevier angelangt, findet der Bahnbau an einem der aussichtsreichsten Plätze Südwestafrikas Wasser und herrliche Weide. Hier wurde bisher verhältnismäßig leicht und schnell sehr gutes Tränkwasser gefunden. Der Ort selbst hat, gegen die unangenehmen Südwestwinde durch das Kububgebirge geschützt, ein herrliches Klima. Durch Tiefbohrungen in dem Flußbett, welches noch vor dreißig Jahren fließend gewesen sein soll, hofft man reichlich Wasser, womöglich noch für

*) Kubub liegt auf 1621 m Höhe.

größere Berieselungen ausreichend, zu finden. Damit sind aber in Afrika die Grundlagen für eine lohnende, wenn auch beschränkte Ackerbau- und Gartenkultur geschaffen. Für eine ausgedehnte Viehzucht findet sich neben ausreichendem Wasser bei Aus und östlich Kubub in der weiten 25 km breiten und 100 km langen Ebene herrliche Weide. Auch bei Kl. Fontein und Kl. Kubub sind Wasserstellen und Gr. Kubub, welches nur 5 km vom Bahnendpunkte entfernt liegt, hat in seinen 10 großen Brunnen soviel Wasser, daß hier während des Krieges oft bis zu 1200 Ochsen und 2000 Stück Kleinvieh getränkt werden konnten.

Zu erwähnen ist noch, daß die neue Bahn eine Gegend erschließt, in welcher in früherer und neuester Zeit Erzfundstellen festgelegt wurden. In der Nähe der Lüderitzbucht selbst ist Blei, Eisen und Kupfer, bei Aus Eisen und Kupfer, Eisen zwischen Angra Pequena und Aus sowie auf dem Wege nach Keetmannshoop bei Kakhaus gefunden worden. Neuerdings fand Professor Dr. Kummer, welcher als Sachverständiger die Hafenverhältnisse in Swakopmund und Lüderitzbucht erkundete, im Dünengelände auf der Eisenbahnstrecke Kupferadern.!

Welche Bedeutung der zweifellos vorhandene Metallreichtum in Zukunft erhalten kann, steht dahin. Keinesfalls aber ist es übertrieben, wenn man behauptet, daß durch die Bahn die Aussichten auf einen zukünftigen Bergwerksbetrieb auch im Süden sich hoffnungsvoller gestalten.

Durch Herstellung einer leistungsfähigen Bahn bis Keetmannshoop wird dem Süden nicht nur die notwendige militärische Sicherung, sondern auch der Antrieb, wenn nicht erst die Möglichkeit zu wirtschaftlichem Aufschwunge gegeben sein. Nachdem die denkbar ungünstigsten Verhältnisse dank der Voraussicht des General v. Trotha, dem Geschick unserer Offiziere und der Leistungsfähigkeit unserer heimischen Technik und Industrie überwunden ist, wird der Reichstag nicht zögern, dem Weiterbau nach Keetmannshoop seine Zustimmung zu geben. Es ist reichlich Zeit gewesen, die militärische und wirtschaftliche Bedeutung dieses Projekts zu prüfen.

Gallus.

Die Landpolitik der ehemaligen südafrikanischen Burenrepubliken.

I.

Die natürlichen Verhältnisse.

Die im Jahre 1902 dem britischen Südafrika einverleibten beiden Burenrepubliken Transvaal und Oranjefreistaat bilden ungefähr die Mitte Südafrikas zwischen dem 22. und 31. Grad südlicher Breite. Sie umfassen ein Gebiet von 440000 Quadratkilometern, wovon 310000 auf Transvaal und 130000 auf den Oranjefreistaat entfallen. Die beiden Staaten wurden im Nordwesten und Süden von englischem Gebiet umgrenzt, im Osten wurden sie gleichfalls durch britische Besitzungen und im nördlichen Teile durch portugiesisch Ostafrika vom Meere abgedrängt. Sie gliedern sich in ihrer Oberflächengestaltung in das große südafrikanische Tafelland ein. Insbesondere stellt der Oranjefreistaat eine einzige wellenförmige Ebene dar, die gleichmäßig allmählich nach Westen zu abfällt. Der Transvaal weist zwar dieselbe Grundform, aber in reicherer Gliederung auf. Durch den ganzen Osten zieht sich von Kapland in nördlicher Richtung streichend der östliche Abfall des großen Hochplateaus mit zahlreichen Tafel-, Spitzkopf- und Kuppelbergen, mit steilen felsigen Hängen und wilden unwegsamen Schluchten hin, die sogenannten „Drakenberge", die sich im Norden von Transvaal in zahlreiche, immer niedriger werdende Einzelzüge auflösen. Der westlich dieses großen Gebirgszuges liegende Hauptteil des Landes wird durch von Osten nach Westen verlaufende Höhenzüge in mehrere besondere Hochebenen zerteilt: im Süden zwischen dem Vaalfluß und den Witwatersbergen das 1500 bis 2000 Meter über dem Meere liegende „Hoogveld", nördlich der Witwatersberge das um die Hälfte niedrigere „Buschfeld" oder Springbocksfeld, das den Kern des Landes bildet und im Norden von den Sandriver- und Waterbergen und den genannten östlichen Ausläufern der Drakenberge abgeschlossen wird. Die nordwestlich davon liegende Ebene bis zum Limpopo leitet zu dem weiten inneren Hochplateau der Kalahari über. All die genannten Gebirgszüge sind ihrer Entstehung und ihrer Natur nach nur die Steilabfälle der bei der Schrumpfung der Erdrinde zurückgebliebenen Schollen zu den tiefer hinabgesunkenen Nachbarschollen, stufenartige Absätze der Hochflächen zu den tiefer gelegenen Geländen.

In hydrographischer Hinsicht trennen die genannten Witwatersberge mit den nördlich vorgelagerten Magaliesbergen die beiden Staaten in einfacher und klarer Weise in zwei große Gebiete; sie bilden die Wasserscheide zwischen dem nördlichen Teil von Transvaal einerseits und dessen südlichen Teil und dem Freistaat andererseits. Der auf der Nordseite jener Berge entspringende Limpopo (Krokodilfluß) fließt in einem weiten halbkreisförmigen Bogen erst in nord-östlicher, dann direkt in östlicher Richtung um das transvaalische Hochplateau und die nördlichen Ausläufer der Drakensberge herum, um in großer Ausdehnung die West-

und Nordgrenze von Transvaal zu bilden und dann in südöstlicher Richtung durch portugiesisches Gebiet hindurch in den Indischen Ozean zu münden. Er nimmt radienförmig nicht nur sämtliche Abflüsse aus dem ganzen nördlich der Witwatersberge und westlich der Drakensberge gelegenen Gebiete, sondern in seinem Unterlaufe auch einen großen Teil der von den Drakensbergen nach Osten fließenden Gewässer auf. Unter letzteren ist besonders der Olifant zu nennen, welcher die Drakensbergkette durchbricht. Südlich von ihm entsenden die Drakensberge nach Osten noch mehrere kleinere Küstenflüsse, Sabia, Krokodil- und Kumatefluß, die sämtlich in der Delagoa-Bay münden. In dem südlichen Gebiet sind als Hauptflüsse zu nennen der Oranjefluß mit seinen rechten Nebenflüssen, dem Kaledon und dem Vaal, die zusammen den Oranjefreistaat ovalförmig fast völlig unmittelbar einschließen. Die beiden erstgenannten bilden hierbei die Grenze gegen Basutoland und Kapland, der Vaal gegen die ehemalige Schwesterrepublik.

Alle genannten Gewässer mit Einschluß der drei großen zeigen das Charakteristikum sämtlicher südafrikanischer Gewässer, da sie in der regenarmen Zeit nur wenig (oberirdisches) Wasser führen und leicht auch von Fuhrwerken durchquert werden können, während sie gerade aus diesem Grunde und wegen ihres stufenartigen Abfalles als schiffbare Verkehrswege überhaupt nicht in Betracht kommen. Zur Zeit der Regenfälle (Oktober bis März) treten sie dagegen aus ihren Ufern und bilden mächtige reißende Ströme, die nur schwer passierbar sind und vielfach unüberwindliche Verkehrshindernisse bilden.

Wie das übrige Südafrika bestehen auch diese beiden Länder geologisch aus teilweise gefalteten, sehr alten, später aber flach abradierten Bildungen, denen jüngere auf trockenem Lande oder in Süßwasserseen entstandene Ablagerungen sowie vulkanische Auswurfsmassen auffliegen.*)

Diese Bodenverhältnisse ergeben im Zusammenhange mit dem heißen Klima und den verhältnismäßig geringen nach Westen zu abnehmenden Niederschlagsmengen (200—600 mm im Jahre) den eigentümlichen Steppen- und Savannencharakter der südafrikanischen Hochebenen. Während im Osten die Grasflächen üppige und wertvolle Viehweiden bilden, werden sie nach Westen zu öder und pflanzenärmer. In diesen Savannengebieten ist der größte Teil des Bodens nur mit hohen und steifen sparrigen Gräsern bedeckt, welche keineswegs gleichmäßig und dicht beisammenstehen wie die niedrigen Gräser einer europäischen Wiese, sondern in ziemlich weit von einander entfernten einzelnen Grasbüscheln, zwischen denen der Boden hervorschaut. Hier finden sich auch ausgedehnte mit niedrigen Dornbüschen bewachsene Strecken, sogenanntes Buschfeld, daß ein selbst für einzelne Personen schwer zu durchdringendes Dickicht bildet. Neben Stechdorn finden sich die gefürchteten Hakendornen, aus denen man sich nur mit großer Mühe lösen kann: „wachteenbetje“ „Wart ein bischen“ nennt sie deshalb der Bur. Auf dem gesamten Hochland ist der Baumwuchs im allgemeinen gering und beschränkt sich auf einzeln stehende Bäume und Büsche, vor allem Akazien und Aloe.

Wegen der ungünstigen Zusammendrängung der an sich nicht reichlichen Niederschläge auf wenige Monate, der dadurch bedingten längeren Trockenheitsperioden und vor allem wegen der großen Schwankungen in den einzelnen Jahren kommen diese großen Grasflächen auch in ihren besseren Teilen für den Getreidebau

---

*) R. v. Lendenfeld, Südwestafrika. S. 2.

wenig oder gar nicht in Betracht. Denn das im April oder Mai gesäte Korn, das während des Winters langsam aufgegrünt ist, kann nicht ohne Regen zur Reife kommen. Bleibt aber im September, Oktober der Regen ganz fort, dann mißglückt die Ernte sogar vollständig, falls nicht künstliche Bewässerung möglich ist. Der Getreidebau beschränkt sich deshalb hauptsächlich auf die Gebirgs- und Flußtäler, d. h. auf Gebiete, wo leicht künstliche Bewässerung möglich ist, namentlich in den östlichen Distrikten, den Drakensbergen, aber auch in den Witwatersrand- und Magaliesbergen.

Die eigentliche Kornkammer bildet das am Kaledon gelegene Gebiet, das sogenannte conquered territory, welches auch periodischen Regenfall aufweist. Hier an den Ufern des Kaledon, in den Tälern von Wepenern, Ladybrand, Ficksburg usw. kann man in der Tat von wogenden Kornfeldern sprechen, hier sind mir bei meinen Streifzügen durch Transvaal und den Freistaat vielfach Farmeinrichtungen nach deutschem Muster aufgefallen, Haus- und Hofanlagen in der Form von deutschen Gutshöfen, Dreschapparate mit Dampfbetrieb.

An Fruchtarten finden wir alle europäischen vor. Weizen, Roggen, Gerste werden im April bis Juni gesät und im Oktober bis November geerntet. Hafer, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Kohlrüben rc. gedeihen das ganze Jahr hindurch. Tropische Kulturpflanzen wie Kaffee, Zucker usw. werden bereits im Norden von Transvaal gezogen.

Die geschilderten natürlichen Verhältnisse bestimmen den größten Teil des Bodens beider Länder für extensiv betriebene Weidewirtschaft, ohne jede Bearbeitung des Bodens, einzig auf der Grundlage des natürlichen Graswuchses und allgemein auch ohne eigentliche Ställe. An erster Stelle steht in den beiden Staaten die Zucht von Rindern. Im Freistaat ist außerdem von Bedeutung Pferde- und Schafzucht. Daneben finden sich auch Esel und Maultiere, sowie Ziegen. Der Viehbestand belief sich hier vor Ausbruch des südafrikanischen Krieges auf ungefähr 250000 Pferde, 1 Million Rinder, 14 Millionen Schafe und je 20000 Esel und Maultiere bezw. Ziegen. Die Ziegen- und Schafzucht ist auf Woll- und Fleischproduktion, die Rindviehzucht in der Hauptsache auf Fleischproduktion gerichtet. Milchwirtschaft wird fast nur für den eigenen Bedarf, im übrigen nur beim Vorhandensein günstiger Absatzgelegenheiten in größerem Maßstabe betrieben.

Mehr als diese agrarischen Produktionsfaktoren haben für die wirtschaftliche Entwicklung der beiden Länder namentlich in den letzten Jahrzehnten die mineralischen Bodenschätze ausschlaggebende Bedeutung gewonnen. Außer reichen Mengen an Silber, Kupfer, Blei, Eisen, finden sich Steinkohlen in ungeheurer Menge im ganzen östlichen Transvaal — sie treten am Belelasberg bei Utrecht in Flötzen von großer Mächtigkeit und trefflicher Qualität zu Tage — und bei Kronstadt und Heilbronn im Norden des Freistaates. Aber von viel größerer Bedeutung ist das Vorkommen von Diamanten im Freistaat (Jagersfontein) und von Gold in Transvaal. Im Juli 1867 entdeckte Mauch zuerst Gold im Taki, später fand er goldführende Riffe innerhalb einer Hügelkette am Olifantsfluß, welche Button später Murchisonkette taufte. Er bezeichnete diese Stelle schon auf seiner 1870 veröffentlichten Karte als mutmaßliches Goldfeld. Von ihm wurden in demselben Jahre die Marabastad-Riffe in der Stufe von Ersteling entdeckt, und im Februar 1871 wurde das erste Alluvialgold in der Nachbarschaft von Lydenburg gefunden. Seitdem sind goldführende Riffe in allen Teilen des Landes bekannt geworden. Die

bedeutendsten und bekanntesten sind die von Witwatersrand. Im Dezember 1885 richteten hier die Gebrüder Huber die ersten fünf Pochwerke auf einer ihrer in der Stufe gelegenen Farmen ein. Die großen Erfolge dieser und einiger ähnlicher Unternehmungen veranlaßten 1886 eine wahre Völkerwanderung hier her, woraus wie durch Zauber die Stadt Johannesburg entstand. Über die volkswirtschaftlichen und sozialen Folgeerscheinungen dieser Vorgänge wird im vierten Abschnitt eingehend verhandelt werden.

II.

Abriß der politischen Geschichte der beiden Staaten.

Die Entstehungsgeschichte der beiden Länder ist mit derjenigen von Kapland und Natal aufs engste verknüpft. Sie gründet sich auf den Wegzug zahlreicher Buren aus Kapland, die durch englische Mißregierung seit 1834 zur Auswanderung von dort veranlaßt wurden. Vor allem anderen hatte die Aufhebung der Sklaverei, wie überhaupt die Behandlung der Eingeborenen von seiten der englischen Regierung heftige Mißstimmung hervorgerufen. Die Engländer bewiesen weder die Fähigkeit noch den guten Willen, die Morde und Plündereien der entlaufenen und entlassenen Sklaven energisch zu verhindern. Es galt vielmehr als offenes Geheimnis, daß sich die schwarze Bevölkerung gegen die Unabhängigkeitsbestrebungen hauptsächlich der holländischen Ansiedler, Boers, die den Kern der eigentlichen seßhaften Bevölkerung bildeten, auszuspielen versuchten; zu diesem Zweck begünstigten sie räuberische Einfälle von benachbarten Stämmen (aus Kaffraria). Unter demselben Gesichtspunkt des Gegengewichtes gegen das Holländertum regten sie die Ansiedlung von englischen und internationalen Landstreichern an.

Die Buren legten die Gründe, die sie zum Verlassen der englischen Kolonie zwangen, in einer Veröffentlichung der damaligen Grahamstowner Zeitung 1834 nieder. „Wir verzweifeln daran, die Kolonie von den Übeln zu retten, die ihr durch das unehrliche und aufrührerische Verhalten von Landstreichern drohen, denen es gestattet ist, jeden Landesteil zu vergessen, und wir sehen auch für unsere Kinder keine Aussicht auf Glück und Frieden in einem Lande, das durch innere Unruhen so schwer zu leiden hat. Wir beklagen uns über die schweren Verluste, die wir durch Freilassung der Sklaven zu tragen genötigt waren sowie über die zum Widerstande reizenden Gesetze, welche in dieser Hinsicht erlassen worden sind."

Bei dieser ersten Auswanderung trat eine Scheidung der Buren ein: diejenigen, die sich mit den geschilderten Verhältnissen befreunden konnten, blieben zurück und hießen fortan Kapburen, die fortziehenden dagegen „Treckburen". Diese zogen zunächst in das Gebiet von Natal, dessen Grund und Boden sie Schritt für Schritt von den Zulukaffern erkämpfen mußten. Sie wurden jedoch hier von den Briten wieder verdrängt und überschritten nun die Drakensberge und besiedelten das westlich von diesem gelegene Land, das Gebiet der späteren beiden Republiken. In der Hauptsache beschränkte sich jedoch die eigentliche Siedelungstätigkeit zunächst auf das Land zwischen Oranje und Vaalfluß.

Um den Besitz dieses Gebietes stritten sich damals noch die Basutos und Griquas. Die letzteren, eine Mischrasse aus Buren und Hottentottenblut, hatten die Urbevölkerung, die zwerghaften, auf tiefster Kulturstufe stehenden und auch von den Kaffern tief verabscheuten Buschmänner in die Bergschluchten verjagt. Aus dem so gewonnenen Besitz wurden sie wieder von den Basutos verdrängt, einem talent-

vollen Kaffernstamm, der im Besitz umfangreicher Viehherden bereits bemerkenswerte Ansätze staatlicher, insbesondere militärischer Organisation aufwies. Während diese Kämpfe noch im vollen Gange waren, hatten sich bereits einzelne besonders unruhige Burenelemente in kleinen Trupps über die weiten Ebenen dieser Gebiete verbreitet, um sich hier und da planlos anzusiedeln, während andere Treckführer mit ihren Angehörigen in rastlosem Nomadenleben zu keiner seßhaften Kulturtätigkeit gelangten. Wertvolle Kräfte gingen auf diese Weise durch Zersplitterung verloren. Von entscheidender Bedeutung wird aber erst die von Piet Potgieter geleitete Expedition, welche im Jahre 1838 größere Massen der von den Engländern auch in Natal beunruhigten Buren zur Weiterwanderung organisierte. Von ihr gingen die ersten Schritte zur Gründung des späteren Freistaates aus. Die neuen Ansiedlungen waren von Anfang an für die Dauer berechnet und trugen bereits die Keime kommunaler Organisation in sich. Piet Potgieter nahm seinen Weg über den Berg Thaba Nchu, wo ein Teil der von ihm geführten Buren zurückblieb, nach der Gegend des heutigen Städtchens Winburg. Dort schloß er mit dem Basutohäuptling Makwana ein Bündnis, in welchem er sich verpflichtete, letzteren gegen den Matabelekönig Moselikatse, der von Norden her über den Vaalfluß räuberische Einfälle unternahm, zu schützen. Dafür erhielt er ungefähr das Territorium des späteren Freistaates als Eigentum. Dieser Vertrag bildete die staatsrechtliche Grundlage für die Herrschaft der Buren im Oranjefreistaat und wurde durch das Schutzbündnis gegen den Matabelekönig auch zum Ausgangspunkt für die später zu besprechende Gründung des Schwesterstaates jenseits des Vaals.

Ehe die Buren aber hier zu einer straffen und umfassenden staatlichen Organisation kamen, hatten sie sich wiederum erst gegen britische Ausdehnungbestrebungen zu wehren. Anknüpfend an die durch fortgesetzte Kämpfe der Buren und Kaffern geschaffenen unsicheren Verhältnisse beanspruchten sie 1845 durch ihren ersten Beamten Mackland gewisse Hoheitsrechte über die eben erst gewonnenen Distrikte mit der auf einer staatsrechtlichen Fiction beruhenden Begründung, daß die Buren als englische Untertanen, die aus dem britischen Staatsverband nicht entlassen seien, natürlicherweise lediglich für England ihre Neuerwerbungen machen konnten, wobei sie die eigentliche Eroberung des Neulandes und die schwierige Kolonisationstätigkeit selbst den Buren gern allein überlassen wollten. 1848 versuchte weiterhin Sir Harry Smith durch Proklamation die britische Oberhoheit über das Land zwischen Oranje und Vaal festzustellen und auch durch Waffengewalt diese Forderung nachdrücklich durchzuführen. Er hatte als Gouverneur der Kapkolonie aus dem Mutterlande die Instruktion erhalten, die englische Herrschaft in dem gesamten Südafrika mit allen Mitteln auszudehnen und zu festigen. Aber trotz verschiedener Siege über den Burenführer Pretorius, den späteren Präsidenten, der mit wenigen hundert Mann entschlossenen Widerstand leistete, blieben alle Versuche erfolglos. Im Vertrage von Bloemfontein vom 23. Februar 1854 sah der Gouverneur sich gezwungen, das Territorium den Buren zu überlassen; England verzichtete hierin förmlich auf die Oberherrschaft und erkannte den Oranjefreistaat als selbständige Republik an.

Noch während dieser Kämpfe wurde bereits der Grund für einen neuen Staat nördlich des Vaal gelegt. Der alte Löwe des Nordens, wie Moselikatse, der König der Matabele, genannt wurde, hatte hier einen mächtigen Staat gegründet und unternahm häufig räuberische Streifzüge nach dem Süden, gestützt auf eine stramme Organisaton seiner eigenen Krieger und eine weise Vermischung der-

selben mit den von ihm besiegten Stämmen. Um den unaufhörlichen Überfällen vorzubeugen, suchten die Farmer den Feind im eigenen Gebiete auf. Mehrere hundert Männer drangen in das Herz des späteren Transvaal ein, und es gelang ihnen, den Matabelekönig in seinem verschanzten Kraal am Olefantfluß zu überwältigen. Damit war die Macht der Matabele gebrochen.*) Die Buren nahmen nun kraft des Eroberungsrechtes von dem „jenseits des Vaal“ gelegenen Gebiete Besitz.

Es galt nun für beide Länder eine staatliche Organisation zu schaffen. Im Oranjefreistaat ging dies nach der Abwehr der englischen Pläne ohne ernstere Störung vor sich, und schon am 10. April 1854 wurde dem „Oranjefreistaat“ eine Verfassung nach dem Muster derjenigen der Vereinigten Staaten gegeben, welche, von einigen unwesentlichen Abänderungen abgesehen, bis zum Jahre 1902 bestanden hat. In Transvaal fehlte es trotz der engen Kampfgemeinschaft der Eroberer längere Zeit an straffterer staatlicher Zusammenfassung der neuen Siedelung. Nach verschiedenen Ansätzen — Bildung einzelner kleinerer Republiken — gelang es auch hier Pretorius Anfang der fünfziger Jahre eine gemeinsame selbständige Regierung ins Leben zu rufen, die auch in dem Sandriververtrage im Jahre 1852 von England als unabhängig anerkannt wurde, nachdem dieses in seinen kriegerischen Unternehmungen gegen die verbündeten Buren und Basutos nur Mißerfolge zu verzeichnen gehabt hatte. Im Jahre 1857 wurde dann die staatliche Konzentration des ganzen neuerworbenen Landes zwischen Vaal und Limpopo unter dem Namen der südafrikanischen Republik vollendet.

Die nächsten Jahrzehnte gehörten in beiden Republiken der ruhigen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung im Innern. Erst die Anfang der siebenziger Jahre bekannt gewordenen vielversprechenden Goldfunde (vergl. oben S. 786 u. 787) in Transvaal führten zu neuen Versuchen der Engländer, die Unabhängigkeit der Burenrepubliken zu brechen und mit der englischen Oberhoheit ausreichende Handhaben zur Ausbeutung dieser Schätze im englischen Interesse zu gewinnen. Eine Veranlassung für das Eingreifen in die inneren Verhältnisse Transvaals wurde durch den Vorwand geschaffen, daß die Republik nicht im Stande wäre, die schwarze Bevölkerung im Zaum zu halten, und daß dadurch auch zugleich eine direkte Gefährdung der englischen Besitzungen bestände. Man gewann durch Stimmenkauf eine Anzahl von Dorfbewohnern, die keine eigentlichen Buren waren, und veranlaßte diese zu Meetings, auf denen offen für eine britische Annektion votiert wurde. Die eigentliche landbesitzende Burenbevölkerung erhob sich aber unter Führung von Krüger, Cronje und Joubert wie ein Mann. Es kam zum Kampfe, und die englischen Truppen wurden am Majubaberg am 27. Februar 1881 empfindlich geschlagen. Der politische Erfolg bestand in der Konvention von Pretoria vom 3. August 1881. Nach dieser wurde den Buren volle Selbstverwaltung unter britischer Oberhoheit zugestanden. Daher blieb bis zum Jahre 1884 ein englischer Resident im Lande, welcher die Republik im Verkehr mit England sowie in allen auswärtigen Angelegenheiten zu vertreten hatte. Alsdann willigte man in London unter dem Eindruck der schwierigen Verhältnisse im Sudan in die wiederholten Vorstellungen der Buren und erkannte die volle Unabhängigkeit der südafrikanischen Republik an,

*) Moselikatse flüchtete mit seinen Kriegern nach Norden und gründete jenseits des Krokodilflusses ein neues Reich, welches er seinem Sohne La Bengule hinterließ.

indem man sich nur den Schein einer Kontrolle über die auswärtigen Angelegenheiten vorbehielt. Die wichtigsten Stellen dieses Londoner Vertrages lauten:

1. Die südafrikanische Republik darf selbständig nur mit dem Oranjefreistaat Verträge oder Übereinkommen abschließen. Abkommen mit anderen Staaten und Eingeborenenstämmen haben erst Giltigkeit, wenn die englische Regierung innerhalb sechs Monaten keinen Einspruch erhebt.
2. England hat kein Recht, sich in die Gesetzgebung der Republik zu mischen.
3. An Stelle des englischen Residenten tritt ein Konsularbeamter.

England verzichtete also auf die Oberherrschaft und begnügte sich mit der Verhinderung etwaiger den britischen Interessen ungünstiger politischer und wirtschaftlicher Verträge und von Landerwerbungen von den Eingeborenen.

Wir können als Ergebnis dieses Überblicks die Tatsache feststellen, daß wenige Tausend niederdeutscher Farmer in kurzer Zeit die Herrschaft der weißen Rasse in einem umfangreichen Gebiete Südafrikas zur Geltung gebracht und auf eine sichere Grundlage gestellt haben, eine Kulturleistung ersten Ranges.

In den dreißiger und vierziger Jahren sind die einzelnen Burenverbände wohl nur als staatsähnliche Gemeinschaft, als wandernder Staat anzusehen, der allerdings die Keime der späteren Organisation bereits in sich barg. Durch die besprochenen Konstitutionen der fünfziger Jahre treten sie erst in die Staatengemeinschaft ein, um so als Volksgesamtheit handelsfähig zu werden. Berichte über das amerikanische Staatsleben, vor allem über den Mißerfolg der dort eingeführten Sklavenemanzipation waren auch zu ihnen gedrungen; darum suchten sie das Gute aus der amerikanischen republikanischen Gesetzgebung in die ihrige aufzunehmen, das Schlechte zu vermeiden. Der Verfertiger der neuen Transvaal-„Grondwet“ von 1858, ein Holländer mit Namen O. Stuart hatte als einzigen Leitfaden bei der Ausarbeitung der Verfassung ein altes französisches Exemplar von der Konstitution der Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Hand.

Die unter so primitiven Verhältnissen geschaffene Verfassung ließ den „Volksrat“ und den „ausführenden Rat“ sich in die Gesetzgebung der Republik teilen; zu diesen beiden gesetzgebenden Faktoren trat später noch ein zweiter Volksrat hinzu. Die gesetzgebende Gewalt lag in den Händen des Ersteren, dessen Mitglieder auf 4 Jahre gewählt wurden, während die ausübende Gewalt dem ausführenden Rate anvertraut war. Der Letztere bestand aus dem durch allgemeine Wahlen auf 5 Jahre gewählten Staatspräsidenten, dem vom Staatsrat auf 4 Jahre gewählten Staatssekretär, dem Oberkommandanten ex officio und zwei weiteren Mitgliedern, die vom Volksrat auf 2 Jahre hineindelegiert wurden. Unterstützt wurden diese in ihren Verwaltungsgeschäften durch Distriktsverwaltungen. Der höchste Beamte dieser letzteren war der Landdrost, welcher als Magistrat und Zivilkommissar fungierte. Ihm zur Seite stand ein Sekretär, der zu gleicher Zeit Staatsanwalt war und auch das Stempelbureau verwaltete. In jedem Distrikt funktionierte ferner ein Baljuwo oder Gerichtsvollzieher, ein Gefängnisaufseher und eine Anzahl von Konstablern. Der Distriktsverwaltung waren gleichfalls die Landinspektoren unterstellt. Jeder Distrikt war in verschiedene Unterreviere eingeteilt, deren jedem ein Feldkornet mit einem vom Revier gewählten Assistenten vorstand. Diese Beamten übten die niedrige Gerichtsbarkeit aus, regelten das Landwesen nach Anweisungen der oberen Regierung und hatten in Kriegszeiten militärische Machtbefugnisse.

Im Oranjefreistaat war die staatliche Organisation in den Hauptzügen dieselbe.

Eine besonders wichtige Rolle gerade auch für die weiter zu besprechende Landgesetzgebung spielte in beiden Ländern die militärische Organisation. Alle Einwohner zwischen dem 16. und 60. Jahre, welche nicht gesetzlich befreit waren,*) waren zum Dienst in der Miliz verpflichtet. Nicht im Lande wohnende, „die aber Eigentümer von einer oder mehreren Farmen in der Republik waren", hatten eine Kriegstaxe von 20 Pfund für jede Farm und von 10 Pfund für jeden Hof an den Landdrosten des Distriktes zu entrichten. Im Fall eines Krieges hatten derartige Grundeigentümer diese Kriegstaxe innerhalb 3--6 Monaten zu entrichten, bis sie bezahlt war, konnte keine Umschreibung im Grundbuch vorgenommen werden. Die Eingezogenen hatten sich selbst mit voller Ausrüstung zu versehen, hatten Ochsenwagen und Zugvieh zu stellen. Von der gemachten Beute ging nach gewissen Abzügen $^1/_4$ als Beitrag zu den Kriegskosten an die Regierung; die restierenden $^3/_4$ wurden gleichmäßig unter die wirklich im Felde stehenden Leute verteilt. Bis zum sechszigsten Tage nach der Auflösung des Kommandos waren keine Pfändungen zulässig. Die Pfandstellen waren geschlossen, und die Zahlung von Übertragungsgebühren (Herrenrechten) wurde gleichfalls, so lange das Kommandogesetz in Kraft war, suspendiert.

Den Grundstock der weißen Farmerbevölkerung bildeten durch alle Zeiten die ursprünglichen Staatengründer, die Treckburen und ihre Nachkommen. Dazu kam dann dauernder Zuzug in erster Linie von stammverwandten Kapburen, aber auch von Engländern, Deutschen, Holländern, Skandinaviern, Franzosen. Die den zukünftigen Farmern gegenüber in ihren Grundsätzen äußerst liberale Einwanderungspolitik der Staaten, die im engsten Zusammenhange mit ihrer gesamten Landpolitik steht, wird unten (III. 4) näher behandelt werden. Die schwarze Bevölkerung wurde, soweit sie nicht ausgestattet oder über die Grenzen gedrängt war, auf gewisse Reservate und Lokationen beschränkt. Wir werden jedoch noch sehen, daß ein sehr großer Teil der Kaffern als Arbeiter in enge wirtschaftliche Beziehungen zu der weißen Bevölkerung trat.

Am Ende des 19. Jahrhunderts, vor der englischen Annektion belief sich die Einwohnerzahl Transvaals auf 1100000, davon 250000 Weiße, die des Freistaates auf 210000, davon 78000 Weiße.

III.
Besiedelungsgeschichte und Landgesetzgebung.

In den ersten Jahrzehnten des politischen Werdens bis zur Mitte der fünfziger Jahre stand das Land wie bei jeder volkstümlichen Besiedelung der willkürlichen Okkupation frei. Es entsprach sowohl der Natur der extensiven Weidewirtschaft (vergl. oben S. 786) als dem Charakter der Buren, daß, so lange Land im Überflusse vorhanden war, es zu festen Ansiedelungen nur in beschränktem Umfange kam. Die Treckburen zogen mit ihren Viehherden im Lande umher, machten, wo sie Wasser und gute Weide fanden, einige Zeit Halt, um nach der Abgräsung

*) Von persönlichem Kriegsdienst frei waren Mitglieder des Volksrats, Beamte, geistliche Lehrer, die einzigen Söhne von Witwen und fast alle Ausländer. Alle befreiten Personen wurden aber zu besonderen Kriegssteuern herangezogen, die 15 £ nicht überschreiten durften.

weiter zu wandern und neue Weideplätze aufzusuchen. Erst die Expeditionen größeren Umfangs führten, wie bemerkt, zu dauernder Niederlassung und damit naturgemäß zu dem starken Bestreben, diese Siedelungen durch feste Rechtstitel gegen das willkürliche Trecken zu sichern.

Die erste und wichtigste Aufgabe der durch die politische Organisation geschaffenen Regierung war es deshalb, Ordnung in die Siedelungstätigkeit zu bringen und hierbei ergaben sich dann weitere Gesichtspunkte einer in die Zukunft blickenden überlegten Landpolitik, die eine planmäßige Aufteilung und wirtschaftliche Erschließung des neuen Landes gewährleisten konnten. Ziel dieser Landpolitik war es, nach Schaffung überwachender und ausführender Behörden für die bereits in festem Besitz befindlichen Plätze rechtliche Unterlagen des Besitzes zu schaffen, Bestimmungen über die Größe der Farmen zu treffen, die Neuvergebung von Land zu leiten und zu regeln. Im Zusammenhange damit wurde auch eine besondere Einwanderungspolitik festgelegt und für die zum Ackerbau geeigneten Distrikte die wichtige Bewässerungsfrage geordnet. Maßgebend für die leitenden Grundsätze waren bei der Ähnlichkeit der natürlichen Verhältnisse die aus Kapland mitgebrachten Erfahrungen.

1. Landbehörden und Vermessungswesen.

Die eigentliche ausschlaggebende Entscheidung über Neuzuweisungen von Land aber blieb dauernd der Zentralbehörde des ausführenden Rats und des Volksrats. Durch das Gesetz von 1858 wurde für jeden Distrikt eine durch Eid zu unparteiischer Pflichterfüllung angehaltene Landkommission eingesetzt, welche aus dem Landdrost des Distrikts, dem Feldkornet des Weichbildes und einem unbeamteten Mitgliede aus der Mitte der bereits ansässigen Farmer bestand. Jeder Kommission wurde später*) für die Ausführung der technischen Arbeiten ein Landmesser beigegeben. In der älteren Zeit jedoch nahm die Kommission auch alle notwendigen fachmännischen Maßnahmen selbst vor.

Dadurch gestaltete sich das ältere Vermessungswesen zum Teil recht unvollkommen und führte vielfach zu verworrenen Verhältnissen. Statt der Vermessung mit Hilfe genauer mathematischer Instrumente begnügte man sich damit, die Grenzlinie im Dreieck abzureiten. Dabei kam es denn auch vor, das die ganze Kommission mit dieser Bestimmung der Grenzlinie gleichzeitig die Jagd auf einen auftauchenden Strauß verband und dann auf gut Glück einen Grenzpfahl setzte.**) Das Längenmaß der Strecke wurde nach der Zeitdauer des Rittes bemessen, z. B. $^3/_4$ Stunden, und den „Landmessern“ erschien es ausreichend, wenn der Vorsitzende hierzu allein im Besitz einer Uhr war, die, wenn überhaupt, oft genug falsch ging. Als einziges „mathematisches“ Instrument war gewöhnlich wohl ein kleiner Taschenkompas vorhanden, der, auf einen Ameisenhaufen gelegt, zur Bestimmung der Richtung benutzt wurde, aber auch häufig launische Einfälle hatte. Der Sekretär der Kommission hatte nicht allein die Sorge über die Dokumente, sondern auch über den „Drankvooraad“.

In einigen Distrikten wurde die Vermessung von Grundstücken noch roher behandelt. Man gab sich gar nicht erst die Mühe, Grenzpfähle aufzurichten. Die

---

*) Endgültige Regelung mit Grundbuch-Bureau durch Gesetz vom 3. Februar 1887.

**) Als Grenzpfahl wurde vielfach ein „Wildebeesthorn“ in einen Ameisenhaufen gesteckt, es war natürlich häufig nicht wieder aufzufinden.

Kommission ging einfach auf einen hohen Fleck und nannte diesen in ihrem Rapport den „Middelpunkt". Von da aus wurde nach merkbaren Zeichen visiert und die Kompaßrichtung aufgezeichnet. Aber bei den unendlichen gleichmäßigen Flächen mangelte es meistenteils in der Nähe an solchen Merkmalen und dann wurde der Gipfel eines Hügels oder eines Bergrandes bestimmt, aber nirgends, auch nicht für den Mittelpunkt, Baken aufgerichtet. Als später die Grundstücke bewohnt wurden und man die Baken suchte, waren weder diese noch der sogenannte Mittelpunkt zu finden, so daß beinahe kein Platz auf diesen Strecken da gelegen war, wo er liegen sollte.

Im Jahre 1860 wurden in dem Distrikt Harrismith offene Grundstücke auf folgende Weise vermessen: das Terrain wurde in langen Linien unter bestimmter Kompaßrichtung abgeritten. Auf alle 60 Minuten wurde ein Merkzeichen oder Baken gemacht, bestehend aus Quaggabeinen oder einem Stück Ameisenhaufen usw. Die Andeutung, daß es praktisch unmöglich wäre, ohne mathematische Instrumente in einem hügeligen Terrain in Parallelogrammen abzureiten, wurde mit Unglauben und überlegenem Achselzucken beantwortet. Kein Wunder, daß dann mehrere Jahre später nicht allein Grenzpfähle, sondern auch ganze Plätze nicht vorgefunden wurden.

Selbst die Grenzen zwischen den verschiedenen Distrikten wurden sehr ungenau bestimmt. Man bestimmte z. B. als Grenze die Fluchtlinie zwischen zwei Bergen, die ungefähr 80—100 Meilen von einander entfernt waren. Wo und wie die Linie auf dem Grunde lief, wurde nicht näher gekennzeichnet, so daß später ganze Reihen von Plätzen in verkehrten Distrikten lagen.

Zu den Obliegenheiten der Landkommissionen gehörte auch die Festsetzung der jährlichen Grundsteuer und vor allem die Entscheidung über Grenz- und Besitzstreitigkeiten.

2. Bestimmungen über die Farmgröße.

Von vornherein wurden in beiden Republiken bestimmte Flächengrößen für die Farmen eingeführt, die zum Teil schon übungsgemäß von den ersten Ansiedlern angewendet, nunmehr gesetzlich festgelegt wurden (Gesetz Nr. 6 von 1858 und Gesetz Nr. 8 von 1886). Danach sind zu unterscheiden:

In Transvaal

I. Farmen von 3000 (bis 3750) Kapschen Morgen (ungefähr 1 ha).

II. Farmen von 500 bis 1500 ha.

Beide Arten sind Viehfarmen, deren Größe nach der Güte des Landes reguliert ist.

III. Kleinere Dorfgrundstücke bis zu 10 ha, die sogenannten Erben.

Später bildeten sich übrigens in dem tropischen Norden von Transvaal einige landwirtschaftliche Großbetriebe aus, große Plantagenwirtschaften von ungefähr je 10000 ha Umfang, auf denen Kaffee, Zucker, Baumwolle und andere Erzeugnisse des tropischen Ackerbaus gewonnen wurden. Bekannt sind besonders die vorzüglich bewirtschafteten Plantagen des Obersten Schiel und anderer Deutschen in den „Spelonken", im Gebiet der Zoutpantsberge.

Im Freistaat wurden die Farmen durchschnittlich kleiner angelegt, als Großarmen mit 1500 bis 3000, als mittlere Farmen in Größe von 500 bis 1000 Morgen. Dazu kamen auch hier die kleinen „Erben" in den Dörfern.

Diese feste Größe des Flächenumfanges der Farmen schließt, sich einerseits an die Natur des Landes und die ihr eigentümliche Weidewirtschaft an, welche größere

Bodenflächen für einen ausreichenden selbständigen Farmbetrieb erfordern. Die kleineren Farmen sind für Gegenden gedacht, in denen neben der üblichen Viehwirtschaft auch Ackerbau möglich ist. Auf der anderen spricht sich in der Uniformierung das demokratische Grundprinzip der ursprünglichen kolonisierenden Gesellschaft aus, welche wirtschaftlich ganz gleichartige Elemente zusammenfaßte, ein Prinzip, welches wir ausnahmslos bei jeder volkstümlichen Kolonisation wieder finden. Auf denselben Gedanken, auf das bewußte Bestreben, Latifundienbildung und Landspekulation zu verhindern, geht die fernere Bestimmung zurück, daß jeder nur einen Platz zugewiesen erhalten sollte. Es besteht zwar die Tendenz, freies Privateigentum, aber nur in festbestimmten Größen zu schaffen.

3. Die Bewässerungsfrage.

Die Wasserfrage ist für ganz Südafrika, wie oben angedeutet, von der allergrößten Bedeutung. Ist es schon für die Weidefarmen wichtig, daß genügend Wasser zum Tränken des Viehs vorhanden ist, so liegt das Schwergewicht des ganzen Problems doch in der Frage, wie für den Ackerbau die unzureichenden Niederschläge durch künstliche Bewässerung zu ergänzen sind. Solche Bewässerung wird erzielt durch Stauvorrichtungen, durch Leitungsgräben im Anschluß an größere natürliche Wasserläufe etc. Die Rechtsverhältnisse, die sich hierbei ergeben, sind teils privatrechtlicher, teils öffentlich-rechtlicher Natur, und ihre gesetzliche Regelung ist in Ländern wie den beiden Republiken, wo das Wasser wegen seiner Knappheit ein geradezu kostbares Produktionselement ist, eine Hauptaufgabe der gesetzgebenden Faktoren. Während in Europa der tieferliegende Grundeigentümer häufig einen hartnäckigen Kampf gegen das vermeintlich zu weit führende Vorfluts-Recht des Oberliegers führt, wird umgekehrt in jenen Gebieten, der Erstere dem Gesetzgeber nur dankbar sein, wenn dieser seinen Nachbarn zur Abgabe des überflüssigen Wassers veranlaßt. In diesem Sinne ist auch die Wassergesetzgebung der beiden ehemaligen Republiken gehalten. Als Vorbild dienten ihnen die Wassergesetze von Kapland und Java, doch finden sich auch viele gleiche und ähnliche Bestimmungen wie z. B. in dem preußischen Gesetz vom 28. Februar 1843 (G. S. S. 41) über die Benutzung der Privatflüsse.

Die Bewässerungsanlagen, welche durch Ansammeln von Regenwasser hinter halbkreisförmig gezogenen Dämmen oder durch Auffangen von Quellen des eigenen Gebietes in Reservoirs das nötige Rieselwasser gewinnen, kommen unter diesen Gesichtspunkten nicht in Betracht. Die Gesetzgebung erstreckte sich vielmehr lediglich auf solche Einrichtungen, welche auf Abdämmen und Ableiten kleinerer Flußläufe oder Bäche beruhen. Von den diesbezüglichen Bestimmungen seien die wichtigsten im Wortlaut mitgeteilt:

1. Plätze, die kein Außenwasser haben, aber in der Nähe von Flüssen liegen, können, falls gesetzlich erlaubte Triften vorhanden sind, auf der entgegengesetzten Seite des Flusses Land erhalten.*)

2. Der freie Lauf des Wassers von Gräben, Bächen usw. darf durch die anliegenden Eigentümer oder Besitzer nicht gestört werden, vielmehr sind derartige Wasserläufe in gutem Zustande zu erhalten, wozu auch das Anbringen von Schleusen gehört. Jeder Besitzer oder Eigentümer eines anliegenden Platzes darf das ihm be-

*) Der hierbei verfolgte Zweck war wohl 1. auch diesen Plätzen eine hinreichende Tränke für das Vieh zu gewähren und 2. ihnen die Möglichkeit für Ackerbau zu geben.

sonders zuerkannte Wasser selbst verwerten oder darüber sonst irgendwie bestimmen, doch ist es ihm nicht erlaubt, außer dem ihm hierzu vergönnten Zeitraume davon Gebrauch zu machen, es sei denn, daß er zuvor von seinem Nachbar oder einer anderen Person, die auf das Wasser Anspruch hat, dazu Erlaubnis erhält. Vor allem hat ein Jeder bei dem Ableiten von Wasser dafür Sorge zu tragen, daß ein ausreichender Strom Trinkwasser zum Gebrauch der Hausgenossen in den Flußbetten gelassen wird. Nach der erlaubten Gebrauchszeit ist das überflüssige Wasser wieder in das gemeinsame Flußbett zurückzuführen; dagegen kann das letzte Grundstück, wo der Wasserlauf endigt, das ablaufende Wasser verwerten. (Selbstverständlich war das Herrichten von Durchlässen und Gräben auf Regierungsgrundstücken nicht ohne weiteres gestattet.) Sonntags ist das Ableiten von Wasser untersagt.

3. Das Nachtwasser soll präzis mit Sonnenuntergang durch einen Graben in den Fluß oder Bach eingekehrt werden, zum Gebrauch der unterhalb gelegenen Plätze.

Diese Bestimmung hat ihren Grund darin, daß einerseits der Nutzen der nächtlichen Bewässerung, die ja zum Teil durch den nächtlichen Tauniederschlag ersetzt wird, nicht dem Werte des verbrauchten Wassers entspricht, andererseits die nächtliche Kontrolle des Wasserverbrauchs Schwierigkeiten begegnet. Das Verbot der Wasserableitung an Sonntagen entsprang dem religiösen Gefühl der Buren, welches in weitgehender Weise die Innehaltung der Sonntagsheiligung forderte.

Mit diesen einfachen Bestimmungen, welche die von privater Seite geschaffenen Bewässerungsanlagen regeln, begnügten sich die Republiken. Zu weitgehenden Maßnahmen, insbesondere zur Ausführung von Bewässerungsanlagen in großem Stil für größere Distrikte durch den Staat selbst ist es nicht gekommen, trotzdem an sich für diese Länder der Gedanke nahe liegt und auch vielfach erörtert worden ist, das Land in größerem Umfange zu bewässern, sei es, daß große Gesellschaften zu diesem Zwecke das Land in umfangreichen Komplexen aufkaufen und in eigene Bewirtschaftung nehmen, sei es, daß lediglich die Bewässerung selbst in einem großartigen Betriebe zentralisiert ist und das Wasser an die Grundeigentümer gegen Entgelt abgegeben wird, wie dies die englische Regierung in Ägypten und stellenweise in Indien tut. Die Gründe für die Zurückhaltung der Burenrepubliken liegen etwa in der Erwägung, daß der plötzlich infolge der Gold- und Diamantenproduktion geschaffene Konsumentenkreis noch keineswegs die Gewähr für eine dauernde Rentabilität kostspieliger Berieselungsunternehmungen bietet, „zumal aller menschlichen Berechnung nach innerhalb von 50 bis 80 Jahren alle bekannten Goldbergwerke, nachdem die Erdschichten mit Hülfe der heutigen technischen Hilfsmittel bis zu einer Tiefe von 5000 Fuß durchwühlt und erschöpft sind, verbraucht sein werden, so daß vielleicht das heutige Johannesburg wieder auf die Stufe eines armseligen kleinen Städtchens herabgesunken sein wird. Es ist im Auge zu behalten, daß Südafrika, was die Bodenschätze anlangt, nicht von den Zinsen, sondern vom Kapital lebt, daß dieses Kapital nach Ansicht der Sachverständigen in vielleicht 25 Jahren zur Hälfte erschöpft sein wird und das mit dem Niedergange der Goldproduktion auch die mit dieser entstandenen Industrien verschwinden werden.“*)

Außerdem hat aber der Ackerbau in Südafrika ganz abgesehen von der Wasserfrage mit einer Reihe anderer Schwierigkeiten zu rechnen, die regelmäßige sichere

*) Vergl. James Bryce, Bilder aus Südafrika. S. 148.

Ernten in Zweifel stellen und ihn zu einem riskanten Unternehmen machen. Heuschrecken, Hagelstürme, Rost treten hier vernichtender auf als anderswo.*)

Ferner kommt auch sehr stark in Betracht, daß bei den heutigen tiefstehenden Getreidepreisen die Einfuhr des Getreides erheblich billiger zu stehen kommt als der Eigenbau durch derartig umfangreiche und teure Urbarmachung des Landes.

Sehr richtig bemerkt Wallace**) zu dieser Frage:

„The crux of the position rests in the finances. It can no doubt be made a succes from the engineering and agricultural points of view, but it remains for those, who take a special interest in the scheme to show that it will pay. (S. 425.)

One great question remains to be settled, viz., in what way can governement best lend its aid to the numerous irrigation schemes, which will sooner or later be brought forward. The author is strongly of opinion, in the light of experiences of Victoria and the Irrigation States of Western America — that the initative should be taken, and the great burden of the responsibility be borne, by the people, who are to be the greatest beneficiaries by its succes, the duty of governement being to give all possible reasonable encouragement, and even, under well — conceived regulations, to provide material assistance. Only by such means will it be possible, to draw the line between injudicious schemes and those which are worthy of consideration and encourangement.“

Schließlich sind auch die Fragen der technischen Ausführung für die beiden Staaten zur Zeit durchaus nicht geklärt, und stellen sich noch besondere volkswirtschaftliche Schwierigkeiten entgegen. So wurde z. B. bei einer Beratung über die Schaffung staatlicher großer Bewässerungsanlagen in einer Volksratssitzung des Oranjefreistaates im Jahre 1898 darauf hingewiesen, daß nur schwer passende Flächen zur Aufrichtung von zentralen Reservoieren zu finden seien, von denen aus ein größeres Areal im großen Stil bewässert werden könnte. Finanziell würde der Plan auch noch dadurch erschwert, daß man aus Mangel an fiskalischem Grund und Boden die betreffenden Grundstücke erst kaufen müßte.

4. Die Personenfrage in der Landgesetzgebung.

Zuerst nehmen wir bei den alten Doppern, den Vortrekkern, einer unfertigen Gesellschaft von verschwindend geringer Bevölkerungszahl gegenüber der unterworfenen eingeborenen Bevölkerung und ohne jegliche politische Erziehung, das Bestreben wahr, ihrem Staatswesen das rein religiöse, göttliche Prinzip zu Grunde zu legen. Trotzdem das alte römisch-holländische Recht mit seinen römischen Auffassungen als Hauptgesetz des Staates gelten sollte, sehen wir hier doch die Auffassung des alten Germanentums über den Staatszweck durchleuchten. Das Gefühl der einzelnen Persönlichkeit, sowohl des Individuums wie seiner Erweiterung in der Familie, steht dem Boeren so hoch und ist bei ihm so stark ausgeprägt, daß dem Staate nur eine ergänzende Stellung zugewiesen wird, soweit die Kräfte des Einzelnen und der engeren Gemeinschaft nicht ausreichen. Die anfänglich gleiche wirtschaftliche, soziale und religiöse Lage der Insassen erleichterte die Durchführung dieser Grundsätze. Auch lag damals noch kein Grund vor, nationale Gegensätze auszugleichen und zu versöhnen. Das Verhältnis zwischen Eroberern und Besiegten

*) O. Thomas. Agricultural and pastoral Prospects of South-Afrika. S. 184.

**) Farming industries of Cape Colony. S. 433.

erforderte kein Amalgamieren der beiden. Die wenigen einfachen aber zweckentsprechenden Bestimmungen in ihren Landgesetzen zeigen, daß im großen und ganzen in ihrem kleinen Gemeinwesen von demselben Glauben, derselben Nationalität und ohne soziale Gegensätze die Aufgaben ihres Staates verhältnismäßig leicht waren. Sie konnten die Grenzen ihrer Wirksamkeit ziemlich eng ziehen und im übrigen alles der privaten Initiative überlassen. Die Bürger selbst vermochten die öffentlichen Geschäfte leicht zu übersehen und sich an die Selbstregierung zu gewöhnen. Dieses Stilleben hörte aber mit dem Augenblick auf, als plötzlich eine Industrie erstand und neue größere Scharen von Angehörigen fremder Völker eindrangen, und sich so scharfe Gegensätze zwischen Reich und Arm, Kapital und Arbeit, Industrie und Landwirtschaft herauszubilden begannen. Mehrmals ließ sie jetzt doch der einseitige, durch die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse sich ziehende egoistische Gesichtspunkt ihre verkündeten Freiheitsgrundsätze Neulingen gegenüber etwas einschränken, wie die besonderen Erlasse gegen die Ausländer zeigen.

Andererseits zwangen sie aber dieselben geschichtlichen Vorkommnisse, in Verbindung mit der schnellen Entwicklung ihres Staatswesens, auf die Unterstützung dieser eindringenden intelligenteren und vor allem auch wissenschaftlich gebildeten Männer Bedacht zu nehmen, so daß tatsächlich häufig Gesetze, die eine Beschränkung der Mitkolonisten in ihrer staatsrechtlichen Stellung bezweckten, nur teilweise oder garnicht zur Durchführung kamen; denn die wachsende Modernität der wirtschaftlichen Zustände verlangte auch ein modernes Staatswesen, eine moderne Verwaltung, und hierzu reichten die Kenntnisse der Staatsbeamten oft nicht aus. Deshalb wurden Fremde gerade auch in Verwaltungsstellen aufgenommen, trotz der Befürchtung, daß sie infolge ihrer geistigen Überlegenheit einen zu weitgehenden Einfluß in der Verwaltung gewinnen könnten.

Daß sowohl der Regierung wie dem einzelnen Buren eine ausgeprägte Schwärmerei für die Fremden fernlag, wird z. B. gerade ihren engeren Stammverwandten, den Holländern gegenüber durch folgende landläufige Anschauungen gekennzeichnet:

1. „Die Holländer haben allzeit den Mund voll von herabsetzenden Bemerkungen über die Engländer. Inzwischen haben aber diese Millionen Geld nach Südafrika gebracht, während die ersteren nur Prädikanten, Schulmeister und Genever einführten, wofür wir bezahlten.

2. Wir gebrauchen Holländer in Anstellungen, weil sie unsere Sprache sprechen und durchgehend gut gelehrt sind. Ihr Haß gegen die Engländer schützt uns gegen die Gefahr, unsere Unabhängigkeit von englischer Seite aus zu verlieren. Aber die Zeit nähert sich, wo wir sie nicht mehr nötig haben".

Das erste Gesetz, welches sich mit der Personenfrage befaßte, der Volksratsbeschluß vom 18. Juni 1855, schuf Vorrechte für die älteren Bürger, indem es den Emigranten von 1852 (Sandriververtrag, vergl. oben S. 789) ein Recht auf die Anweisung von 2 Plätzen, einen Ackerland- und einen Viehplatz zuerkannte, für spätere Reflektanten aber nur einen Platz vorsah. Die gleichfalls darin getroffene Bestimmung, daß nur Bürger Grundbesitz erwerben konnten, hat nur vorübergehende Bedeutung gehabt. Es war ganz natürlich, daß in der ersten Zeit Volk und Regierung die unter so großen Mühsalen gewonnenen Gebiete für die Teilnehmer an den Eroberungskämpfen und ihre Nachkommen in erster Linie reservieren wollten, zumal sie noch keineswegs den Reichtum des Landes und seine Aufnahme-

fähigkeit für Einwanderer in ihrem ganzen Umfange kannten. Erst als man zu dieser Erkenntnis gelangte, und zumal auch die ersten Einwanderer in der Mehrzahl zu den Stammleuten aus den alten Kolonien gehörten und auch anfänglich nicht in gefahrdrohender Menge hineinströmten, kam bezüglich der Personenfrage in der Landpolitik, besonders seit den sechziger Jahren unter Pretorius und Krüger, eine weitherzige und äußerst liberale Auffassung zur Geltung. Daß in politischer Hinsicht später andere Gedanken Einfluß gewannen, soll gleich ausgeführt werden.

Und zwar sind es weniger direkte Bestimmungen der Landgesetze selbst, in denen die liberale Behandlung der Zuwanderer zu Tage tritt, als vielmehr die Praxis der Behörden, denen gerade in dieser Hinsicht weitgehende Machtbefugnisse zugestanden waren. In Transvaal wird zwar in den sechziger Jahren noch die Zuständigkeit des ausführenden Rates, Gouvernementsland zu veräußern und zu verpachten, vom Volksrat bestritten, und der Beschluß vom 6. November 1871 behielt dem Volksrat das Recht der Genehmigung für geschehene Landüberweisungen vor. Aber schon durch einen neuen Volksratsbeschluß vom 11. März 1873 und dessen Ergänzung vom 18. Oktober 1881 wurde der ausführende Rat ermächtigt, öffentliches Land unter allgemein festgelegten Gesichtspunkten zu verpachten, eine Befugnis, die durch den Volksratsbeschluß vom 22. Juli 1885 auch auf die Veräußerung solchen Landes ausgedehnt wurde. Da in all diesen Beschlüssen besondere Festsetzungen über die Vergebung von Land an Fremde nicht getroffen waren, hatte der ausführende Rat volle Freiheit in dieser Hinsicht, von der er auch weitgehenden Gebrauch gemacht hat.

Von ganz besonderer Wichtigkeit wurde diese Machtbefugnis gerade auch für die Übertragung von Goldfeldern an Privatpersonen und Gesellschaften. Schon der Versuch des Präsidenten Schalk Burgers, im Jahre 1879/80 in Europa eine Anleihe von 300000 £ gegen Verpfändung von 500 Farmen zu je 600 Morgen aufzubringen, ließ darauf schließen, daß man es mit dem Grundsatze, Transvaal den Transvaalern, nicht so genau nehmen wollte; ja sogar bereit war, Grund und Boden in spekulativem Sinne in den Verkehr zu bringen.

Daß bei alledem eine gewisse Bevorzugung der alten Bürger immer stattfand, geht aus dem Okkupationsgesetz vom Jahre 1886 hervor, dessen Artikel 12 die zur Aufteilung kommenden Plätze in folgender Ordnung zusprach: a) an Bürger der südafrikanischen Republik; b) an eingewanderte Personen oder solche, die noch einzuwandern beabsichtigten, aber in beiden Fällen noch nicht Bürger der Republik waren.

Der ausführende Rat wurde durch mehrere schwerwiegende Gründe zu dieser lieberalen Stellungnahme in der Zuwandererfrage bewogen. Er sah es als Hauptaufgabe an, eine möglichst vollständige und rasche Besiedelung des Landes durch wirklich seßhafte Farmer herbeizuführen. Und dieses Bestreben kollidierte nicht unerheblich mit der tiefeingewurzelten Trecklust eines großen Teils der alten Buren, zumal diese bei ihrem geringen Verständnis für das Gemeinwohl in jeder Regierungsverordnung eine unnötige Beeinträchtigung ihrer persönlichen Freiheit erblickten. Ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl verließen sie die ihnen angewiesenen Plätze, zogen ruhelos mit ihren großen Viehherden im Lande umher und nahmen ohne Rücksicht auf Maßregeln der Regierung neue Flächen in Beschlag (vergl. oben S. 791). Nur mit geringem Erfolge suchte die Regierung durch besondere Gesetze vom 24. November 1864 und 7. Juni 1870) diese unruhigen Elemente zur tatsäch-

lichen Okkupation ihrer Landflächen und zur Innehaltung der Entäußerungsvorschriften anzuhalten. Deshalb mußte die Regierung verständlicherweise ganz von selbst dazu geneigt sein, ein Gegengewicht gegen diese Bevölkerungsschicht zu schaffen und sich dazu gegebenen Falls auch auf Fremde zu stützen. Zugleich konnte damit der Versuch gemacht werden, die Treckburen selbst durch die fühlbare Konkurrenz zur festen Ansiedlung zu veranlassen.

Überhaupt ließ die Schwerfälligkeit, ja Indolenz der eigentlichen alten Buren und ihre mangelhafte Befähigung für den Ackerbau einen kräftigen Einschlag anderen Blutes wünschenswert erscheinen. Diese Charakterisierung der Buren holländischer Abkunft wird durch zahlreiche Kenner des Landes aus allen Zeiten bestätigt. So schreibt schon 1796 Kaptain Parcival, welcher damals Kapland bereiste: „Der holländische Farmer sucht niemals den Boden durch Bewässerung zu verbessern. Seine einzige Arbeit ist, die Saat zu säen und alles übrige dem Glück und dem Klima zu überlassen. Seine Pflüge, Eggen und Hausgeräte sind plump und klotzig, aber er läßt sich zu keiner Änderung seines landwirtschaftlichen Betriebs bewegen." Lord Randolph Churchill fällt 1891 dasselbe Urteil über den Transvaalbur: „Der Burenfarmer ist die personifizierte Trägheit. Im Besitz einer Farm von 6 bis 10000 Acres begnügt er sich damit eine Herde von wenig 100 Haupt Großvieh aufzuziehen und sie noch dazu fast gänzlich der Sorgfalt von Eingenorenen zu überlassen. Es kann, ohne ungerecht zu sein, behauptet werden, daß er niemals einen Baum pflanzt, niemals einen Damm zieht, niemals einen Weg anlegt, nie einen Halm Korn baut. Die rohe und primitive Bearbeitung seines Landes für Mais durch die Eingeborenen läßt er zwar in geringer Ausdehnung zu, aber den eigentlichen Landbau und, die ihn betreiben, verachtet er gleichermaßen."

Max O'Rell äußert sich dahin: „Die Buren sind Viehfarmer, sonst nichts. Ihre Vorfahren waren es, und sie können nicht begreifen, daß sie etwas anderes werden könnten. Unwissend, bigott, hinter der Zeit zurück, nutzen diese nach Afrika verpflanzten holländischen Beter den Boden wie die Zeitgenossen der Patriarchen und verzichten darauf, einer landwirtschaftlichen Maschine auch nur einen Blick zu gönnen."*)

In der Tat hat eine sehr umfangreiche Einwanderung gerade auch von Farmern fremder Nationalität, besonders von Engländern und Deutschen stattgefunden. So lange diese sich eben nur auf Personen beschränkte, die sich dem Farmbetriebe widmen wollten, lag auch kein dringender Grund vor, Änderungen in den System vorzunehmen. Erst als infolge des industriellen Aufschwunges und der zahlreichen Einwanderung von Nichtlandwirten die Zahl und wirtschaftliche Macht derselben in bedrohlicher Weise zu wachsen begann, suchte man dieser Lage Herr zu werden durch Erlaß besonderer Gesetze, wie durch besondere Abgaben und Erschwerung der Erlangung des Bürgerrechts, indem die bisher übliche Aufenthaltsdauer im Lande 1882 von 2 Jahren auf 5 Jahre und 1885 sogar bis auf 15 Jahre ausgedehnt wurde. Im Jahre 1890 drängten die Verhältnisse zwar dahin, eine politische Vertretung der „Uitländer", in dem zweiten „Volksrat" zu schaffen, für welchen diejenigen stimmberechtigt waren, die seit mindestens 2 Jahren naturalisiert worden waren. Es wurde aber außerdem gefordert: ein Alter von 30 Jahren, die Zugehörigkeit zur protestantischen Kirche, Aufenthalt und Besitz von festem

*) South-Afrika. W. B. Worsfeld. S. 127.

Eigentum im Lande. Dagegen wurde von den alten, für den ersten Volksrat stimmberechtigten Bürgern nur ein Alter von 16 Jahren verlangt. Die Ausländer erwarben das aktive und passive Wahlrecht für den ersten Volksrat erst, nachdem sie 10 Jahre zum zweiten stimmberechtigt gewesen waren, so daß sie tatsächlich die zwei Jahre vor der Naturalisation eingerechnet, erst nach einem Mindestaufenthalt von 14 Jahren und nicht vor dem 40. Lebensjahre Vollbürger wurden. Das weitere Gesetz von 1894 schaffte zwar das Erfordernis des Grundeigentums ab und verlangte ein Alter von 30 Jahren für die Stimmberechtigung zum ersten Rat; im übrigen blieben aber alle Zeitbestimmungen bestehen, und außerdem mußte die Majorität der Bürger des Distrikts, in dem der Bewerber wohnte, schriftlich ihren dahingehenden Wunsch ausdrücken und der Präsident und übrige ausführende Rat keine Einwendungen machen.

Im Freistaat war jede weiße Person Bürger, die ein Jahr im Staate gewohnt und Grundvermögen von mindestens 3000 Sch. auf ihren Namen registriert hatte. Ein Vorzug in der Landzuweisung wurde aber auch hier der alteingesessenen Bevölkerung eingeräumt; es sollten nämlich nach dem Okkupationsgesetz von 1866 in erster Linie diejenigen berücksichtigt werden, die während der Kriege des Jahres 1866 bereits wirkliche Bürger waren oder Kommandodienste taten. Entscheidend für diese größere Liberalität des Freistaates war sicher die nahe Verbindung und fortdauernde Berührung mit dem englischen Nachbargebiet und die von vornherein große Anzahl der angesidelten Engländer, denen Art. 4 des Vertrages von 1854 ungestörten Besitz ihres Eigentums gewährleistete. Vor allem aber kommt in Betracht, daß hier keine industrielle Entwicklung und Einwanderung Platz griff. Bäuerliche Kolonisten waren stets willkommen und konnten Grundeigentum erwerben, ohne Bürger zu sein.

Als Gesamtergebnis ist für beide Staaten festzustellen, daß in der Landfrage eine durchaus weitherzige Politik innegehalten wurde. Den Fremden stand das Land, abgesehen von dem erwähnten Vorzug, in gleicher Weise zur Verfügung; jedes Vorrecht war bei der dünnen Besiedelung und dem reichlichen Vorrat an unbesetztem Lande zunächst ohne Belang. Die industriefeindlichen Beschränkungen in Transvaal bezüglich des Erwerbs des Bürgerrechts waren für die Landfrage von ganz sekundärer Bedeutung.

5. Die Landgesetze der Burenstaaten.

Wir kommen nunmehr zu der wichtigsten Frage der ganzen Landgesetzgebung, nämlich derjenigen der Gestaltung des Besitzrechtes, der Grundsätze, unter denen die Besiedelung sich vollzog.

Bei allen kolonisierenden Mächten Afrikas gilt ähnlich wie in Nordamerika nicht blos der Grundsatz, daß herrenlose Gebiete Staatseigentum sind, sondern auch die Tendenz, sich nicht ohne greifbare Vorteile großer Bodenflächen, gewissermaßen ganzer Landesteile zu entäußern. Es entspricht dieser Tendenz, das herrenlose Land teils zu Kronland zu erklären, teils es an Privatpersonen oder Gesellschaften in kleineren Parzellen oder größeren Gebieten zu Siedelungszwecken zu veräußern, den Eingeborenen hingegen Reservate zu überweisen, die reichlich zu bemessen sind, damit sie auch der zukünftigen Volksvermehrung Rechnung tragen.

Daß die beiden südafrikanischen Republicken diese Tendenz auch zu der ihrigen gemacht haben, geht aus ihren Grundgesetzen von 1854 und 1858 hervor, welche

bestimmten, daß alle herrenlose Gebiete als Eigentum des Staates gelten sollten, jedoch mit der Maßgabe, daß Teile derselben auch fernerhin in Privatbesitz übergehen konnten. Aufgegebene private Grundstücke und jeglicher Ausfallgrund, der sich bei der Verteilung von Farmland zwischen den einzelnen Farmen ergeben sollte, wurden gleichfalls wieder zum Staatseigentum.

Es entstand damit auch für die beiden Staaten die Frage, in welcher Weise diese ungeheuren Flächen wirtschaftlich auszunutzen waren. Staatlicher Selbstbetrieb mußte ohne weiteres als völlig ausgeschlossen erscheinen, und da überhaupt eigentlicher Großbetrieb — eine Farmgröße bis zu 3000 ha ist dort nichts weniger als ein Großbetrieb — nach der Natur des Landes schwer möglich und der Gedanke, Landspekulation zu vermeiden, von vornherein lebendig war, kam auch die Vergebung ganzer Territorien an große private Kolonisationsgesellschaften nicht in Frage. Als einzig richtige Politik wurde vielmehr stets die Begründung selbständiger Familiennahrungen ins Auge gefaßt, wie wir bereits aus den oben mitgeteilten Bestimmungen über die Farmgröße erfahren haben. Nur auf solche Weise konnte eine rasche Besiedlung des Landes, ohne Schädigung seitens privater Spekulanten, durch selbständige steuerkräftige Bauern erreicht werden, wie die Kolonisationsgeschichte aller Ackerbaukolonien zeigt.

Weiter war man vor die Frage gestellt, unter welchen Rechtstiteln Regierungsland an Private zur Bewirtschaftung übergeben werden sollte. Auch hier bot die Kolonisationsgeschichte, namentlich diejenige des benachbarten Kaplandes, zweckmäßige Vorbilder. War man zuerst genötigt, die durch Okkupation besetzten Grundstücke als völlig freies Eigentum anzuerkennen und abzugeben, so kam man bei erstarkender Staatsgewalt auch hier zu dem bewußten Bestreben, bei der weiteren Vergabung durch entsprechende Bestimmungen dafür zu sorgen, daß der gekennzeichnete Zweck wirklicher Besiedlung und tatsächlicher Bewirtschaftung erreicht wurde. Dies war nur möglich durch gewisse, das Verfügungsrecht des Besitzers einschränkende Bestimmungen, die aber hinwiederum, um ansiedelungslustige Farmer nicht abzuschrecken, sich in bescheidenen Grenzen halten mußten.

Das Wesen und die rechtliche Bedeutung dieses Besitzrechtes kann nur durch eine Darstellung der tatsächlichen Vorgänge und der entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen festgestellt und gekennzeichnet werden.

Der Grundsatz, daß Eigentumsrecht der ersten Ansiedler durch freie Okkupation erworben würde, stand außer allem Zweifel und wurde, älter als der Staat, von diesem, der ja die Vertretung der Usurpatoren selbst war, ohne weiteres anerkannt. Und auch die bald erfolgende Anweisung war mehr eine Form der staatlichen Anerkennung und öffentlichen Beurkundung bereits vollzogenen Eigentumserwerbes als wirkliche Eigentumsübertragung, aber eine schlichte Forderung der Gerechtigkeit gegenüber den Staatengründern, die unter Einsetzung von Leib und Leben das Land der Kultur gewonnen hatten. Aus denselben Gründen ergab sich auch die Unentgeltlichkeit der Anweisung, wenigstens für die erste Zeit.

Mit diesem Prinzip der unentgeltlichen Anweisung von Land zum Eigentum brach die Transvaalregierung, bald nachdem geordnete Verhältnisse eingetreten waren, denn Art. 195, Wet 6, v. 1858 bestimmte bereits, daß jeder, der nach der Bestimmung von 1857 oder später Berechtigung auf einen Eigentumsplatz hatte, innerhalb der Zeit von 6 Monaten nach der Publikation dieses Gesetzes auf der zugehörigen Landdrostei eine Bekanntmachung von seinem Rechte auf einen Eigentums-

platz veranlassen und anzeigen sollte, welches der Platz sei, um solches zur gelegenen Zeit beweisen zu können. Nach dieser Zeit sollten auf den Kontoren keine Anweisungen mehr auf Eigentumsplätze entgegen genommen werden. Daß gelegentlich dennoch derartige Anweisungen stattgefunden haben, geht wohl aus den beiden Volksratbeschlüssen vom 12. und 20. September 1871 hervor, daß zur Bewahrung der Goldfelder für den Staat keine Landanweisungen mehr für Privatpersonen stattfinden sollen auf Plätze, die von Magalisberg West bis an den Rhenosterports- oder Houtboschberg und so ferner bis zum Olifantsrivier, Krokodilrivier und zur portugiesischen Grenze gelegen sind. Während dieser Artikel aber nur auf einen lokalen Bereich schließen läßt, scheint Art. 75 das allgemeine Verbot von freier Landanweisung wieder von neuem in Erinnerung bringen zu wollen, denn es heißt hier:

> „In der Absicht, die Hilfsquellen des Staates mit Vorteil zu allgemeinem Nutzen entwickeln zu können, den Kredit des Staates wieder herzustellen und die Rechte der Bürger für die Zukunft besser zu beschirmen und zu sichern, beschließt der Rat von heute ab alle Anweisungen von Grundstücken bis auf Weiteres zu schließen und keine Grundbriefe auf soeben zum Zwecke der Abgabe beabsichtigte Ländereien mehr abzugeben."

Kamen von dieser Zeit ab neue erworbene Gebiete hinzu, so traten jetzt die Okkupationsgesetze von den Jahren 1876, 83 und 86 in Kraft, nach denen aber mit Ausnahme des Okkupationsgesetzes von 1883 keine Grundstücke mehr zu Eigentum übertragen wurden. Nur das Letztere verlieh nach Art. a, neben fortdauerndem Besitzrecht auch volles Eigentumsrecht auf die nach dem Grundsatz, „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst", okkupierten Grundstücke.

Der Schwesterstaat hat anscheinend infolge des vorzüglichen Kolonistenmaterials, das er bereits vorfand oder von vornherein einführte, und der in gleichmäßigem Tempo erfolgten Einwanderung aus den benachbarten Kolonien die unentgeltliche Landanweisung nur in geringem Umfange zugelassen; wenigstens sind für die Zeit von 1854 ab keine besonderen diesbezüglichen gesetzlichen Bestimmungen bekannt. Bis dahin allerdings kaufte und siedelte sich ein Jeder an, wie er wollte, da keine staatliche Autorität vorhanden war. Das Okkupationsgesetz dieses Landes von 1866 (siehe S. 800), das gleichfalls den Bürgern Land unentgeltlich anwies, kennt zwar die Bezeichnung Eigentum und Eigentümer, führt aber de facto ein beschränktes Eigentum ein, das dem Begriff des Lehens nahe kam.

Der Nachweis eines Besitztums war an folgenden gerichtlichen Akt gebunden. Nach § 168 des Grundgesetzes von 1896 der Transvaalrepublik konnte keine Übertragung von unbeweglichem Eigentum durch einen Eigentümer auf den Namen eines anderen vor sich gehen, wenn nicht eine Abgabe von 4 Prozent durch den Erwerber oder durch den Käufer auf die Kaufsumme oder den Wert eines solchen festen Gutes gezahlt ist. Dieses sogenannte Herrenrecht der Regierung auf Rente in der Art von Auflassungsgebühren soll innerhalb 6 Monaten nach dem Verkaufstermin ausgeübt werden und, wenn es nicht bezahlt ist, sollen 6 Prozent Rente per Jahr auf den Betrag der geschuldeten Herrenrechte in Rechnung gebracht werden. Ein Grundbrief und eine von einem staatlichen Landmesser hergestellte Karte des Platzes dienten als Beweisstück für Eigentumsbesitz und „Erben". Diese Beweisstücke wurden mit Nachdruck erst durch Gesetz Nr. 6 von 1870 und Gesetz Nr. 4 von 1883 verlangt, weil die Bürger eben in Anbetracht der bis dahin geltenden einfachen Bestimmungen,

daß Namensnennung und Registrierung des Platzes auf der Landdrostei als Eigentumsbeweis genügten, sehr lässig waren. Wer den in jenen Gesetzen vorgeschriebenen Bedingungen nicht nachkam, der sollte nach Gesetz 6 sein Recht auf den für ihn angewiesenen und besichtigten Platz verlieren, und das Gouvernement sollte, ohne fernere Maßregeln zu treffen, die Grundstücke zu Gunsten der Staatskasse verkaufen.

Es sei hier die Form eines solchen Grundbriefes angeführt:

Hiermit wird zum vollen und freien Eigentum abgetreten an ....

Bezeichnender Platz und Stück Land genannt ....

Gelegen in dem Distrikt von ....

Feldkornetschaft von ....

Größe nach Berechnung ....

Grenzbestimmung nach dem anerkannten Kopie-Rapport der Inspektion, datiert vom

....

und unterzeichnet von ....

und nach beigefügter Skizze ....

„Dies Eigentum wird abgestanden unter der Bedingung, „daß alle Wege über dieses Land auf gesetzliche Weise aufgemacht und frei und ungehindert bleiben sollten; daß dies Eigentum einer Ausspannung für Reisende unterworfen ist; daß das besagte Eigentum ferner solchen Bestimmungen unterworfen ist, wie sie nach Grundgesetz getroffen sind und endlich, daß der Eigentümer an eine unerhöhbare Bezahlung von jährlich 10 Schilling gebunden ist.

Gegeben unter meiner Hand und dem öffentlichen Siegel d. Z. A. R. zu .... auf den .... Tag von .... in dem Jahr unseres Herrn eintausend ....

....

Staatspräsident d. Z. A. R.

An ähnliche Bestimmungen war in dem anderen Staate die Übertragung des Eigentums an Grundstücken gebunden.

Mit dieser Überlassung von völligem Eigentum wurde, wie S. 802 bemerkt, Schluß der sechziger Jahre gebrochen und zu Modifikationen geschritten, welche staatspolitische Erwägungen der Förderung des Gemeinwohls zum Ausdruck brachten. In Transvaal führte man auch einen besonderen Namen dafür ein: „Leenings“-Platz. Im Freistaat kennt die Rechtssprache allerdings nur Eigentum, doch zeigen die einschränkenden Bestimmungen seiner Gesetze ähnliche Grundgedanken, so daß sie mit Recht ebenfalls hier zu behandeln sind. Es sei aber bereits bemerkt, daß für den Freistaat nur ein räumlich sehr kleines Gebiet hierbei in Betracht kommt.

E. Runge.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hubert Henoch, Berlin W. 9, Schellingstr. 4, für den Anzeigenteil Wilhelm Süsserott, Verleger: W. Süsserott, in Berlin. Druck von Edmund Stein, Potsdam.

Inseraten-Anhang.

Inserate werden berechnet bei einmaliger Aufnahme
$^1/_1$ Seite mit Mk. 20.00, $^1/_2$ Seite mit Mk. 12.50,
$^1/_4$ Seite mit Mk, 7.50, $^1/_8$ Seite mit Mk. 4.00.

Die Rabattsätze bei Wiederholungen sind folgende:

Bei 3 bis 5maliger Aufnahme 10 %
Bei 6 bis 8maliger Aufnahme 20 %
Bei 9 bis 12maliger Aufnahme $33^1/_3$ %

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Wilhelm Süsserott-Berlin** bei betr. die neue Monatsschrift „Der Continent".